P.O.hisp. 115

Isla.

B.L. hisp. pag. 71.

P. o. hisp. 115

Isla (Jos. F.

<36638476230011

<36638476230011

Bayer. Staatsbibliothek

F. Bartel inv. C. W. Schenck sc.

Cäsar und Irene.

Aus dem Spanischen des Isla. (Jos. Fr.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Mit einem Kupfer.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber Isla's Leben und Schriften.

Don Joseph Franziskus de Isla wurde 1703. den drei und zwanzigsten März in Villavidanes, einem kleinen Flecken im Königreiche Leon, geboren; bald nach seiner Geburt aber zogen seine Aeltern nach Valdena, welchen Ort er daher als seine Vaterstadt anzusehen pflegte. Er ward mit seinen Geschwistern im Hause seiner Aeltern, die angesehen, aber nicht begütert waren, erzogen, und schon in seinem sechzehnten Jahre trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu. Mit dem größten Eifer studirte er Philosophie, Theologie und die schönen Wissenschaften, und zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus. Nach einigen Jahren ward er zum Lehrer der Philosophie und Theologie ernannt, und erwarb sich in mehrern großen Städten, die er auf Befehl seiner Obern besuchte, den ausgezeichnetsten Beifall, die Liebe seiner zahlreichen Zuhörer, und die Achtung

der mit ihm wetteifernden Lehrer aus andern Orden. Er gehörte auch zu den besten und beliebtesten Kanzelrednern Spaniens.

Des unruhigen Geschäftslebens müde, kehrte er endlich nach Villagarcia zurück, wo er, in strenger Beobachtung seiner Pflicht, sich ganz den Wissenschaften widmete und mit unermüdetem Fleiße arbeitete. In diesem stillen Aufenthalte schrieb er seinen Gerundio Zotes.

Von Villagarcia ward er nach dem Collegium in Pontevedra versetzt, wo er bis zum Jahre 1767. lebte. Am dritten April dieses Jahres ward plötzlich die Wohnung der Jesuiten bei Tages Anbruch von Soldaten umringt und ihnen auf Befehl des Königs angezeigt, daß sie so schnell als möglich das ganze Reich räumen sollten.

Isla war krank, dieß hielt ihn aber nicht ab, seinen Mitbrüdern zu folgen. Schon am folgenden Tage verließ er Pontevedra, mußte aber seine Manuscripte und seine Bibliothek, die der König später der Universität zu St. Jago schenkte, zurück lassen.

Er reiste mit seinen Gefährten nach Ferrol, wo alle Jesuiten aus ganz Spanien sich versammelten; mehrere Schiffe lagen segelfertig, und am

vier und zwanzigsten Mai verließ Isla mit den übrigen Jesuiten sein Vaterland für immer. Nach einer Fahrt von drei Wochen erreichten sie Civitavecchia, erhielten aber keine Erlaubniß, ans Land zu kommen. Sie mußten nach Corsica segeln und wurden zu Calvi ausgeschifft, wo schon sechshundert Jesuiten sich aufhielten, so daß die neu ankommenden in diesem kleinen, damals halb zerstörtem Orte, der noch dazu eine starke Französische Besatzung hatte, nur mit Mühe Wohnungen erhalten konnten. Isla, der sich lange vergebens bemühte, ein Zimmer zu finden, traf endlich einen wackern Geistlichen, der ihm seine Wohnung anbot, und ihn, so lange er in Corsica blieb, bei sich behielt.

Im September des folgenden Jahres ging Isla mit mehreren Jesuiten nach Italien, lebte eine Zeitlang in Crespelano, nicht weit von Modena, und dann drei Jahre in Bologna, wo er fleißig arbeitete, und sich die Achtung und Freundschaft vieler gelehrten und angesehenen Männer erwarb.

Eine neue Verfolgung traf ihn im Jahre 1773. In einer Gesellschaft vertheidigte er seinen Orden gegen mehrere ungerechte Beschuldigungen mit Wärme und Heftigkeit; dafür ward er in der folgenden Nacht von Sbirren, die zugleich seine Papiere wegnahmen, aus dem Bette gerissen und in das öffentliche Gefängniß geführt. Neunzehn Tage

blieb der Greis unverhört in dem dumpfen Kerker, dann verbannte ihn das geistliche Gericht aus Bologna, und bestimmte zu seinem Aufenthalt den zwei Meilen von dieser Stadt entfernten kleinen Flecken Budrio.

Das päbstliche Edikt, wodurch der Jesuitorden für gänzlich aufgehoben erklärt wurde, erschien bald darauf; Isla verlor dadurch seine bisherigen Einkünfte. Er mußte, da er das Anerbieten einiger angesehenen Männer in Bologna, die ihm freie Wohnung und Unterhalt versprochen, nicht annehmen konnte, weil er, aller Bitten ungeachtet, seinen Verbannungsort nicht verlassen durfte, sich kümmerlich behelfen; bis er endlich 1775. die Erlaubniß erhielt, nach Bologna zurück kehren zu können.

Nach so manchen Stürmen ward ihm nun ein ruhiges Leben zu Theil; er wohnte im Palaste der Grafen Todeschi, die ihn als einen Vater ehrten und mit der größten Liebe und Sorgfalt pflegten. Er starb plötzlich im Jahre 1781., den zweiten November, geachtet und geliebt von allen, die ihn kannten.

Kurz vor seinem Ende versprach er einem seiner Freunde ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften aufzusetzen; der Tod überraschte ihn und

es unterblieb. Da es vielleicht manchen Freunden der Spanischen Litteratur nicht unlieb seyn dürfte, die Werke des Isla, wenigstens dem Titel nach, zu kennen, so hat der Uebersetzer alle, die er auftreiben konnte, hier zusammen angeführt, und einzelne Bemerkungen über die Schicksale verschiedener derselben, die auch im Auslande Aufsehen erregten, beigefügt.

Beschreibung der Feste zu Pampelona, bei der Anwesenheit des Königs. Diese artige und witzige Flugschrift gefiel, so wie sie erschien, allgemein; bald aber wurden dem Verfasser viele Vorwürfe darüber gemacht, weil man versteckte Satyre auf den König und die Großen des Hofes darin zu finden glaubte. Isla schrieb eine kleine Vertheidigung, die auch der zweiten Ausgabe dieser Schrift beigefügt ist, und man fand ihn bei näherer Untersuchung unschuldig; obgleich einige Worte, einige Lobeserhebungen wohl als Spott auf diese nicht bedeutenden Festlichkeiten ausgelegt werden konnten.

Geschichte des berühmten Predigers, Bruder Gerundio von Campazas; als Verfasser ward auf dem Titelblatt Franziscus Cobon, ein berühmter Prediger in Villagarcia, genannt, man errieth aber gleich den wahren Verfasser. Mit allgemeinem, ungetheiltem Beifall ward

der erste Band aufgenommen, in wenigen Tagen war die ganze Auflage vergriffen; er ward übersetzt und gefiel den Franzosen, wie den Engländern, obgleich so manche Stelle des Originals im Auslande ihr Interesse verlor. Von allen Seiten erhielt der Verfasser schmeichelhafte Briefe, Dichter verherrlichten ihn, der König und die Königin bezeigten ihm ihren Beifall und verlangten auch seine übrigen Schriften zu lesen. Schon machte man Anstalten zu einer zweiten Auflage, als vom Inquisitionstribunale zu Madrid der Abdruck bis auf weiteren Befehl untersagt ward. Zu viele schlechte Prediger fühlten sich getroffen und sahen ihre Nichtigkeit mit so sprechenden Zügen geschildert, daß sie für ihr Ansehn fürchteten; sie suchten daher den Verfasser zu stürzen, und machten, wie immer, ihre Sache zur Sache Gottes und der Religion, um desto sicherer ihren Zweck zu erreichen. Es erschien eine Schmähschrift über die andere, bald sollte Isla ketzerische Grundsätze verbreitet, bald die Macht des Königs beleidigt, bald die heilige Inquisition angefeindet haben. Isla beantwortete alle, bald ernst, wenn der Gegner es verdiente, bald spottend und lachend, um den Feind in seiner Blöße darzustellen. Viele Bischöfe und Große des Hofes nahmen den Verfasser in Schutz und suchten ihm die Erlaubniß zu verschaffen, den Abdruck des ersten Theils beendigen zu dürfen; aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Im Jahre 1760. ver-

dammte die Inquisition das Buch als gotteslästerlich, ketzerisch und von Irrthümern strotzend. Kurz vorher, ehe dieß Edikt erschien, hatte Isla den zweiten Theil beinahe vollendet; unwillig über ein solches Urtheil, machte er den launigen Schluß, worin er von seinen Lesern Abschied nimmt; da er anfänglich die Absicht hatte, dieß Werk weiter fortzusetzen. Eine Abschrift des zweiten Theils wurde ihm entwendet, und ward, noch bei seinem Leben, gegen seinen Willen in Frankreich gedruckt.

Uebersetzungen.

Leben des Theodosius des Großen, aus dem Französischen des Flechier; es wird von Spanischen Recensenten als Muster einer guten Uebersetzung angeführt.

Handbuch der Spanischen Geschichte, aus dem Französischen des Jesuiten Duchesne. Isla schrieb weitläuftige und gelehrte Anmerkungen dazu. Eine andere Uebersetzung, die kurz vorher erschienen war, ward über diese bald vergessen.

Gil Blas von Santillana, aus dem Französischen des le Sage. Isla ward lange Zeit für den Verfasser dieses Romans und des Bakkalaureus von Salamanka gehalten, beide sollte er

dem le Sage im Manuscript mitgetheilt haben; er selbst suchte es in seiner launigen Vorrede zu der Uebersetzung wahrscheinlich zu machen, und seine Landsleute, und Deutsche und Franzosen haben es ihm nachgesagt. Er lernte aber erst in Italien den Gil Blas des le Sage kennen, und zugleich die Italiänisch geschriebene Fortsetzung, und übersetzte die sieben Bände ins Spanische, doch änderte er vieles in den beiden letzten. Seine Uebersetzung erschien erst nach seinem Tode in Valencia unter folgendem Titel:

Aventuras de Gil Blas de Santillana robadas a España y adoptadas en Francia por Mons. le Sage, restituydas a su patria y a su lengua nativa por un Espagnol zeloso, que no sufre que se burlen de su nacion. Con Privilegio. En Valencia y Oficina de D. Benito Montfort. 1791. T. I. — V.

Der sechste und siebente Band haben folgenden Titel: Adicion a las Aventuras francesas de Gil Blas o Historia galante del Joven Siciliano, que suena traducida de Frances en Italiano, y de esta lengua la ha convertito en española el viejo ocioso que restitujo las aventuras francesas a su original lengua castellana.

Anno Christiano, aus dem Französischen des Jesuiten de Croisset, 12 Theile in 4to; Isla schrieb einige Zusätze dazu.

Cartas criticas, festivas, morales, scientificas y eruditas del Abogado Josef Antonio Constantini. 8 Tom. in 8vo. Er wollte sie nicht unter seinem Namen drucken lassen, und der Uebersetzer hat nicht erfahren können, ob sie erschienen sind.

Arte de encomendarse a Dios, aus dem Italiänischen.

Leben des Cicero, aus dem Italiänischen des Passeroni.

Satyren gegen die neue Litteratur, aus dem Italiänischen.

Er schrieb auch Anmerkungen zu Cicero's Abhandlungen de Senectute und de Amicitia.

Isla correspondirte fast mit allen berühmten Männern Spaniens, auch mit einigen Deutschen und Französischen Gelehrten; er wollte jedoch bei seinem Leben keine Briefe drucken lassen, weil, wie er sagte, solche schnell hingeworfene Sachen nicht für das große Publikum wären. Nach seinem Tode erschien eine Sammlung in sechs Bänden.

Cartas familiares del F. Joseph Francisco de Isla escritas a su Hermana Doña Maria Francisca

de Isla y Losada y a su cuñado D. Nicolas de Ayala. T. I.—IV.

Cartas familiares del P. I. F. de Isla escritas a varios sujetos. T. V. VI.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite.

Erstes Kapitel. Geschichte des Sicilianers Cäsar. Er lernt die schöne Irene kennen . . . . 3.

Zweites Kapitel. Cäsar trift den Capitain Arnaldo und wird verhaftet . . . . 8.

Drittes Kapitel. Unterredung des Sicilianers mit dem Soldaten; er entflieht aus dem Gefängnisse. Angenehmes Abentheuer im Garten . . . . . . 14.

Viertes Kapitel. Der Sicilianer verläßt die Stadt; Irene begleitet ihn, sie schiffen sich in Syrakus ein. Reise nach Corfu . . . . 20.

Fünftes Kapitel. Geschichte des Soldaten. Er verläßt das Haus seiner Aeltern: Abentheuer in Canada . . . . 24.

Seite.

Sechstes Kapitel. Der Soldat findet die schöne Mathilde; beide entfliehen aus Canada. Sie treffen einen Einsiedler an . . . . 39.

Siebentes Kapitel. Der Einsiedler nimmt den Soldaten und Mathilden auf. Beschreibung seiner Einsiedelei. Er giebt sich ihnen als Gil Blas von Santillana zu erkennen . . . . 45.

Achtes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Tod der Dorothea. Gil Blas entschließt sich ein Eremit zu werden . . . . 50.

Neuntes Kapitel. Geschichte des Enkels des Montezuma, des letzten Kaisers von Mexiko . . . . 57.

Zehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Der Sohn des Eremiten reiset nach Spanien. Er kommt zurück und bringt dem Gil Blas Nachricht von seiner Familie . . . . . . 72.

Eilftes Kapitel. Geschichte der Niederlassung der Spanier auf der unbekannten Insel. Ueber die Sitten und Gesetze der Einwohner . . . . 76.

Zwölftes Kapitel. Der Neffe des Montezuma stirbt. Diego kommt zurück; erzählt seine Abentheuer; Gil Blas räth ihm nach Rom zu wallfahrten . . . . 81.

Dreizehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Fabrizio erscheint unvermuthet. Erzählung der Abentheuer desselben seit seiner letzten Zusammenkunft mit Gil Blas . . . . 90.

Vierzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Fabrizio; er verheirathet sich mit einer Schauspielerin. Ein Charlatan erscheint in Mexiko, der den Stein der Weisen zu besitzen vorgiebt . . . . 94.

Funfzehntes Kapitel. Unterhaltung des Gil Blas mit Fabrizio; der letztere reist nach Mexiko . . . . 101.

Seite.

Sechzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er kommt nach Cotrona; macht Bekanntschaft mit Demetrio und begleitet ihn nach Cefalonia . . . . 105.

Siebzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Geschichte der Mathilde. . . . 107.

Achtzehntes Kapitel. Ende der Geschichte des Gil Blas. Unvermuthete Ankunft des Scipio. Tod des Gil Blas und plötzliche Ankunft des Don Lope . . . . 111.

Zweites Buch.

Seite.

Erstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er sucht den Gil Blas auf und kommt nach Paris . . . . 119.

Zweites Kapitel. Scipio trift in Amsterdam seinen ehemaligen Herrn, den Don Abel; sie reisen zusammen. Geschichte des Don Abel . . . . . . 126.

Drittes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Don Abel; er macht in Cambrai Bekanntschaft mit einer fremden Dame . . . . 128.

Viertes Kapitel. Don Abel zieht in das Haus der unbekannten Dame; üble Folgen dieses Entschlusses . . . . 135.

Fünftes Kapitel. Don Abel wird aus Amsterdam verwiesen; er geht nach Brüssel, durchreist Frankreich und Savoyen . . . . 140.

Sechstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Don Abel; Don Rafaelino erzählt, wie es der Polyandria nach der Verbannung des Don Abel aus Amsterdam ergangen sey . . . . 144.

Seite.

Siebentes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Don Abel; er hat in Turin Unglück im Spiel, trift eine Bettlerin, die ihn ganz unverhofft dem Elende entreißt . . . . 149.

Achtes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte der Polyandria; Don Abel versöhnt sich mit ihr . . 155.

Neuntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Don Abel und der Polyandria; Leonilde entzweiet sich mit ihnen und bringt sie ins Lebensgefahr . . . . 160.

Zehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er trift einen alten Bekannten. Der plauderhafte Wirth . . . . 164.

Eilftes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er kommt mit Don Abel nach Inspruck, wo sie den Don Manrique Mandrano antreffen . 171.

Zwölftes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er hält sich mit Don Abel und Don Manrique in Trient auf, sie finden die Leonilde . 178.

Dreizehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er reist mit seinen beiden Gefährten nach Neapel; sie treffen dort Polyandria . . 182.

Vierzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er reist mit Don Manrique nach Sicilien und schifft sich mit ihm ein nach Algier. Sie leiden Schiffbruch und Don Manrique findet seine Kinder wieder . . . . 185.

Funfzehntes Kapitel. Geschichte der Alten in dem Grabmale auf der wüsten Insel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio, des Don Manrique und des Renegaten . . . . 190.

Sechzehntes Kapitel. Ankunft einer lustigen Gesellschaft. Don Manrique segelt mit seinen Kindern und Scipio nach Cadix. . . . . 194.

Sieb-

Seite.
Siebzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er trift den Don Abel und geht mit ihm nach Neu-Spanien; Ende der Geschichte des Scipio. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro 198.

Drittes Buch.

Seite.
Erstes Kapitel. Entführung der Irene. Reisen des Sicilianers, sie aufzusuchen; er geräth in Sclaverei, findet Irene in Buda, entflieht mit ihr und lebt in Pohlen . . . . 205.

Zweites Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; Treulosigkeit seines Bedienten; Irene wird ihm geraubt; er reist nach Italien . . . 212.

Drittes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Schwänke eines Italiänischen Bedienten. Der Sicilianer findet seine Irene wieder. Zweite Reise nach Pohlen. Der treulose Arzt zu Fraustadt . . . . 217.

Viertes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Er durchreist Schlesien; segelt nach Ostindien und geräth auf Madagascar in Gefangenschaft . . . . 225.

Fünftes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er kommt mit seinen Gefährten nach der Hauptstadt und zieht in den Krieg . . . . 230.

Sechstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er wird angeklagt als Verräther, der König stellt eine Untersuchung an, findet ihn unschuldig. Er reist mit Dagal nach Europa . . . 236.

Seite.

Siebentes Kapitel. Der Sicilianer geht mit Dagal nach Palermo; trift unvermuthet den Isidoro, der eine Ueberraschung veranstaltet . . . 241.

Achtes Kapitel. Geschichte der Irene seit ihrer Vergiftung in Fraustadt. Trauriger Tod des Capitain Arnaldo . . . . 245.

Neuntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Irene weigert sich, ihm nach Madagascar zu folgen. Entschluß des Isidoro . . . . 249.

Zehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er lebt in Genua als Astrolog . . . . 253.

Eilftes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er muß aufhören als Astrolog herum zu reisen . . . . 259.

Zwölftes Kapitel. Isidoro giebt sich für einen Improvisatore aus und besucht Parma, Florenz und Rom . . . . 266.

Dreizehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; Donna Felipa verliebt sich in ihn, spielt ihm aber endlich einen bösen Streich; er reist nach Neapel . . . . 272.

Vierzehntes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er arbeitet bei einem Advokaten, bis dieser in Gefangenschaft geräth, und kommt endlich nach Sicilien . . . . 278.

Viertes Buch.

Seite.

Erstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er geräth in Sclaverei, erhält seine Freiheit wieder und erzeigt dem Ali Bei einen großen Dienst . . . . 291.

Seite.

Zweites Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er reist nach Scio, findet die Frau des Ali Bei und verliebt sich in Anastasia Dimitriaqui 297.

Drittes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er lernt einen Sclaven der Anastasia kennen, spricht sie, entflieht mit ihr und der Frau des Ali Bei . . . . 301.

Viertes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er verläßt Malta und reist nach Piacenza 306.

Fünftes Kapitel. Der Graf Ildefonso entdeckt einen Betrüger, der seinen Namen angenommen hat . . . . 313.

Sechstes Kapitel. Geschichte der beiden Grafen Ildefonso . . . . 319.

Siebentes Kapitel. Beschluß der Geschichte des Betrügers. Der Graf Ildefonso erhält sein ganzes Vermögen wieder . . . . 328.

Achtes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er reist nach Prag und findet, daß Anastasia ihn hintergangen hat . . . . 333.

Neuntes Kapitel. Isidoro trift im Gasthofe zu Salonichi einen Reisenden, mit dem er die Einsiedler zu Corillon besucht . . . . 338.

Zehntes Kapitel. Die Frau nach der Mode, oder Geschichte des Einsiedlers aus Calabrien . . . 344.

Eilftes Kapitel. Geschichte der gottesfürchtigen Frau, oder Geschichte des Einsiedlers aus Palermo . . . . 354.

Zwölftes Kapitel. Geschichte des Syrakusanischen Advokaten . . . . 359.

Dreizehntes Kapitel. Erdbeben zu Palermo. Der Sicilianer wird auf wunderbare Art gerettet, verliert aber seine Irene. Sonderbares Abentheuer . . . . 365.

Seite.
Vierzehntes Kapitel. Der Sicilianer zeigt, daß er fähig ist, ein guter Ehemann zu werden, und erhält Antwort auf drei Fragen, die er einer Dame vorlegt . . . . 372.
Funfzehntes Kapitel. Geschichte der Eugenia. Ende der Geschichte des Sicilianers . . . . 379.

Cäsar

Cäsar und Irene.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Geschichte des Sicilianers Cäsar. Er lernt die schöne Irene kennen.

Im Königreiche Sicilien, in der alten und berühmten Stadt Mazara ward ich gebohren, und erhielt in der Taufe den Namen Cäsar. Mein Vater stammte von einer angesehenen Familie im Königreiche Valencia her; er hatte einen Bruder bei sich, den er zärtlich liebte, und der ihm stets mit Rath und That beistand. Meine Mutter kannte ich nicht, schon in meiner frühesten Jugend ward sie mir durch den Tod entrissen. Sobald ich über die Kinderjahre hinaus war, glaubte man in mir große Anlagen zu entdecken; daher beschlossen meine Eltern mich zu einem Gelehrten erziehen zu lassen. Mit Leichtigkeit faßte ich die ersten Anfangsgründe; mein Informator war ein Pedant, indeß hielt man ihn für den besten und geschicktesten Mann im ganzen Lande und ich mußte aushalten. In meinem dreizehnten Jahre ward ich nach der Stadt Noto geschickt, zu einem Lehrer, der wegen seiner tiefen Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache sehr im Ruf stand. Er war ein allgemein geschätzter Mann und unterrichtete die Jugend auf eine ganz eigene Art; ich erwarb mir bald seine Liebe durch meinen Fleiß und meine

Folgsamkeit, und mit dem größten Eifer lernte ich beide Sprachen.

Er gab mir viele von den klassischen Schriftstellern zu lesen, und zur Uebung mußte ich Ausarbeitungen machen, wobei er mir diejenigen Autoren, die er für die besten und treflichsten hielt, als Muster aufstellte. Cicero war sein Ideal unter den Römern, und er wollte, daß dieser (um mich so auszudrücken) meine gewöhnliche Nahrung seyn sollte; doch bisweilen durfte ich auch den muntern Plautus, die heitern Comödien des Terenz und die herrlichen Oden des Horaz lesen. Auch ward Sallust nicht ganz vergessen, noch Livius; wir lasen diese bisweilen, doch machte er mich immer auf die Patavinität des einen und auf die Atticismen des andern aufmerksam. Am wenigsten schätzte er den Ovid, desto höher aber hielt er den Virgil.

Unter den Griechen gab er dem Aristoteles den Vorzug, wegen der Tiefe seiner Gelehrsamkeit und der Reinheit des Stils. Er sah es gern, daß wir abwechselnd den Theokrit und Anakreon, Pindar und Homer lasen; auch wehrte er es uns nicht, bisweilen einen Blick auf den Aristophanes zu werfen, und seinen Witz und seine Laune mit dem Ernst der Tragödien des Sofokles und Euripides zu mischen. Er rieth uns, die Historiker, Herodot und Thucydides, zu studiren, von den Rednern den Demosthenes und Lysias, und den Plato von den Philosophen. Bei dieser richtigen Auswahl und nicht weniger treflichen Methode, lernte ich die schönsten Blüthen des Alterthums kennen; nach und nach verschaffte ich mir einen Vorrath oberflächlicher Kenntnisse, und mein Lehrer lebte der

frohen Hoffnung, daß ich einst unter den ausgezeichneten Gelehrten glänzen würde.

Mir gefiel es, das bekenne ich, sehr in dieser Schule, die Abwechselung selbst machte sie mir angenehm. In einigen Stunden, die unser Lehrer zur Erholung bestimmt hatte, zeigte er mir, worin die Vollkommenheit meiner Muttersprache bestünde, lehrte mich die Bücher kennen, die er für die besten, reinsten und geschmackvollsten hielt, und rieth mir, mich nach ihrem Vorbilde im Schreiben zu üben. Dieß war es gerade, was mit meiner Neigung ganz übereinstimmte, daher ergab ich mich dieser Beschäftigung so gänzlich, daß allmählig der Eifer, womit ich sonst meine übrigen Arbeiten betrieb, erkaltete. Meine Lieblinge waren die Italiänischen Dichter, und da ich selbst anfing Verse zu machen, hoffte ich mit der Zeit ein großer und berühmter Dichter zu werden.

Ich war so blind jeglicher Meinung unsers Lehrers ergeben, daß ich jede andere Schule aufs Tiefste verachtete, da mir Alles, was sie lehrten, abgeschmackt und verderblich schien. Alle ihre Anhänger (blos weil sie dieß waren) beurtheilte ich nicht glimpflicher; nahm ich eines ihrer Bücher in die Hand, so spottete ich ihrer Gelehrsamkeit, und, ohne nur ihre Gründe einer Untersuchung werth zu halten, schienen sie mir alle tadelnswerth. Von meinem Dreifuße herab, urtheilte ich mit Leichtigkeit und Vorschnelle über alle Werke, und erklärte diejenigen für schlecht und verkehrt, die nicht nach dem Geschmacke meines Lehrers waren. Häufig recitirte ich auch Reden, Eklogen, Canzonen, Sonnette, die ich selbst mit der größten Leichtigkeit gemacht hatte.

Unter solchen Beschäftigungen ward ich siebenzehn Jahre alt. Meine Arbeiten hatten mich abgehalten jene Zerstreuungen kennen zu lernen, die den Geist irre leiten und den Verstand mit Possen erfüllen. Ich verabscheute Ausschweifungen, Spiel und Schwelgerei: fürs Theater hatte ich keine Neigung, ich haßte andere öffentliche Vergnügungen, und die Liebe war stets meinem Herzen fremd geblieben. Die hohe Meinung, die gelehrte Männer von mir hegten, nährte in mir die frohe Hoffnung, daß ich mit der Zeit ihnen ähnlich werden könnte, und ihr schmeichelndes Lob machte, daß ich in der That mich selbst für einen ausgezeichneten jungen Menschen hielt, für ein Wunder der Gelehrsamkeit in so frühen Jahren. Aber plötzlich änderte sich die Scene.

Mein gewöhnlicher Gesellschafter war einer von meinen Verwandten, dessen Sitten eben nicht die besten waren. Mich indeß blendete entweder die Verwandtschaft, daß ich seine Fehler nicht sah, oder sie schienen mir nicht wichtig und arg genug, um mich von seinem Umgange entfernen zu müssen, und so ward ich allmählig zu manchen Zeitverkürzungen verlockt, die, so unschuldig sie anfänglich auch seyn mochten, doch mich endlich von meiner Liebe zu den Wissenschaften ganz abzogen.

Eines Tages führte er mich nach einem öffentlichen Lustorte; dort sah ich ein Mädchen von ungefähr funfzehn Jahren, in deren holdem Gesichte sich Alles, was zur Liebe lockt, vereinte; man konnte sie nicht sehen, ohne jene Unruhe, jenes Klopfen des Herzens zu empfinden, das kein gleichgültiger Gegenstand erregt.

Ihre schwarzen, feurigen Augen, die den meinigen mehreremal begegneten, erregten in meiner Brust ich weiß nicht was, bis dahin aber hatte ich es noch nicht empfunden; und die Unruhe in meinem Innern zeigte mir bald, daß meine Kräfte zu schwach wären, einem so süßen und mächtigen Feinde meiner Ruhe zu widerstehen. Meine zitternde Stimme verrieth ihr, wie ich sie anredete, daß ihr Blick keinen Gefühllosen getroffen habe: und sie (um mir zu verstehen zu geben, daß sie nicht stärker sey, als ich) antwortete mit gleicher Bewegung.

Dieser zufälligen Zusammenkunft folgten bald andere, die ich mit der größten Sorgfalt einleitete, jedoch ohne merken zu lassen, daß ich sie suchte, und immer schien ein glückliches Ungefähr uns zusammen zu führen. Da meine, jetzt schon starke und herrschende, Leidenschaft mich gelehrt hatte, daß Liebesangelegenheiten am besten ohne Zeugen verhandelt werden, so mied ich natürlich die Gesellschaft meines Vetters. In den Stunden, die mir die passendsten schienen, wandelte ich in der Straße, wo meine Geliebte wohnte, herum. Mit einander zu sprechen, erlaubte uns die Wachsamkeit ihrer Eltern nur selten, kleine Briefe indeß, die ich ihr so zärtlich und feurig als möglich schrieb, halfen uns in dieser Noth. Canzonen und Madrigale begleiteten oft meine Billette, sie gefielen dem Mädchen, und in ihren Antworten bezeigte sie mir ihre Zufriedenheit. Ohne Rhetorik studirt zu haben, schrieb sie so natürlich, so schön, daß es mich bezauberte, und ihre Briefe zog ich weit allen künstlichen Reden des Cicero und des Demosthenes vor.

Zweites Kapitel.

Cäsar trift den Capitain Arnaldo, wird verhaftet.

Unsern Briefwechsel setzten wir mehrere Monate fort, ohne daß ein unglücklicher Vorfall ihn gestört hätte. Da mein Lehrer sah, daß ich nicht mehr so fleißig die Schule besuchte und weniger achtsam auf seinen Unterricht war, wie ehemals, muthmaßte er leicht die wahre Ursache dieser neuen Erscheinung: tausend Fragen legte er mir in seinem Argwohn vor und beschwor mich eben so häufig, ihm die Wahrheit zu gestehen; aber immer läugnete ich hartnäckig, da der trügerische Tyrann der Herzen mich schon zu lügen gelehrt hatte. Wie er merkte, daß seine Ermahnungen, seine Rathschläge nichts fruchteten, schrieb er meinen Eltern, sie möchten mich auf einige Monate zurücknehmen, da er weislich glaubte, daß, bei der Entfernung von dem angebeteten Gegenstande, die Liebe allmählig erkalten würde. Dieser Schlag setzte alle meine Lebensgeister in Aufruhr. Die Trennung von meiner angebeteten Göttin dachte ich würde mir das Leben rauben. Meine Zähren strömten auf das Briefchen, worin ich ihr dieses Unglück ankündigte, und auch ihre Antwort zeigte Spuren einer heftigen Thränenflut, als Zeugen ihrer Schmerzen. Zärtlich bat sie mich, doch ja nicht zu versäumen, an dem bewußten Orte in der Nacht zu erscheinen und von ihr Abschied zu nehmen; und ich, so gewissenhaft wie Liebende bei solchen Gelegenheiten zu seyn pflegen, stellte mich pünktlich ein zum traurigen Lebewohl, aber

athemlos und halb ohnmächtig. Wir sprachen wenig, Seufzer und Thränen erstickten die Worte. Nach dem gegenseitigen Schwure ewiger Treue trennten wir uns, da wir merkten, daß sich Leute in der Straße näherten.

Kaum hatte ich mich einige Schritte entfernt, so hielt ein Mensch, den ich in der Dunkelheit der Nacht nicht erkennen konnte, mir eine Laterne vors Gesicht. „Warst du es, liederlicher und verwegener Bube, rief er, der es wagte meine Ruhe zu stören?" Eine heftige Ohrfeige begleitete diese Worte, und ein Tritt mit dem Fuße warf mich zu Boden, als ob ich ein kleines Kind war. Bestürzt über eine so schimpfliche und unerwartete Beleidigung, verlor ich doch nicht den Muth; schnell erhob ich mich vom Boden, zog meinen Degen und hieb um mich her. Ein Streich traf meinen Gegner, und da er sich verwundet fühlte, rief er seinen Begleitern zu, die ihm den Rücken deckten: zu Hülfe! Freunde, zu Hülfe! man hat mich angegriffen! Schnell kamen auf diesen Ruf zehn bis zwölf Leute herbei, die mich umringten, und ich sah nun, daß es Soldaten von der Nachtwache waren und daß ich ihren Capitain verwundet hatte.

Ohne mir ein Wort zu sagen, führten sie mich in die Wache, die an die Stadtmauer stieß, und sperrten mich in ein enges Kämmerchen, wo sie mich die ganze Nacht allein ließen, ohne Licht, ohne Bett und ohne einen andern Sitz, als den harten Boden, wo Flöhe, Läuse und andere beschwerliche Insekten mich quälten. Man kann sich leicht denken, was ich empfand, als ich mich in diesem elenden Neste allein

sah. Nicht die Furcht vor einer grausamen Behandlung war es, was mich allein und am meisten peinigte; die Liebe verursachte mir den größten Kummer. Als ich über die Worte nachdachte, die mein verwundeter Feind ausstieß, erwachte in meinem Herzen die schrecklichste Eifersucht, die mehr als Alles andere meine Leiden aufs höchste trieb. Ich stellte mir tausend eingebildete Unglücksfälle vor, und meine verwilderte Phantasie, von phantastischen Gestalten verwirrt, schuf mir die traurigsten Bilder, die mich mit Kummer und Verzweiflung erfüllten.

Dieser Mensch, sagte ich mir selbst, nannte mich den Störer seiner Ruhe: gewiß ist er mein Nebenbuhler, und da er meinen Briefwechsel mit der schönen Irene (so hieß das Mädchen) ausgekundschaftet hat, so wollte er sich nun durch diesen Schimpf, den er mir unter ihrem Fenster zufügte, rächen. Sollte dieß seyn? Himmel! wer weiß, ob nicht die Ungetreue selbst ihm Alles verrathen hat, ob sie nicht um die Gefahr, in der mein Leben sich befand, wußte? Ach! die Weiber sind so treulos, als grausam! von Verstellung, Unbeständigkeit, Leichtsinn und Ehrgeiz werden sie immer beherrscht! Dann fiel mir wieder ein, wie zärtlich, wie offenherzig sie stets gegen mich gewesen war, ich konnte nicht glauben, daß in einem so schönen Körper eine so schwarze Seele wohnen sollte, und schalt mich selbst wegen meines Argwohns.

Ganz vertieft in so luftigen und widersprechenden Betrachtungen brachte ich diese Nacht hin, die mir unerträglich lang schien. Der Morgen brach endlich an, und mein Gefängniß ward durch ein mit eisernen Stan=

gen verwahrtes Loch in der Wand, das für ein Fenster gelten sollte, erhellt; ich konnte aber nichts sehen, als die hohe Stadtmauer, die nur wenige Schritte entfernt war. Alle Hoffnung zur Flucht war mir genommen: jetzt fühlte ich ganz das Schreckliche meiner Lage; ich bejammerte meine verlorene Freiheit, den Kummer meiner Eltern, die Trostlosigkeit meines Lehrers; furchtbar zeigte sich mir die Zukunft und der Gedanke an meine Irene warf mich ganz nieder. Mehrere Stunden saß ich so trostlos da, ohne irgend ein Geräusch zu vernehmen; als indeß der Mittag herannahte, hörte ich, daß die Thüre meines Gefängnisses geöffnet ward. Ein Soldat trat herein, brachte einen großen Krug mit Wasser und ein Stück verschimmeltes Brod, und sagte spöttisch: erquicken sich Ew. Gnaden mit diesem köstlichen Mittagessen, das mein Capitain Ihnen schickt. Ich versuchte umsonst ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. „Ach, es ist mir verboten, mit Euch zu reden!“ sagte er barsch, eilte hinaus und warf die Thüre donnernd hinter sich zu, und verwahrte sie mit mehreren Schlössern und Riegeln. Meine Verzweiflung stieg aufs höchste, ich mochte weder essen noch trinken und ich faßte den Entschluß, mich zu Tode zu hungern. Beim Anbruch der Nacht warf ich mich auf die Erde, von Müdigkeit überwältigt; aber der Schlaf, den ich suchte, kam nicht; erst gegen Morgen schlummerte ich ein. Schreckliche Träume weckten mich bald wieder auf. Ein Geräusch an dem sogenannten Fenster zog meine Aufmerksamkeit auf sich; die Sonne erhellte eben meinen Kerker und ich sah ein Papier, worin ein Stein gewickelt war, zu meinen Füßen.

Hastig nahm ich es auf. Es war ein Brief ohne Aufschrift; ich öffnete ihn indeß so rasch und furchtsam, wie ein Unglücklicher, der eine Nachricht, wovon, wie er glaubt, Leben oder Tod abhängt, zu wissen verlangt. Wie groß war mein Erstaunen, als ich die Handschrift meiner geliebten Irene erkannte. Sie schrieb:

„Ich kenne die ganze Last Deines Unglücks und beweine es bitterlich. Der Capitain Arnaldo ist unser Feind: er verlangt meine Hand und droht mir mit Deinem Tode, wenn ich mich weigere. Nur zwei Tage giebt er uns, einen Entschluß zu fassen. Meine Liebe für Dich wird den tödlichen Haß besiegen, den ich gegen ihn hege, und ich werde sterben, damit Du lebest!“

Lebe wohl auf immer.

Wer würde bei einer so traurigen Nachricht nicht in Verzweiflung gerathen seyn? Ich verlor meine Besinnung, stürzte zur Erde und wälzte mich herum wie ein Rasender, den die Furien plagen. Jedoch zuletzt, als die Vernunft wieder einige Gewalt über meine aufbrausenden Leidenschaften erlangte, legte sich die Wuth, und gab dem ruhigern Nachdenken Raum. Durch etwas Geld, das ich noch bei mir hatte, und einen Ring von Werth, den ich am Finger trug, hoffte ich die Geldgier des Soldaten zu reizen und mir durch seine Hülfe die ersehnte Freiheit zu verschaffen.

Der Soldat kam wieder; kaum hatte er die Thüre geöffnet, so fragte ich ihn: ob er denn gänzlich allem Mitleiden entsagt hätte? Dieß überraschte ihn, theilnehmend sah er mich an. „Armer Junge, sagte er, ich bedaure Dich, aber ich kann Dir nicht helfen.

Mein Capitain ist unerbittlich, wenn er etwas angedroht hat, und mich würde es das Leben kosten, wenn ich seine Befehle nicht genau erfüllte. Er will mich zu Tode prügeln lassen, woferne ich Dich nicht mit der größten Strenge behandle. Du hast ihn auf der empfindlichsten Seite angegriffen; er zürnt nicht über die kleine Wunde, sondern weil du es wagtest als sein Nebenbuhler aufzutreten. Erhält er nicht die Einwilligung Deines Mädchens, so will er Dich verklagen und Dich aufs Schaffot bringen, zumal wenn die Eltern Deiner Geliebten ihm ihre Hand versprechen. Bis jetzt ist Deine Irene standhaft gewesen, sie haßt den Arnaldo. — Aber ich habe mich schon zu lange bei Dir aufgehalten, wenn ich länger vor meinem Capitain zu erscheinen zögere, so wird er Verdacht schöpfen, daß ich seinen Befehl übertreten habe. Bei der heiligen Jungfrau, höre mich! rief ich, nur noch zwei Worte! aber er setzte Brod und Wasser eilig nieder; es ist jetzt nicht die gelegene Zeit! sagte er und entfernte sich. Seine letzten Worte trösteten mich, es ist jetzt nicht die gelegene Zeit, wiederhohlte ich mir, und ich hoffte, daß er eine bequemere Stunde suchen und finden würde.

Voll von diesem frohen Gedanken, setzte ich mich hin, das Brod von gestern und heute zu benagen, ich hatte keinen Ekel mehr, denn Hunger ist der beste Koch und zugleich das herrlichste Mittel, alle anderen Uebel, die das Schicksal über die Menschen verhängt, vergessen zu lassen.

Drittes Kapitel.

Unterredung des jungen Sicilianers mit dem Soldaten; er entflieht aus dem Gefängnisse. Angenehmes Abentheuer im Garten.

Voll Ungeduld erwartete ich die erwünschte Stunde: das geringste Geräusch erfreute mich, weil ich den Soldaten zu sehen hoffte, aber erst tief in der Nacht ward meine Sehnsucht gestillt. Mit einem Lichte in der einen und einem Korbe in der andern Hand trat der Soldat in mein Gefängniß; wir wollen uns auf den Boden setzen, Freund, sagte er, und diese Ueberbleibsel von der Abendmahlzeit meines Herrn, die ich hier mitgebracht habe, verzehren. Aus Mitleid über Dein Unglück werde ich meinem Capitain ungehorsam, und ich bin bereit Alles, was ich vermag, zu Deiner Befreiung beizutragen. Mehr als sein Wein und sein Braten stärkten mich diese Worte, die er mit einer so ehrlichen Miene sagte, daß selbst dem mißtrauischsten Menschen kein Zweifel mehr geblieben seyn würde. Wahrhaftig Ihr seyd ein braver und großmüthiger Mann, antwortete ich, Ihr gebt mir Trost und Hoffnung. Jetzt vor allen Dingen, unterbrach er mich, wollen wir essen und dann von Euern Angelegenheiten sprechen. Daß ich mich nicht lange nöthigen ließ, wird jeder leicht denken.

Wie wir alles verzehrt, und den Wein, der mir köstlich schien, getrunken hatten, sagte er: nun ist es gut, jetzt erkläre mir, worin ich Dir dienen kann. Ich bot ihm darauf Alles an, was ich bei mir hatte,

wenn er ein Mittel finden könnte, mich aus dem Gefängnisse zu befreien, und fügte hinzu, daß auch meine Eltern dankbar gegen ihn seyn würden, wenn sie hörten, daß ich ihm allein meine Rettung zu danken hätte. Ich entdeckte ihm meinen Stand, mein Vaterland; ich bin, fügte ich hinzu, die einzige Hoffnung meines alten Vaters, Alonzo de Liria, und der gute Alte würde vor Gram sterben, wenn er wüßte, in welchem Zustande ich mich befinde. Herr, antwortete er, hätte ich nicht triftigere Gründe, Euch aus dieser verwünschten Lage herauszuhelfen, so würde schon das allein mich bewegen, daß Ihr ein Spanier seyd. Wißt denn, ich bin entschlossen Euch noch in dieser Nacht aus dem Gefängnisse zu befreien. Morgen, den ganzen Tag über, verbergt Ihr Euch in meinem Hause, nahe an der Stadtmauer; sobald die Dunkelheit es erlaubt, hole ich Euch ab, bringe Euch zur Stadt hinaus, und dann könnt Ihr nach Eurem Vaterlande in die Arme Eurer Eltern eilen. Aber wie? rief ich entzückt, wie? womit soll ich jemals Dich für Deinen Edelmuth belohnen? Nimm, was ich Dir versprach; freilich ist es nicht viel, aber es ist Alles, was ich jetzt besitze. Mit diesen Worten reichte ich ihm die Börse und den Ring, er wies aber beides zurück, und sagte: noch ist nicht die Zeit da und hier nicht der Ort, daß Ihr mich bezahlen könnt, denn bis jetzt sind wir noch nicht über den Berg. Führe ich mein Vorhaben aus, dann will ich mich nicht weigern, die Beweise Eurer edlen Großmuth anzunehmen. Jetzt folgt mir, und macht so wenig Geräusch als möglich.

Er öffnete hierauf die Thüre, die er mit dersel-

digen Sorgfalt und demselben Gerassel wie sonst verschloß, und führte mich zu einer verborgenen Treppe, durch welche wir in ein Zimmer kamen, worin viele Soldatenröcke lagen, von denen ich einen anziehen mußte. Darauf kamen wir ins Freie, und durch mehrere kleine Gäßchen, die ich sonst nie betreten hatte, brachte er mich an ein Pförtchen, wozu er den Schlüssel hatte. Wir traten in ein kleines Haus, eine siebenzigjährige Alte saß in der Küche und spann, halb eingeschlafen und nickend, die, sobald sie uns kommen hörte, schnell aufsprang, uns fröhlich empfing und das Zimmer, das, wie der Soldat sagte, für mich bestimmt war, in Ordnung brachte. Morgen, setzte er hinzu, komme ich wieder, damit wir die sicherste und leichteste Art die Flucht zu bewerkstelligen verabreden.

Nicht lange darauf ging er nach seinem Quartier. Sobald wir allein waren sagte die Alte: Ihr könnt Gott danken, daß Ihr den Klauen des wüthenden Capitains Arnaldo entkommen seyd. Ich weiß Euer Unglück und ich habe nicht geringen Antheil an Eurer Befreiung. Morgen sollt Ihr alles erfahren; jetzt geht und schlaft, denn das wird Euch nöthig seyn: damit führte sie mich nach meinem Zimmer, setzte ein Licht hin und ließ mich allein. Unruhig warf ich mich aufs Bett; ich konnte nicht begreifen, wodurch und wie die gute Alte Theil an meiner Befreiung haben mochte, und die Neugierde, die nähern Umstände zu wissen, quälte mich. Vielleicht ist sie die Mutter des Soldaten, dachte ich, und aus Mitleid oder aus Eigennutz hat sie ihrem Sohne gerathen, mich zu befreien. Mochte es nun auch seyn auf welche Art es

wollte,

wollte, immer dankte ich Gott, daß er mich aus einer so dringenden Gefahr gerettet hatte. Irene, hoffte ich, würde, sobald sie meine Flucht erführe, nicht mehr auf den Capitain achten, sondern seine Hand mit Verachtung zurückstoßen; ich sann nun auf ein Mittel, sie, noch ehe die vom Capitain zur Entscheidung bestimmte Zeit verflossen wäre, von meiner Flucht zu benachrichtigen, und auch dies dachte ich durch den guten Soldaten bewerkstelligen zu können.

Ungeduldig erwartete ich den Morgen, und voll von diesen Gedanken verfiel ich, durch das Wachen und die Sorgen der vorhergehenden Nächte ermüdet, in einen tiefen Schlaf. Sobald aber die Sonne aufging, erwachte ich, sprang auf und kleidete mich an.

Als die Alte merkte, daß ich schon aufgestanden war, öffnete sie mir schnell das Zimmer, das sie von draußen verschlossen hatte, und kaum daß sie mich sah, sagte sie mir: Mein Sohn, wenn Du Dich ein wenig zerstreuen willst, so gehe in den Garten, Du wirst gewiß gern einige Morgenstunden dort zubringen. Du darfst nicht fürchten, daß Du dort bemerkt wirst, kein Haus ist in der Nähe, als ein alte Gärtnerwohnung, die jetzt aber leer steht. Ich nahm den Vorschlag an und ging in den Garten, der regelmäßig angelegt war: Blumen und wohlriechende Kräuter standen auf den Beeten, ihre Farben, ihre Düfte ergötzten mich. Wer stellt sich mein Erstaunen vor, als ich an einem Baume meinen Namen und den meiner geliebten Irene eingeschnitten fand? Wer hat dies gethan? was soll es bedeuten? fragte ich mich selbst und

sann vergebens nach. In meinem Nachdenken störte mich ein Geräusch, ein Stein fiel mir vor die Füße, ich blickte auf, um zu sehen, woher er käme und — sah an einem Fenster der Gärtnerwohnung meine Irene stehen, die mir ein Zeichen gab, daß ich näher kommen sollte. Wäre ich ein Dichter, so würde ich im poetischen Enthusiasmus die verschiedenen Bewegungen, die mein Herz bestürmten, schildern, jetzt sage ich nur, daß ich zu gleicher Zeit kühn und entflammt, furchtsam und niedergeschlagen war, die Thränen traten mir in die Augen und ich war blaß. Ich flog hin zu meiner Geliebten; ohne es zu wagen ein Wort zu sprechen, wartete ich, daß sie zuerst reden sollte.

Cäsar, sagte Irene, jetzt kannst Du erkennen, ob ich Dich liebe, da ich Deine Freiheit Dir verschafft habe. Die Alte, bei der Du die Nacht zugebracht hast, ist meine Amme, sie kannte den Soldaten, der Dich bewachen mußte: sie gebrauchte ich, damit mein Brief, den Du im Gefängniß erhieltest, in Deine Hände käme, und durch sie brachte ich den Soldaten dahin, Dir die Freiheit zu verschaffen. Wie froh bin ich, daß Du frei bist! Ich wünschte nur, daß Du heute noch hier bliebest, um den Trost zu haben, Dich zu sprechen, ehe wir uns, Gott weis auf wie lange Zeit, trennen müssen. Vergiß nicht, Geliebter, ein unglückliches Mädchen, die, aus Liebe zu Dir, den Capitain haßt und der härtesten Behandlung ihrer Eltern ausgesetzt zurückbleibt. Liebe mich so treu, wie es die Fortdauer meiner Liebe verdienen wird, und wie es der Beweis meiner heftigen Leidenschaft für

Dich verdient hat. Vergiß mich nicht, wenn Du fern von mir bist! Ach! ihr Männer seyd leichtsinnig und unbeständig! Bleibe mir treu!

Mit Thränen in den Augen, die mehr als meine Worte sagten, antwortete ich: soll ich Dich denn wirklich verlassen, schöne Irene? Laß mich unter den Händen meines grausamen Nebenbuhlers sterben, um den Qualen, die mir drohen, zu entgehen! Was soll ich leben, wenn ich fern von Dir bin? Wie, sagte sie, schätzest Du die Gewißheit, die traurende Irene die Deine nennen zu können, so geringe, daß Du nicht den Muth hast, kurze Zeit zu leiden, um den ruhigen Besitz meines Herzens durch etwas Geduld zu erwerben? Traust Du Deiner Standhaftigkeit so wenig, daß es Dir unmöglich scheint, mir treu zu bleiben, wenn Du mich nicht immer siehst? Nein, nein! rief ich, holdes Mädchen! nur weil ich so herzlich, so innig Dich liebe, fürchte ich, daß ich nicht leben kann, wenn ich von Dir entfernt bin!

Wir plauderten noch eine Zeit lang und schwuren uns ewige Treue, als der Soldat uns unterbrach, um mich zu benachrichtigen, daß ich Alles zur Flucht in der Nacht um zwei Uhr bereit halten sollte, da er schon einen Wagen, der außerhalb der Stadt an einem Orte, den er mir bezeichnete, auf mich warten sollte, bestellt hätte. Irene entfernte sich darauf, um nicht bei ihren Eltern, von denen sie mit der größten Wachsamkeit beobachtet wurde, durch ihr längeres Wegbleiben Verdacht zu erregen, und versprach, noch vor Untergang der Sonne wieder zu kommen. Ich ging zu der Alten, die mir ein gutes Mittagsmahl berei-

tet hatte und mich, aus Liebe zur Irene, so höflich und artig wie möglich behandelte.

Viertes Kapitel.

Der Sicilianer verläßt die Stadt. Irene begleitet ihn; sie schiffen sich in Syrakus ein. Reise nach Corfu.

Der Soldat, der bei mir geblieben war, sagte, daß sein Capitain noch nichts von meiner Flucht wüßte, ich sollte daher meine Reise so viel als möglich beschleunigen, um mich der Gerichtsbarkeit der hiesigen Obrigkeit zu entziehen. Da ich sah, daß ich durchaus meine Irene verlassen mußte, faßte ich Muth und rüstete mich zur Abreise mit aller möglichen Geistesstärke.

Kurz vor Sonnenuntergang eilte ich in den Garten, wo ich Irenen zu finden hoffte, aber ich harrte umsonst. Da bemächtigte sich meiner die Verzweiflung, mein Muth war dahin und ich hörte und sah nicht, als der Soldat hereinstürzte und mir zurief, daß wir in größter Eile uns auf den Weg machen müßten, weil der Capitain schon erfahren hätte, daß ich entflohen sey. Wir dürfen keinen Augenblick verlieren! rief er, kommt mit mir! ich bin entschlossen Euch zu begleiten! Mit diesen Worten faßte er mich bei der Hand und riß mich mit sich fort, und ich mußte den Ort verlassen, wo meine Geliebte wohnte.

Wir gingen durch die Wohnung der Alten an die Stadtmauer, ein unterirdischer Gang, den der Soldat kannte, führte uns ins Freie, und der Graben

war zu unserm Glücke beinahe trocken, so daß wir ohne Gefahr durchgehen konnten. Der umwölkte Mond erleichterte und verbarg unsere Flucht, ich ward mehr fortgeschleppt, als daß ich ging, und mit Zittern kam ich zu dem Platz, wo uns der Wagen erwarten sollte. Bestürzt sahen wir einander an, als wir ihn nicht fanden, wir mußten auf ihn warten; ein nahe liegendes Gebüsch verbarg uns und wir wurden durch das kleinste Geräusch, das wir vernahmen, erschreckt, da wir fürchteten, daß man uns nachsetzen möchte. Eine ganze Stunde verging, ohne daß der Wagen eintraf, endlich kam er, und wie groß war meine Freude, als Irene heraussprang. Sie hatte sich als Mannsperson verkleidet und war entzückend in dieser Tracht, obgleich sie blaß vor Angst war. Wundere Dich nicht, Cäsar, sagte sie mir leise, über meinen Entschluß, ich konnte nicht anders; mein Vater hatte geschworen, mich Morgen mit dem Arnaldo zu verloben; da setzte ich jede Rücksicht beiseite und entschloß mich, so gefährlich es auch für mich seyn mochte, mit Dir zu entfliehen und Dir meine Ehre, mein Leben anzuvertrauen. Fürchte nichts, Irene, unterbrach ich sie rasch und lebhaft, ich werde Dich immer mit aller Achtung, die Deiner Tugend gebürt, behandeln, ich will Dein Beschützer, der Vertheidiger Deiner Ehre seyn. Dein Wille soll für mich Befehl seyn, und hältst Du mich nicht für würdig, Dein Gatte zu werden, so sollst Du an mir einen liebenden Bruder haben.

Der Soldat, der bei dieser Unterhaltung zugegen war, störte uns, trieb uns einzusteigen, um eiligst den bestimmten Ort zu erreichen. Wir gehorchten ihm,

unser Fuhrmann kannte Richtwege, die wenig befahren wurden, und mit Tagesanbruch waren wir aus dem Bezirk von Noto. Da die Pferde die ganze Nacht durch gegangen waren, so mußten wir anhalten, um sie zu füttern und etwas ausruhen zu lassen. Der Soldat rieth mir, hier die Uniform abzulegen und meine Kleider, die er sorgfältig mitgenommen hatte, anzuziehen. Er selbst vertauschte seinen Rock mit einer Livree.

Irene erzählte mir nun, wie sie, durch die Drohungen ihres Vaters erschreckt, einige kostbare Edelsteine genommen hätte und nach der Gärtnerwohnung, und von dort zu ihrer Amme gegangen wäre, um mich zu suchen und von diesem Augenblicke an bei mir zu bleiben. Da sie von der Alten gehört hatte, daß ich, von dem Soldaten getrieben, schon fortgegangen sey, hätte sie den Anzug eines der Söhne der alten Frau, der ihr paßte, genommen, sich schnell verkleidet und wäre uns nachgeeilt. Unterwegs hätte sie glücklicherweise unsern Wagen getroffen und sey nun entschlossen, mir zu folgen.

Ich mußte den Heldenmuth und die Klugheit des Mädchens bewundern, und wir vergaßen ganz und gar an unsere Reise zu denken; der Soldat indeß, den die Liebe nicht blendete und den die Furcht vorsichtig machte, sagte uns: jetzt müssen wir wohl überlegen, was zu thun ist: unsere Flucht ist ein wichtiges Unternehmen; sie wird mehr Aufsehen erregen, als wir glaubten, um so mehr, da sie ganz den Schein einer Entführung hat. Glaubt nicht, daß der Vater der Irene und Arnaldo die Hände in den Schooß legen

werden. Der Magistrat von Noto wird mit dem in Magara und den andern Städten Siciliens gemeinschaftliche Sache machen, man wird uns Steckbriefe nachschicken und uns einziehen lassen. Wir müssen jetzt unsere Reise ändern; Ihr wolltet gerade nach Eurer Vaterstadt reisen, aber das geht nun nicht, wir müssen nun suchen den nächsten Hafen zu erreichen, uns einschiffen und in einem fremden Lande uns aufhalten, bis wir durch Verwendung Eurer Eltern sicher zurückkehren können.

Der Rath des Soldaten schien uns gut; daher machten wir einen neuen Vertrag mit unserm Fuhrmann und reisten nach Syrakus, das wir in zwei Tagen erreichten. Glücklicherweise lag ein Schiff, das nach Corfu wollte, segelfertig, der Capitain nahm uns bereitwillig auf, und mit günstigem Winde entfernten wir uns von der sicilianischen Küste. Traurig sahen wir das geliebte Vaterland unsern Blicken entschwinden, da wir nicht hoffen konnten, es bald wieder zu betreten. Irene ward seekrank und blieb fast während der ganzen Ueberfahrt im Bette. Wir brachten die Zeit mit Gesprächen zu und suchten uns einander zu trösten. Der Soldat, der uns immer so viel er nur konnte aufzuheitern bemüht war, fragte uns eines Tages, ob wir Lust hätten seine Lebensgeschichte zu hören, und da wir dieß bejahten, so fing er seine Erzählung an.

Fünftes Kapitel.

Geschichte des Soldaten. Er verläßt das Haus seiner Eltern. Abentheuer in Canada.

Mein Geburtsort ist die große Stadt Palermo, und heute sind es gerade fünf und zwanzig Jahre, daß meine Mutter mich gebar; sie war eine Spanierin, von einer edlen Familie aus Granada. Als Sicilien dem Könige von Spanien unterwürfig war, ging mein Großvater dahin, im Dienste eines Vicekönigs. Meine Großmutter war damals in ihren besten Jahren, schön und klug, dieß machte sie der Vicekönigin angenehm; und da sie sich immer durch ihren Geist und ihr anständiges Benehmen auszeichnete, ward sie von allen bewundert. Unter andern Edelleuten, die den Hof besuchten, war ein gewisser Graf von Mossi, der zweite Sohn eines edlen Hauses in Languedoc, der eines Zweikampfs wegen aus ganz Frankreich verbannt war. Dieser erblickte nicht sobald meine Großmutter, als er in heißer Liebe entbrannte. Kühn und unternehmend, wie alle Franzosen, entschloß er sich, da sie ihm kein Gehör geben wollte, mit Gewalt sie den Armen ihres Mannes zu entreißen. Er verband sich mit einigen Banditen, deren es viele in Sicilien giebt, und in einer Nacht, da meine Großmutter spät von der Assemblee bei Hofe nach Hause fuhr, sprangen die Räuber aus einem Häuschen, worin sie sich verborgen hatten, hervor; der Graf ließ die Kutsche halten, trieb die Bedienten und den Kutscher in die Flucht, nahm die Dame aus dem Wagen und übergab

sie seinen Begleitern. Durch das Geschrei der Unglücklichen gerieth die Nachbarschaft in Bewegung, und mein Großvater, der zufällig in dem Hause eines Edelmanns war, der in diesem Stadtviertel wohnte, eilte, da er die Stimme seiner Frau erkannte, mit dem Degen in der Hand herbei, ihr Hülfe zu leisten, und griff die ersten Banditen an. Der Graf von Mossi flog ihm entgegen, seinen Raub zu vertheidigen; mein Großvater widersetzte sich tapfer, sank aber endlich durchbohrt zu Boden.

Die Leute aus der Straße, die bei dem Gefecht zusammengelaufen waren, befreiten die Dame von den Räubern und zwangen den Grafen, sich schnell zu entfernen. Es wäre überflüssig mich dabei aufzuhalten, den Schmerz der betrübten Wittwe zu schildern; sie ließ den Leichnam ihres ermordeten Mannes nach seinem Hause bringen, veranstaltete ein ehrenvolles Leichenbegängniß, und, fest entschlossen der Welt zu entsagen, reiste sie nach einem Landgute, das ihr verstorbener Mann in der Gegend von Palermo gekauft hatte, um dort in Ruhe zu leben. In diesem einsamen Aufenthaltsorte gebar sie meine Mutter. Das Kind mochte ungefähr neun Jahr alt seyn, als der boshafte Mossi, obgleich er für sein Verbrechen auch aus ganz Sicilien verbannt war, doch ein Mittel fand, in das Haus meiner Großmutter zu kommen. Er nahm das unschuldige Kind aus der Wiege und ließ es auf ein Schiff bringen.

Wo meine Mutter in den ersten Jahren war, habe ich, so viel ich auch nachfragte, nicht erfahren können; später lebte sie bei einem Hirten, der sie, als

die Erbin des kleinen Vermögens, das ihr Vater ihr hinterlassen hatte, seinem Sohne zum Weibe bestimmte. Er verbarg ihr daher ihren Stand, im funfzehnten Jahre verehlichte er sie mit seinem Sohne und sie glaubte immer, daß sie die Tochter armer Hirten sey.

Meine Mutter war schön, und ungeachtet ihrer schlechten Erziehung, besaß sie Geist, Anmuth und Lebhaftigkeit. Ihr Mann dagegen war ein dummer, tölpischer Bauer, der über den Besitz des kleinen Vermögens, das er für ungeheuer hielt, unerträglich stolz ward. Er fing an groß zu leben und zog in die Stadt, wo er in kurzer Zeit sein Geld in Schenken und Weinhäusern durchbrachte. In dieser Zeit kam ich zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen Isidor. In einigen Jahren war unser ganzes Vermögen vergeudet und wir mußten alles Elend, das die Armuth mit sich bringt, erdulden. Dieß zwang uns, die Stadt zu verlassen, und einige Frauen, welche am meisten zu unserm Verderben beigetragen hatten, öffneten meiner Mutter noch ehe sie fortzog die Augen, und belehrten sie über ihre Eltern und ihren Stand. So erfuhr sie den Streich, den man ihr gespielt hatte, und ihr Widerwille gegen ihren Mann und ihre Betrübniß stiegen immer höher.

Ein gewisser Advokat aus Palermo, der den Sommer in unserm Landhause zu genießen, und das Geld, das er seinen Clienten abpreßte, üppig und lustig durchzubringen pflegte, fand Mittel, meine Mutter allein zu sprechen, und mahlte ihr mit grellen Farben die üble Behandlung, die sie von ihrem Manne erdulden mußte, und das Unanständige einer so un-

gleichen und schimpflichen Ehe, die er sich erbot für ungültig erklären zu lassen, wenn sie ihm die Vollmacht dazu geben wollte. Ein Schauder durchfuhr die tugendsame Frau bei diesen Vorschlägen; mit unüberwindlicher Standhaftigkeit wies sie alle diese Anträge zurück. Der Tod aber erleichterte bald das, was der Advokat nur durch ein schweres Verbrechen thun konnte.

Der unwürdige Gatte meiner unschuldigen Mutter starb, und sobald nur der Sachwalter diese angenehme Nachricht erhielt, flog er nach dem Landhause, schilderte der armen Wittwe die Gefahren ihres Standes, wie vortheilhaft im Gegentheil es für sie seyn würde, wenn sie zur zweiten Ehe schritte und einen Mann auswählte, der ihre unbestreitbaren Rechte zu behaupten wisse, und brachte sie endlich dahin, daß sie ihm ihre Hand gab. Ich war gerade acht Jahre alt, als ich der Zucht dieses Schülers des Justinian unterworfen wurde, und es währte nicht lange, so merkte ich auch schon, daß ich einen wahren Stiefvater bekommen hatte. Er gebrauchte mich zu den niedrigsten Geschäften, vergaß, daß meine Mutter seine Frau war, und betrachtete mich nur als den Sohn eines Bauern. Meine gute Mutter mußte es mit Geduld ansehen, wie übel ich behandelt ward, wenn sie sich nicht selbst einer viel schlechtern Begegnung aussetzen wollte. Der Herr Sachwalter brauchte nun seine Geschicklichkeit und seine Kniffe, alle Güter, welche seiner Frau gehört hatten, wieder zu erlangen, und fing an mit größerm Aufwand als vorher zu leben.

Eines Tages, da er mich ausschickte, Schafe zu

hüten, fing ich an mit einigen Knaben von meinem Alter, die ich auf der Weide antraf, zu spielen; die Heerde entfernte sich in der Zeit von mir, und die Schafe gingen ohne mich nach ihrem Stalle zurück. Mein Stiefvater sah sie und wartete bis ich heimkehrte, um einen so leichten Fehler aufs schrecklichste zu bestrafen. Ich ward fürchterlich abgeprügelt, und damit nicht zufrieden, steckte er mich in einen Schweinestall, wohin er jeden Morgen kam, um dieselbe Zahl von Schlägen auszutheilen und mir Brod und Wasser zu bringen. Diese Buße dauerte vierzehn Tage, ohne daß mein Geschrei, oder meine Mutter, die ich um Hülfe anrief, sie zu mildern vermocht hätten. Nach Verlauf dieser Zeit setzte er mich in Freiheit und machte mich wieder zum Aufseher über seine Schafe. Das Andenken an die empfangenen Prügel, die deutliche Spuren auf meinem zarten Rücken zurück gelassen hatten, machte mich aufmerksamer, und zehn Tage hindurch konnte keiner etwas gegen meine Wachsamkeit und Sorgfalt sagen. Am eilften Tage aber, als ich eben meine Heerde auf einen steilen Berg führte, der an der einen Seite einen tiefen Abgrund hatte, erhob sich plötzlich ein Sturm mit Donner und Blitz; mir entfiel der Muth, ich trieb in aller Eile die Heerde zusammen, um sie in den Stall zurückzubringen; ein Lamm aber stürzte in die Tiefe hinab, und gern wäre ich nachgesprungen, so angst ward ich, als ich an die fürchterliche Strafe dachte, die mich zu Hause erwartete.

Die Flucht allein konnte mich retten, ich lief fort und überließ die Schafe ihrem Schicksale. Das

Ungewitter, mit Sturm und Regen, der stromweise herabstürzte, hemmte nicht meine blinde Eile, ich lief immer weiter, ohne mich um den Weg zu bekümmern, bis ich mich endlich in einem dicken Gehölze so verirrte, daß ich keinen Ausweg mehr finden konnte. Der heftige Regen hielt an, der Donner rollte fürchterlich und betäubte mich; unter einer hohen, dick belaubten Eiche suchte ich Schutz, aber wie erschrack ich, als ich — meinen Stiefvater erblickte, der unter demselben Baume saß, weil ihn vermuthlich auf der Jagd der Regen überfallen hatte. Ich zitterte an allen Gliedern. „Schurke! rief er mir entgegen, was führt dich hierher? Was ist aus den Schafen geworden? Warte, Schelm, Du sollst es mir bezahlen! Diese Worte erschreckten mich mehr als der Donner und der Blitz, der in demselben Augenblicke den Baum, unter welchem wir standen, traf, und eine Menge Zweige herabschlug.

Der Advokat, der dieser Gefahr nur eben entronnen war, entschloß sich, trotz des Wolkenbruchs weiter zu gehen; er packte mich beim Arme und schleppte mich fast durch die engen Wege im Gebüsch, dessen dornige Zweige mir Gesicht, Hände und Füße so zerkratzten, daß das Blut stromweise herablief. So erreichte ich unsere Wohnung, mit zerrissenen Kleidern und athemlos; mein unmenschlicher Stiefvater, dessen üble Laune noch größer geworden war, weil er ganz durchnäßt und schmuzig war, ließ mich unter Flüchen und Drohungen in den benannten Stall sperren. Meine gute Mutter weinte, aber ihre Thränen entflammten den Zorn ihres Mannes noch mehr, und

fast glaube ich, daß meine Mutter viel darum gegeben hätte, noch die Frau des Hirtensohnes zu seyn, obgleich sie auch damals Kummer genug hatte. Die Nacht durchwachte ich auf halbverfaultem Stroh hingestreckt und erwartete ängstlich den Morgen. Alle Glieder zitterten mir, als ich meinen Stiefvater kommen hörte. Heraus! rief er, und ich erschien bebend. Schurke! Hallunke! fuhr er mich donnernd an, länger sollst du bei mir nicht seyn und mich ärgern. Der König hat befohlen, das Reich von solchen liederlichen Burschen, wie du bist, zu reinigen und sie auf die Schiffe zu bringen. Ich selbst will dich den königlichen Commissarien überliefern, und die sollen dir ein Schiff anweisen, wo bei dir gewiß die Sehnsucht nach dem guten Leben, das du in meinem Hause hattest und nicht zu schätzen wußtest, erwachen wird. Mit diesen Worten ließ er mich auf einen Esel steigen und gab mir zur Begleitung einen Bedienten, der schlimmer als der Herr war, mit dem Befehle, mich nach Palermo zu bringen. Umsonst zerfloß meine Mutter in Thränen, sie machten keinen Eindruck auf das felsenharte Herz des Advokaten, den nur der Eigennutz beherrschte, und er erwiederte nichts, als daß er auf diese Art am besten einen Buben entfernen könnte, der ihn immer schamroth mache, weil er ihn stets daran erinnerte, daß Er, ein so großer Mann, sich schimpflich mit einer Hirtenwittwe verheirathet habe.

Im Hafen von Palermo ward ich gleich unter die Seeleute eingeschrieben und auf ein Schiff gebracht, das den ganzen Haufen neuer Matrosen nach Barcellona bringen sollte. Ich war noch niemals auf dem

Meere gewesen; die unendliche Wasserfläche, die ich rund umher erblickte, erregte in mir ein Grauen, das ich nicht beschreiben kann; in einem Winkel sitzend, zerfloß ich in Thränen über mein Unglück. Ein Aufseher des neuen Haufens, der mich erblickte, fühlte Mitleiden mit mir und sagte: Armer Junge, betrübe dich nicht so sehr, du kennst das Glück noch nicht, das Leute deiner Art haben können. Als ich in deinem Alter war, hatte ich dieselbe Stelle, die du jetzt hast; im Anfang schien sie mir beschwerlich, nachher aber belehrte mich die Erfahrung, daß das Seeleben das angenehmste von allen ist. Ich diente eine Zeit lang, und da ich das Glück hatte, durch meine Lebhaftigkeit und Thätigkeit meinem Capitain zu gefallen, so stieg ich von Stufe zu Stufe, bis zu dem Ehrenposten, den ich jetzt bekleide, und in welchem ich mich nach Gefallen für die Beleidigungen rächen kann, die mir einige meiner Cameraden zugefügt haben. Ich halte mich für glücklich, vorzüglich da ich die Hoffnung und schon das Versprechen habe, bald noch höher zu steigen, wenn ich so innerhalb zweier Monate noch andere hundert Burschen anwerben kann und sie dem Generalcommissair der Marine vorstelle. Deine Person und dein Genie gefallen mir, du sollst mein Liebling seyn, und damit du schneller im Dienst fortkommen kannst, verspreche ich dir, dich vorzüglich zu den mühsamsten und gefährlichsten Arbeiten zu gebrauchen. Du sollst auf die Segelstangen klettern, Anker mit aufwinden helfen, beim Einreffen der Segel und Beilegen helfen, dann wirst du in kurzer Zeit Meister in der Kunst werden. Diese Worte, die einen Men-

schen, der freiwillig unter die Matrosen gegangen wäre, erfreut hätten, machten auf mich einen ganz andern Eindruck; ich fing an noch heftiger zu weinen und gerieth in Verzweiflung.

Der Aufseher verließ mich; als er mich aber am folgenden Morgen wieder besuchte, rief er mir zu, sobald er mich erblickte, Muth gefaßt! ich merke wohl, daß du meinem Rathe nicht folgen willst. In keiner Kunst kann man weit kommen, wenn man nicht mit Lust daran geht, ich bin daher entschlossen, weil ich einmal Zuneigung zu dir hege, dich anderswo anzubringen. Der Schiffscapitain trug mir auf, ihm einen gewandten Burschen von deinem Alter zum Aufwärter in der Cajüte auszusuchen, und sagte ausdrücklich, daß ich einen unter denen, die wir neulich aus Sicilien erhalten hätten, auswählen sollte.

Als ich dies hörte, ward ich ruhiger, trocknete meine Thränen, sprang auf und folgte dem Manne, den ich schon als meinen Befreier ansah. Wir traten in die Cajüte des Capitains, und dieser ernste, würdige Mann, ein ächter Spanier, fragte, ohne auf die tiefen Verbeugungen meines Begleiters zu achten, ob ich der Bursche wäre, den er für seinen Dienst ausgesucht hätte? Der Aufseher bejahte es mit der größten Demuth, und fügte hinzu, daß Se. Gnaden sehr wohl mit mir zufrieden seyn würden, da ich treffliche Anlagen hätte. Es ist gut, antwortete der Capitain, laßt ihn hier und geht an eure Geschäfte. Sobald er sich entfernt hatte, erkundigte sich der Capitain nach meinem Stande, meinen Eltern und den Ursachen, warum ich in das Verzeichnis der neuangeworbe-

worbenen Matrosen eingeschrieben wäre. Ich beantwortete alle Fragen aufrichtig und nannte ihn einigemal Ihro Excellenz, weil ich diesen Titel manchmal von meinem Stiefvater gehört hatte, wenn er in froher Laune einige von den Reden herlas, die er vor hohen Obrigkeiten gehalten hatte. Dieß mißfiel ihm nicht, und er war mit meiner Erzählung zufrieden. Er versprach mir, mich erziehen zu lassen und einen großen Mann aus mir zu machen, wenn ich folgsam seyn würde, und machte gleich Anstalt, mich im Schreiben und Rechnen unterrichten zu lassen. Sobald wir in Barcelona ankamen, mußte ich eine Schule besuchen. Ich war dreizehn Jahre alt, hatte einen fähigen Kopf und übertraf bald meine Mitschüler, und der Capitain, der nach Italien gesegelt war, freute sich bei seiner Rückkunft über meine schnellen Fortschritte.

Um diese Zeit brach der langwierige Krieg über die Thronfolge in Spanien aus, und mein Herr erhielt Befehl, mit seinem Schiffe zu einer Flotte zu stoßen, die nach Amerika segeln sollte, um von dort die Gallionen nach Cadix zu bringen. Er war lange unschlüssig, ob er mich auf dieser langwierigen und gefährlichen Reise mitnehmen sollte oder nicht, beides schien ihm mißlich, endlich erlaubte er mir, durch meine Bitten bewogen, mich einzuschiffen. Im Jahre 1703. segelten wir von Cadix ab, ein Sturm trennte bei den canarischen Inseln unser Schiff von den übrigen, und wir trieben lange Zeit im Weltmeere herum, ehe wir einen Hafen erreichen konnten. Wir wußten, daß die Engländer und Holländer die spani-

sche Flotte aufsuchten, daher segelten wir immer mit der größten Vorsicht, und erreichten endlich Veracrux, als uns alle schon für verloren hielten. Die Gallionen waren aber bereits abgesegelt und wir mußten das folgende Jahr erwarten, um die andere Flotte, die aus Spanien kommen sollte, zu treffen. In dieser Zwischenzeit machte mein Herr eine Reise nach Meriko, wohin ich ihn gerne begleitete, da ich großes Verlangen hatte, die berühmte Hauptstadt des Montezuma zu sehen. Dieß Land ist durch die Beschreibung des Ferdinand Cortez bekannt genug, daher will ich mich nicht dabei aufhalten. Während der vier Monate aber, die wir in Meriko zubrachten, begegnete mir das sonderbarste Abentheuer, das man sich nur denken kann.

Wir wohnten in dem Hause eines Kaufmanns aus Madrid, der sich in Meriko niedergelassen hatte, und einige Ländereien nahe an der Gränze von Canada, ziemlich weit von der Hauptstadt, besaß. In einigen Gegenden von Canada wohnen viele Indianer, ganz unbhängig von den Europäern, die diese Wilden weder unterjochen, noch zum Christenthume bekehren konnten. Der Kaufmann, der uns beherbergte, wollte eine Reise nach dieser Gegend machen, um seine Besitzungen in Augenschein zu nehmen, und ich, von Neugier getrieben, lag meinem Herrn so lange an, bis er mir endlich die Erlaubniß gab, unsern Hausherrn zu begleiten. Wir erreichten glücklich die Besitzungen und ich belustigte mich vorzüglich mit der Vogeljagd, da es dort Geflügel in Menge giebt. Der Kaufmann hatte mich mehrere Male gewarnt, mich nicht zu weit von dem Hause zu entfernen, weil verschie-

dene Parteien Indianer von Zeit zu Zeit Streifereien durch diese Gegend anstellten, um Menschen, die sie anträfen, fortzuschleppen und zu mißhandeln. Ich achtete nicht auf diesen Rath und überschritt oft ungestraft die mir bezeichneten Gränzen. Unbedachtsam strich ich umher, und verfolgte mit der größten Sorglosigkeit die Vögel, die sich am häufigsten in den Gegenden, wohin wenig Menschen kommen, aufhielten.

Eines Tages jagte ich in einem Thale, das ein großer Fluß durchströmte; an beiden Seiten waren hohe bewachsene Berge, die steil sich über einander aufthürmten. Ich feuerte mehremal meine Flinte ab, der Knall hallte in den nahen Felshöhlen wieder, und ich freute mich über das Echo. Dieß aber lockte die Indianer herbei. Unvermuthet sah ich mich von einer großen Schaar umgeben, ich hatte keine Zeit zu entfliehen; bestürzt und athemlos blieb ich stehen, als ich diese nackten Leute, die Pfeile in den Händen hielten, sah. Hätte ich nur meine Flinte abgefeuert, so würde ich größere Thaten als selbst Roland vollbracht haben, aus Furcht aber vergaß ich es, ward umringt und ließ mir ohne Widerstand mein Gewehr nehmen. Die Indianer erhuben ein lautes Geschrei, das ich für ein Zeichen ihrer Freude über den glücklichen Ausgang der muthigen That, die sie eben vollbracht hatten, hielt.

Einer von ihnen, der, aus der Ehrerbietung, womit ihn die andern behandelten, der Anführer zu seyn schien, nahm meine Flinte und betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten. Unvorsichtigerweise stieß er an das Schloß, der Schuß ging in die Luft und

alle diese Helden stürzten vor Schrecken zu Boden. Dieß wäre eine gute Gelegenheit gewesen zu entrinnen, wenn sie mich nicht sogleich, wie sie mich ergriffen, fest an einen Baum gebunden hätten. Als sie sich wieder erholt hatten, wagten sie es nicht, die Flinte zu berühren und gebärdeten sich so possirlich, daß ich hätte lachen müssen, wenn ich nicht in ihrer Gewalt gewesen wäre. Endlich ergriff einer, der muthigste, das Gewehr bei der Kolbe, warf es sich auf die Schulter und schien sehr stolz auf seine Heldenthat zu seyn. Darauf banden die Barbaren mich los und schleppten mich bis an einen hohen Berg, der mir unersteiglich schien und dessen Gipfel wir auch erst in einigen Stunden erreichten. Wir kamen an einen ebenen, freien Platz, der mit frischem Grase bewachsen und rund umher mit Bäumen bepflanzt war. Diesen lustigen, angenehmen Ort hatten die Indianer zu einem Mordfeste bestimmt. Beim Schall wilder, mißtönender Instrumente liefen die Weiber aus der Nachbarschaft zusammen, und in einer kleinen Viertelstunde war der ganze Platz mit Zuschauern angefüllt.

Ich ward mit einigen Weidenruthen an einen Pfahl gebunden, der mitten in der Ebene stand und ganz mit Blut bespritzt war, und die Indianer fingen an um mich herum zu tanzen und Trauerlieder, die ich nicht verstehen konnte, zu singen. Endlich näherte sich mir einer, der ihr Priester zu seyn schien und der zu meinem Erstaunen geläufig Spanisch sprach. „Sohn der Sonne, sagte er, es ist beschlossen, daß du durch dein Blut die Schatten unserer Vorfahren versöhnen sollst!“ (Meine

Angst ward durch diese Ankündigung nicht vergrößert, da ich schon das schreckliche Ende, das mir drohte, ahndete). Wie alt bist du? fuhr er fort. Ich schwieg, aber er wiederholte seine Frage, als ob es sehr wichtig wäre, mein Alter zu wissen. Sechzehn Jahre sind seit meiner Geburt verflossen, antwortete ich; hätte ich doch nie Sicilien, mein Vaterland, verlassen! Der Priester schien erstaunt über das, was ich sagte; er ging nach der einen Seite der Ebene und redete eine Zeit lang mit den Oberhäuptern des Volks. Ich beobachtete genau seine Bewegungen und Gebärden und erwartete mit jedem Augenblick meinen Tod. Als aber bald darauf der Priester wieder zu mir kam: Glücklicher Jüngling! sagte er, du bist nicht das Opfer, das unsere Religion fodert. Sicilianisches Blut besänftigt die Schatten unserer Vorfahren nicht; ihre Todtenopfer heischen anderes Blut. Du kannst unter uns dein Leben genießen; ich werde dich mit unsern Gesetzen bekannt machen, die du aufs strengste eben so wie wir beobachten mußt. Hierauf setzten sie mich in Freiheit, und alle Indianer mit ihren Weibern liefen auf mich zu, tanzten und sprangen mit fröhlichen Gebärden, um mir Glück zu wünschen und sich mit mir zu freuen. Denkt euch meine Freude, als ich so glücklich dem Tode entging.

Sobald ich mich erholt hatte und wieder sprechen konnte, warf ich mich dem Priester zu Füßen und sagte: Herr, behandle mich, wie es dir beliebt. Diese wenigen Worte machten großen Eindruck auf den Indianer; er gewann mich lieb und ich mußte ihn durch das Gebüsch nach seiner Wohnung begleiten. In einem

kleinen Kämmerchen zeigte er mir einige lächerliche Bilder, die, wie er sagte, ihre Götter waren: diesen, fügte er hinzu, mußt du geloben, treu zu seyn, sobald ich dich unterrichtet habe. Er fing auch noch an demselben Tage an, mich mit den Lehren ihrer Religion bekannt zu machen. Mich quälte indeß die Neugierde zu erfahren, wie dieser canadische Priester das Spanische so vollkommen gelernt hätte, und eines Tages wagte ich es, ihn zu fragen. Wisse, antwortete er, daß ich viele Jahre der Sclave eines Ritters aus Arragonien war, der mich in einem Gefechte gefangen genommen hatte. Er führte mich nach seinem Vaterlande, und da er mich erprobt hatte, daß ich treu, gelehrig und friedfertig sey, ließ er mich gut behandeln; auf diese Art lernte ich die Sprache jenes Landes, und als ich mit meinem Herrn nach Amerika zurückkehrte, bewog mich die Liebe zu meinem Vaterlande und meinen Verwandten, die Flucht zu ergreifen. Seit der Zeit betrachten mich meine Landsleute als einen ausgezeichneten Mann und erhoben mich zu dem wichtigen Amte eines Priesters, und ich diene ihnen als Dolmetscher, wenn sich uns Opfer darbieten. Du mußt unsern Göttern danken, daß ich das Spanische gelernt habe, da dieser Zufall dir das Leben gerettet hat, denn wenn wir nicht dein Vaterland erfahren hätten, so wärst du das unschuldige Schlachtopfer geworden.

Da ich mich an einem Orte befand, wo ich nichts von meinem Stiefvater zu fürchten hatte, vergaß ich allmählig Sicilien und selbst meine gute Mutter. Ich sah nichts, was mir in der Lebensart dieser Leute

mißfallen konnte, und nach und nach lernte ich ihre Sprache. Ihre Ceremonien beim Gottesdienste waren mir nicht anstößig, und ohne Zweifel wäre ich ein vollkommener Götzendiener geworden, wenn nicht die Vorsehung mir einen Ausweg gezeigt hätte.

Sechstes Kapitel.

Der Soldat findet die schöne Mathilde; beide entfliehen aus Canada. Sie treffen einen Einsiedler an.

Unter den Hausgenossen des Priesters war ein Jüngling, ungefähr von gleichem Alter mit mir, den er außerordentlich liebte; niemals durfte er mit mir sprechen und er ward mit der größten Aufmerksamkeit bewacht. Alle Canadier waren beinahe nackt, nur dieser Jüngling ging wie ich gekleidet. In seinem Aeußern war er liebenswürdig und seine feurigen Augen bezauberten mich, wenn sie den meinigen begegneten. Da ich nicht zweifelte, daß er ein gleiches Schicksal mit mir hatte, so wünschte ich sehr, ihn zu sprechen, aber ich konnte keine Gelegenheit finden.

Der Priester hatte mich schon mehrere Monate unterrichtet, als er mich endlich für reif hielt, öffentlich die Religion der Canadier anzunehmen, und diese Ceremonie sollte, wie er wünschte, sehr feierlich werden. An demselben Tage sollte ich auch meine Kleider ablegen, und, nach der Gewohnheit dieser Wilden, nackt erscheinen; so sehr aber mein Auge schon daran gewöhnt war, so konnte ich mich doch nicht dazu ent=

schließen und mein Gewissen quälte mich wegen meines Abfalls von der wahren Religion. Der Priester that alles, was er vermochte, um meine Furcht und meine Zweifel zu verscheuchen und erklärte mir nach seiner verwünschten Philosophie, daß die Menschen nackt gehen müßten wie alle Thiere, weil sie ja ohne Kleidung geboren würden. Der entscheidende Tag kam indeß immer näher und meine Unruhe stieg immer höher. In einer Nacht, als ich in tiefer Schwermuth auf dem Platze vor unserer Hütte herum ging und der Priester sich entfernt hatte, um Anstalten zu der großen Feier zu machen, schien es mir, als ob jemand heftig weinte und seufzte. Voll Neugierde näherte ich mich dem Orte. Ich hörte, daß jemand mit einer sanften Stimme auf Italiänisch sagte: „Unglückliche Mathilde, so weit von deiner Heimat, unter Wilden, sollst du deine keuschen jungfräulichen Glieder den Blicken dieser Unmenschen preis geben!" Ein Thränenstrom folgte diesen Worten. Ich drang in das Gebüsch hinein und sagte: Mathilde, du duldest nicht allein, hier ist ein Leidensgefährte, unter demselben fremden Himmelsstriche droht uns beiden das größte Unglück.

Kaum hatte ich dieß gesagt, so sah ich auch schon, daß dieß Frauenzimmer der vermeinte Jüngling war, dessen Augen einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatten. Sie war froh, einen Menschen gefunden zu haben, der ihr in dieser traurigen Lage nützlich seyn konnte und sagte: Jüngling, wenn du ein Italiäner bist, so zeige dich dieses Namens würdig, befreie mich von der drohenden Gefahr! Der

Tod von deiner freundlichen Hand kann mich retten und mich der Schande entziehen! Ich bewunderte die Entschlossenheit des Mädchens und faßte den Vorsatz, uns beide zu befreien oder zu sterben. Ich suchte sie zu trösten und mit ihr ein Mittel aufzufinden, unsere Flucht zu bewerkstelligen; und Mathilde zeigte mir, daß wir bei Nacht am besten entfliehen könnten, weil dann der Priester mit allen seinen Hausgenossen im tiefen Schlafe läge; ich sollte nur, sagte sie, am folgenden Tage alle Pfade im Gebüsch kennen zu lernen suchen. Wir trennten uns darauf, um nicht Verdacht zu erwecken, wenn uns jemand beisammen fände. Als ich in meine Kammer kam, warf ich mich auf mein Lager, mit der froheſten Hoffnung, daß unser Unternehmen glücken werde.

Am folgenden Morgen verließ ich mit Sonnenaufgang unsere Hütte und fand im Gebüsche einen Fußsteig, der in das Thal führte, wo mich die Canadier überrascht hatten. Ich benachrichtigte Mathilden von meiner Entdeckung, sie war froh darüber und mit Ungeduld erwarteten wir beide die Nacht. Alle Hausgenossen schliefen fest, als wir beide, auf den Zehen schleichend, die Hütte verließen; der helle Mondschein beförderte unsere Flucht und wir erreichten glücklich das Ufer des Flusses, an welchem wir bis ans Ende des Thales fortgingen. Wir hatten auf diesem Wege mehrere Stunden zugebracht, und Mathilde, die an solche Beschwerden nicht gewöhnt war, fühlte sich, als wir die Ebene erreichten, äußerst ermattet. Ich selbst war ebenfalls sehr müde, jedoch die Furcht, von den Indianern verfolgt und eingeholt zu werden, gab mir

Kraft weiter zu gehen, und da Mathilde ganz erschöpft war, entschloß ich mich sie zu tragen, bis wir einen sichern Ruheplatz gefunden hätten. Als der Tag anbrach, sahen wir in der Ferne das Haus des spanischen Kaufmanns.

Ihr werdet euch leicht meine Freude denken, mich so nahe bei dem erwünschten Ziele zu sehen. Schöne Mathilde, sagte ich zu meiner Begleiterin, wir sind im Hafen, wir sind den Wilden glücklich entgangen! sieh da jenes Haus, es gehört einem reichen spanischen Kaufmann, der sich in Mexiko niedergelassen hat, er kennt mich und wird uns gern aufnehmen. Mathilde sah hier nach dem Orte, den ich ihr bezeichnete; nein! nein! rief sie voll Angst und Entsetzen, ehe will ich unter den Händen der Canadier sterben, als ein Haus betreten, das meiner Unschuld wieder Gefahr droht. Laß mich in die Wälder zurückkehren! Ihre Heftigkeit setzte mich in Erstaunen; sie beharrte fest bei ihrem Entschlusse und ich wollte sie nicht verlassen. Wir gingen wieder an das Ufer des Flusses und setzten uns nieder, um etwas auszuruhen. Die Sonne stand schon so hoch, daß ihre Strahlen senkrecht auf uns herabfielen; einige Bäume, die wir fanden, gaben uns nur wenigen Schatten. Mathilde fühlte mehr als ich die Beschwerden der großen Hitze, und mich quälte es, daß ich kein Mittel finden konnte, sie gegen die versengenden Strahlen zu schützen, denn ein frisches, leichtes Lüftchen, das vom Flusse herwehte, kühlte uns kaum.

Bis zum Untergang der Sonne an diesem Orte zu verweilen, war gefährlich, und wollten wir für die

Nacht einen sichern Ruheplatz suchen, so mußten wir bald aufbrechen. Nach einer halben Stunde, während welcher meine Begleiterin in tiefes Stillschweigen versenkt dasaß, standen wir auf und verfolgten den Strom, in der Hoffnung, an seinem Ufer einen Ort zum Uebernachten, wenn es auch nur eine Schäferhütte wäre, zu finden. So leicht dieß in Europa seyn würde, so wenig wahrscheinlich war es in dieser Gegend von Amerika. Noch hatten wir den ganzen Tag über nichts gegessen, keine einzige genießbare Beere oder Frucht war zu finden, und der Hunger quälte uns entsetzlich. Meine Ungeduld stieg aufs höchste, und fast hätte ich mich über die Hartnäckigkeit meiner Begleiterin beklagt, daß sie, trotz aller drohenden Gefahren, weiter gehen wollte. Ein steiler Berg, an dem wir hingingen, ließ uns fürchten, zum zweitenmal den canadischen Wilden in die Hände zu fallen oder von wilden Thieren angegriffen zu werden. Alles schien sich zu unserm Verderben verschworen zu haben und unsern verwegenen Entschluß zu verdammen. Mathilde war über alles Ungemach erhaben, und hatte ich sie am Morgen ihrer Müdigkeit wegen tragen müssen, so war sie am Abend so stark, daß meine Kräfte den ihrigen nicht gleich kamen. Die Sonne fing schon an unterzugehen, und noch sahen wir keinen Platz, wo wir uns gegen den Thau, der in diesen Gegenden so stark und gefährlich ist, schützen konnten. Endlich erblickten wir, zu unserer größten Freude, in der Mitte des Berges ein Licht; wir durften hoffen Menschen zu finden, und wir fühlten neuen Muth und neue Stärke. Daß es Indianer wären,

brauchten wir nicht zu fürchten, da diese auf den höheren Gebirgen wohnen, die den Einfällen der Europäer nicht so ausgesetzt sind, und da sie nie, aus Furcht entdeckt zu werden, bei Nacht Licht in ihren Hütten brennen.

Wir eilten so schnell wir konnten nach dem Lichte hin, und fanden, daß es eine kleine Lampe war, die vor einem Heiligenbilde brannte, aber wir konnten weder Menschen noch eine Hütte sehen. Ohne ein Wort zu sprechen, starrten wir uns an; endlich sagte Mathilde: hier muß einer wohnen, der diese Lampe unterhält, es ist ein guter Christ, das zeigt seine Verehrung dieses Bildes; laß uns aufmerksam diese Gegend durchsuchen, Gott wird uns zu den frommen Mann führen. Sie fand auch bald eine große Oeffnung, die zum Fenster, Rauchfang oder Luftloch einer Höhle diente, in deren Mitte ein großes, hellloderndes Feuer brannte. Unsere Freude war überaus groß; Dank! rief ich, der Vorsehung, die uns hierher geführt hat, ietzt finden wir Ruhe und Schutz für die Nacht!

Siebentes Kapitel.

Der Einsiedler nimmt den Soldaten und Mathilden auf. Beschreibung seiner Einsiedelei. Er giebt sich ihnen als Gil Blas von Santillana zu erkennen.

Der Bewohner der Höhle hörte diese Worte, nahm einen Feuerbrand wie eine Fackel und kam zu uns. Wer sind, sagte er, die Gäste, die die göttliche Vorsicht hierher geführt hat, einen Ort, der so weit von der übrigen Welt entfernt liegt, zu besuchen? Zwei Unglückliche, erwiederte Mathilde, die wunderbar den Händen der Wilden entronnen sind; euer Licht diente uns zum Wegweiser. Der gute Eremit, der, nach seinem langen, silberweißen Barte, seinem gekrümmten Körper und seiner schwachen Stimme zu rechnen, schon hundert Jahre alt zu seyn schien, sah uns aufmerksam an. Seyd mir willkommen, meine Kinder, sagte er mit großer Freundlichkeit und Artigkeit, kommt herein in meine Höhle und ruhet aus, denn das wird euch nöthig seyn; unterdessen will ich euch eine Mahlzeit bereiten, da ihr gewiß hungrig seyd. Getroffen! antwortete ich schnell, denn das Wort Mahlzeit klang mir so süß. Wir traten in die Höhle, setzten uns auf eine Bank und sahen einen großen Kessel mit Wasser am Feuer kochen. Der Anachoret warf eine Menge Gemüse hinein; mein Appetit ward immer stärker beim Anblick dieser Zurüstungen, und so sehr der Eremit auch eilte, so ward mir doch die Zeit sehr lang, und voll Ungeduld harrte ich auf den Augenblick der Mahlzeit. Er kam endlich,

wir setzten uns an einen mit weißen und saubern Tüchern bedeckten Tisch, hatten eben dergleichen Servietten, Teller von Fayance, so daß ich in einem Speisehause zu Barcellona zu seyn glaubte. Das Gemüse war bald verzehrt, der freigebige Eremit setzte uns hierauf gesalzenes Fleisch aus Europa, eingemachte Früchte und verschiedene Arten von Confituren vor, die uns sehr behagten, und das Mahl endigte mit einem Kruge spanischen Weines. Mein Vater, sagte ich darauf, ich bin erstaunt über den treflichen und ausgesuchten Vorrath, den ihr hier in einem so öden Winkel der neuen Welt habt. Sohn, versetzte er, sobald du wissen wirst, wer ich bin und wie ich hier lebe, so wird dein Erstaunen verschwinden. Aber jetzt ist nicht die Zeit, euch in unnützen Gesprächen hinzuhalten, da euch der Schlaf nöthiger ist. Kommt mit mir! Er nahm darauf ein Licht, führte uns in einen Winkel der Höhle, öffnete eine kleine Thüre und ließ uns in ein Zimmer, das ganz allerliebst mit einfachem, aber schönem Geräthe geschmückt war. Was mich am meisten überraschte, war ein Bett, ganz auf spanische Art; wie Mathilde dies erblickte, sagte sie: es ist nicht gut, frommer Vater, daß ihr euch eures Bettes beraubt, um es uns zu geben; wir werden es auf keine Weise zulassen: denn wir sind schon lange daran gewöhnt, auf Binsen oder Baumblättern zu schlafen. Nein! versetzte schnell der Alte, dieß Zimmer ist für meine Gäste bestimmt, ich habe ein anderes und morgen sollt ihr es sehen! mit diesen Worten setzte er das Licht hin, verschloß die Thüre und ging nach seiner Ruhestätte. Sobald wir allein waren,

wollte ich der Mathilde das Bett überlassen, sie weigerte sich aber, ich mußte nachgeben und sie legte sich auf Stühle hin. Die ganze Nacht hindurch schliefen wir sehr fest und erwachten erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Wir öffneten ein Fenster und sahen einen freundlichen, gut unterhaltenen Garten, und den Einsiedler, der schon beschäftigt war Blumen zu pflücken. Wie er uns erblickte, grüßte er freundlich, kam selbst, unsere Thüre zu öffnen und lud uns ein, in den Garten zu kommen, wo wir eine schöne Quelle fanden, die murmelnd aus einem Felsen hervorsprudelte und rein und klar hinfloß. Wir konnten nicht aufhören, einen so angenehmen Ort zu loben, den wir niemals hier in diesem Winkel der Erde zu finden geglaubt hätten.

Aus dem Garten führte uns der Eremit nach seinem Zimmer, das unmittelbar an das unsrige stieß und mit einfachem, aber nicht weniger saubern Hausgeräthe versehen war. Ein Bett, eine Bank, zwei Stühle, ein Tisch und mehrere Bücher in einem Schränkchen mit Gitterthüren, das war der ganze Schmuck dieser Zelle. Der Thüre, durch welche wir hineinkamen, gegenüber war eine andere, durch die man in eine kleine Kapelle trat. Wir knieten hin zu unserm Morgengebet, und der Eremit erzählte uns, daß auch er viermal des Tages hier seinen Schöpfer anzubeten pflege.

Der Einsiedler sagte darauf: ihr habt jetzt schon gesehen, meine Kinder, daß der beste Theil meiner Wohnung den Vorübergehenden verborgen ist, und keiner, der diesen abschreckenden Eingang sieht, wird

glauben, daß er zu einer so bequemen, ruhigen und freundlichen Wohnung führt. Gegen Mitternacht schützt mich dieser steile Berg und ein Abhang, der nach einem großen See schroff hinunter geht, wehrt jedem von Mittag und Abend den Zugang. Wie und auf welche Art ich das Glück hatte, diesen Platz zu finden, was mich bewogen hat, ihn zu meiner Wohnung zu wählen, das Alles sollt ihr erfahren, meine Kinder, wenn ihr mir den Gefallen thut, euch mit mir niederzusetzen und wenn ihr Geduld habt, meine wundersamen Begebenheiten zu hören. Neugieriger als jemals, die Geschichte eines so außerordentlichen Mannes zu vernehmen, setzten wir uns, und der Einsiedler fing an, nachdem er uns gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen.

Ich bin Gil Blas von Santillana. Wie? fiel ich ihm ins Wort, ihr wäret der berühmte Gil Blas von Santillana, von dem die ganze Welt spricht? Sollte ich mich also selbst überzeugen können, daß die wunderbaren Begebenheiten, die ihr erzählt, und die ich, mit so vielen andern, für Erdichtungen hielt, wahr sind? Sollte ich so glücklich seyn, von euch selbst zu erfahren, wie es euch nach der Verheirathung mit der Schwester des Don Juan de Jutella und nach der Geburt eurer Söhne, welche die Freude und der Trost eures Alters waren, ergangen ist? Ja! versetzte der Eremit, ich bin der Gil Blas, und wer weiß, ob nicht Gott, der mir gnädig ein längeres Leben als den meisten andern Menschen geschenkt hat, euch hieher geführt hat, die Zeugen meines nahen Todes zu seyn, damit ihr dann erzählen könnt,

könnt, welch ein Ende der Mann hatte, von dem man so viel in der Welt spricht.

Der Soldat wollte in seiner Erzählung fortfahren, als ich aber meinen Großvater nennen hörte, von dem mein Vater und mein Oheim so oft gesprochen hatten, unterbrach ich ihn, obgleich ich vor Verlangen brannte, mehr zu erfahren, aus Freude, etwas von meinen Vorfahren zu hören. Wie froh war ich über dieß Glück, das weder meinem Oheim, noch meinem Vater zu Theil geworden war, die nicht die geringste Nachricht vom Gil Blas, seitdem er Liria verlassen hatte, erhalten konnten. Seine beiden Söhne, mein Vater und mein Oheim, suchten ihn, sobald sie erwachsen waren, in ganz Spanien und Frankreich, sie durchreisten Deutschland und Italien, und am Ende, als sie ermüdeten und alle Hoffnung, ihn zu finden, aufgegeben hatten, ließen sie sich, da sie nicht wieder nach Liria zurückkehren wollten, in Sicilien nieder und lebten von ihrem Gelde.

Meine Irene und der Soldat waren sehr erfreut, als sie hörten, daß ich der Enkel eines so außerordentlichen Mannes war, und Irene trieb den Isidor, in seiner Geschichte fortzufahren.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Tod der Dorothea. Gil Blas entschließt sich ein Eremit zu werden.

Als dein Großvater hörte, fing er seine Erzählung wieder an, daß ich so genaue Nachrichten von seiner Verheirathung mit der Dorothea hatte, sagte er: es ist nicht nothwendig, daß ich euch alle vorhergehenden Begebenheiten meines Lebens erzähle, da ihr sie gelesen, oder wenigstens gehört habt, ich darf daher nur von der Zeit, die für mich die merkwürdigste war, anfangen.

Ich lebte in sehr guten Verhältnissen mit meinem Schwager, Don Juan, und Scipio erleichterte mir durch seinen liebevollen Beistand sehr die Last der Sorgen, die fast immer das Haupt der Familie zu drücken pflegen. Meine geliebte Gattin gab mir tausend Beweise ihrer zärtlichen und aufrichtigen Zuneigung, und meine beiden Söhne schienen gutgeartet und fähig. Ich hielt mich für einen vollkommen glücklichen Menschen und segnete die Stunde, in welcher ich mich entschloß, zum zweiten Mal nach dem Schlosse Liria zurückzukehren, wenn ich den Wechsel des Glücks und Unglücks in meinem verflossenen Leben überdachte. Alle meine Vergnügen waren rein und unschuldig; bald war ich in der Bibliothek des Don Cäsar, bald in meinem Garten, oder ich ging auf die Jagd, oder fischte. Eine herrliche Zeit! wenn sie nur von langer Dauer gewesen wäre! Kaum aber waren fünf Jahre nach meiner Verheirathung verflossen, so trafen mich

schon die schrecklichsten Leiden. Meine Frau starb in wenigen Tagen an einem bösartigen Fieber. Mein Kummer war unbeschreiblich! Dieser Verlust kränkte mich tiefer als der meiner ersten Frau, so daß weder die gute Laune meines Secretairs, noch seine Liebe und Anhänglichkeit mich trösten, ja nicht einmal nur auf kurze Zeit den bittern Schmerz, der mich verzehrte, verscheuchen konnten. Liria, das mir sonst so gefiel, ward mir verhaßter als das Gefängniß zu Segovia; Alles, was mich ehemals erfreute, schien mir nun langweilig und unausstehlich. Wenn Scipio und mein Schwager mich zu trösten versuchten, verloren sie Zeit und Worte und wurden selbst traurig, da sie sahen, daß ihre liebevolle Aufmerksamkeit nur meine Schwermuth vergrößerte.

Meine geliebten Wohlthäter, Don Cäsar und Don Alonzo de Leyva, lebten noch immer zu Saragossa, und sobald sie von meinem traurigen Schicksale Nachricht erhielten, nöthigten sie mich, an ihren Hof zu kommen. So sehr ich auch die große Welt haßte, so konnte ich es ihnen doch nicht abschlagen, zumal da ich hoffte, daß die Entfernung von einem Orte, wo Alles, was ich sah, nur meinen Kummer immer vergrößerte, mir heilsam seyn würde. Ich übergab meine Söhne der Aufsicht des Scipio, empfahl sie meinem Schwager, und reiste mit einem Bedienten nach der Hauptstadt des Königreiches Aragonien. Kaum hatte ich die Gränzen desselben berührt, so erhielt ich die traurige Nachricht, daß Don Cäsar plötzlich vor einigen Tagen gestorben sey.

Bei meiner Ankunft kam mir Don Alonzo trau=

rig entgegen, wir beide konnten die Thränen nicht zurückhalten; Freund, sagte er, du solltest dich bei mir aufheitern und findest mich selbst niedergeschlagen und traurig! Mir hat der Himmel meinen treflichen Vater geraubt, und du hast die beste der Frauen verloren. Laß uns zusammen weinen, denn unser Verlust ist unersetzlich.

Das Maas unsers Unglücks war aber noch nicht voll. Ein heftiges Fieber ergriff Serafine, vergebens bemühten sich die geschicktesten Aerzte, sie zu retten; sie starb am neunten Tage. Don Alonzo war untröstlich; er hatte seine Gattin so zärtlich geliebt; von Tage zu Tage ward er trauriger und stiller, eine finstere Schwermuth bemächtigte sich seiner, er floh alle Menschen. Mein Zureden und Alles, was wir versuchten, ihn zu zerstreuen, war umsonst. Unfähig endlich, dem verzehrenden Gram zu widerstehen, legte er sich krank zu Bett und folgte seiner Geliebten, ohne die er nicht leben konnte. Bis zu seinem letzten Athemzuge verpflegte ich ihn mit der größten Sorgfalt und Liebe, und er vermachte mir für meine treuen Dienste sechs tausend Dublonen.

Ein jeder andere würde sich über einen Todesfall, der ihn zum Herrn eines so ansehnlichen Vermächtnisses machte, leicht getröstet haben, ich indeß, schon daran gewöhnt, die Reichthümer zu verachten, liebte den Verstorbenen zu sehr, um ihn über das Geld zu vergessen. In zwei Monaten hatte ich Alles, was mir auf dieser Welt theuer war, verloren. Die Erinnerung an meine Dorothea verleidete mir den Aufenthalt zu Liria, durch den Tod meines Wohlthäters war mir die Hauptstadt Aragoniens zuwider ge-

worden. Nur die Gesellschaft meiner kleinen Söhne hätte mich etwas trösten können, aber ihr Anblick würde mich auch stets daran erinnert haben, daß ihre Mutter nicht mehr lebte.

Als ich mich in diesem bejammernswürdigen Zustande befand, entschloß ich mich, Alles, was mir in diesem Leben theuer war, zu verlassen, und mich in einer Gegend zu verbergen, wo ich niemals Nachricht von meinen Freunden und meiner Familie bekommen könnte. Mich bewog dazu die Erfahrung, die ich über die Unbeständigkeit und den Wankelmuth des menschlichen Glücks gemacht hatte; wenn das Glück Einmal anfängt, dem Menschen den Rücken zu kehren, so drängt ein Unfall den andern, und ich fürchtete mit Grund, daß mein Unglück nicht anders, als mit meinem Leben enden würde. Voll von solchen Gedanken, sah ich schon den Tod des Scipio, meines Schwagers, meiner Söhne, den Verlust meines Vermögens voraus. Nun denn, dachte ich, komme muthig, wie es dir geziemt, allen diesen Unfällen zuvor, verlaß die Welt, ehe sie dich verläßt, entferne dich aus Spanien. Ein wilder, entlegener Ort soll mein Asyl seyn, mein Grab, das mich so lange ich lebe, verbirgt.

Ohne zu zaudern rüstete ich mich zur Abreise, und schon am folgenden Tage verließ ich Saragossa. In einem Briefe empfahl ich dem Scipio und dem Don Juan meine Kinder, und schrieb ihnen, daß sie mich niemals wieder sehen würden.

Die mir vermachten sechs tausend Dublonen nahm ich mit und kam in Cadix an, als gerade die Mexikanische Flotte zum Absegeln bereit war. Ich ver-

schaffte mir ein kleines Zimmer auf dem Schiffe des Viceadmirals, kaufte mir Bücher, um mir während der Ueberfahrt die Zeit zu vertreiben, und mit günstigem Winde verließen wir die Spanischen Küsten. Nach einer Fahrt von einigen Monaten erreichten wir glücklich Veracrux. Ich hatte mit keinem von der Schiffsgesellschaft Bekanntschaft gesucht, und mein stilles, eingezogenes Leben war dem Vieceadmiral aufgefallen, der meinen Namen zu erfahren wünschte. Sobald wir daher ans Land traten, ließ er mich rufen und suchte meinen Stand und die Absicht meiner Reise zu erforschen. Ich sagte ihm, daß ich ein Castilianer wäre und daß nur das Verlangen, die Welt zu sehen, mich zum Reisen bewogen hätte. Meine Antwort schien ihm unbefriedigend; ihr sucht vergebens den wahren Grund eurer Reise zu verbergen, sagte er, ich sehe es euch an, daß wichtigere Ursachen, als die ihr da angebt, euch dazu gebracht haben. Eure Melancholie läßt mich glauben, daß nicht die Neugierde allein euch bewog, den Gefahren des Meeres zu trotzen, und aus eurem Hang zur Einsamkeit, den ich während der Ueberfahrt an euch bemerkte, schließe ich, daß ein großes Unternehmen, oder (was schlimmer wäre) ein großes Verbrechen euch dazu brachte, euer geliebtes Vaterland für immer zu verlassen. Ich bin ein Ritter und wünsche, daß ihr euch mir entdeckt, blos um euch zu dienen und zu helfen, so weit meine Kräfte reichen; sprecht aufrichtig mit mir. Herr, antwortete ich, ich bin bereit euch zu willfahren, nur gebt mir euer Wort, daß ihr mich nie verrathen wollt.

Er erfüllte schnell mein Verlangen; ich erzählte ihm darauf meine Geschichte und gab ihm die Ursachen an, die mich bewogen hätten, der Welt zu entsagen und in die Einsamkeit zu gehen. Er fand mein Vorhaben sehr sonderbar, aber doch bewunderte er die Festigkeit und Entschlossenheit, mit welcher ich, troß der vielen und starken Gründe, die er mir vorlegte, mich von meinem Vorsatz abwendig zu machen, dabei beharrte.

Wahrhaftig, sagte er, ihr seyd in der That ein außerordentlicher Mann, da die Vaterliebe sogar nichts über euch vermag. Die Welt, der Umgang mit den Menschen, der Allen so angenehm ist, bewegen euch auch nicht, auch euer Vaterland ist euch gleichgültig geworden, und ihr findet nur an der Betrachtung und dem ewigen Stillschweigen Vergnügen, da ihr euch an einen Ort zu begeben denkt, wo ihr keine andere Gesellschaft, als nur unvernünftige Thiere antreffen werdet. Schon sehe ich im Geiste euch als einen vollkommenen Eremiten, und ihr werdet durch die letzten Jahre eures Lebens berühmter werden, als durch die Jahre, die ihr im Dienste der beiden Staatsminister zubrachtet. Habt doch die Güte, mir zu sagen, an welchem Ort ihr euch, noch ehe ihr todt seyd, begraben wollt, damit ich die Freude haben kann, euch, wenn ich nach Amerika komme, zu besuchen. Ich erwiederte ihm, daß ich nach Mexiko zu reisen beschlossen hätte, um dort einen bequemen Platz aufzusuchen.

Der Viceadmiral wollte mich begleiten, und nachdem wir uns mit Lebensmitteln reichlich versehen

hatten, traten wir, mit vier Bedienten, die uns zur Bedeckung dienen sollten, die Reise an. Wir durchzogen die unbebauten, endlosen Ebenen von Mexiko, durchsuchten vergebens die wüstesten Gegenden, bis endlich die Vorsehung uns unvermuthet zu dieser Höhle führte. Als wir nämlich am Ufer des Flusses hingingen, entdeckten wir ein Licht, dasselbe, das euch hieher führte, wir schlossen daraus, daß ein Eremit in der Nähe wohnen müßte, eilten darauf zu, und fanden beim Eingange der Grotte einen ehrwürdigen Alten, der uns mit frohem Erstaunen empfing, da er nun schon, wie er sagte, in zwanzig Jahren keinen Europäer gesehen hatte. Er mußte mit uns essen, nach der Mahlzeit schlugen unsere Bedienten die Zelte vor der Höhle auf, und wir schliefen in dem Zimmer, worin ihr diese Nacht zugebracht habt. Am folgenden Morgen, da uns die Neugierde trieb, zu erfahren, wer doch dieser Einsiedler, der ein so ehrwürdiges Ansehen hatte, seyn möchte, und wie er diese wunderbare und bequeme Wohnung sich hätte machen können, standen wir früh auf, und da wir den guten Alten in seinem Garten trafen, baten wir ihn, uns mit den Begebenheiten seines Lebens bekannt zu machen. Der liebenswürdige Einsiedler ließ sich nicht lange bitten, wir setzten uns und er erzählte seine Geschichte.

Neuntes Kapitel.

Geschichte des Enkels des Montezuma, des letzten Kaisers von Mexiko.

Ich bin der Enkel des berühmten Montezuma, des letzten Kaisers von Mexiko, und jetzt zum ersten Male kommt dieß Wort über meine Lippen, da ich zu euch das Zutrauen hege, daß ihr dieß Geheimniß tief in eurem Busen bewahren werdet, und da mein Alter, mein gegenwärtiger Zustand, und das Leben, das ich führe, die sichersten Bürgen sind, daß jede politische Furcht, die das Daseyn eines so nahen Verwandten des letzten Beherrschers dieser Reiche erwecken könnte, ungegründet seyn muß. Als Ferdinand Cortez dieß Land eroberte, war mein Vater der Regent, nachdem er meinen Großvater vom Thron gestoßen hatte. Er fand Mittel, mit einer seiner Frauen zu entfliehen, hier in der Wildniß gebar sie mich und starb bald darauf. Man suchte mit aller erdenklichen Mühe meinen Vater, um ihn zu ermorden, er mußte sich daher in den entlegensten und am wenigsten besuchten Wäldern verbergen; aber seine Vorsicht war vergebens, zuletzt fiel er in die Hände seiner Feinde. Ein Offizier nahm uns an den Gränzen von Canada gefangen, jedoch ohne uns zu kennen, und brachte uns nach Mexiko. Zu meinem Glücke trennte man mich in der Sclaverei nicht von meinem Vater, unser Herr war ein verständiger und mitleidiger Mann, der mich mit Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ. Als ich funfzehn Jahr alt war, starb mein Vater in

meinen Armen, und kurz vor seinem Ende entdeckte er mir, von welchem Geschlechte ich herstamme, beschwor mich aber, bei allem was mir heilig war, daß ich nie und auf keine Weise es jemand anvertrauen und mich ganz in mein Schicksal fügen möchte. Gewissenhaft habe ich es auch während meines ganzen Lebens beobachtet, und nie habe ich dem Ehrgeiz Raum gegeben, wozu die guten Lehren und das trefliche Beispiel meines Herrn nicht wenig beitrugen. Noch danke ich täglich dem Himmel und dem Ferdinand Cortez, daß sie mir einen so gütigen Herrn gaben.

Dieser trefliche Mann hatte sich große Reichthümer erworben, da er aber fürchtete, daß die Mittel dazu eben nicht die erlaubtesten gewesen seyn mochten, faßte er den heldenmüthigen Entschluß, Alles wegzugeben und der Welt zu entsagen. Er wählte diesen Platz zu seinem Aufenthalt, richtete diese vier Zimmer ein und versah sie mit einfachen Geräthen. Einem guten Geistlichen in Merico, seinem Freunde, übertrug er es, seine jährlichen Einkünfte unter die armen indianischen Sclaven zu vertheilen; für sich behielt er nur so viel nöthig war, um Gemüse, gesalzenes Fleisch und andere Lebensmittel, die man ihm jährlich zu seinem Unterhalte zuschickte, einzukaufen. Alle seine Bedienten fragte er, ob einer unter ihnen Lust hätte, ihn zu begleiten, aber nur der Neffe des Montezuma allein hatte den Muth. Ich kam also mit ihm in diese Wildniß, lebte zwanzig Jahre in seiner Gesellschaft, und der gute Geistliche schickte uns pünktlich alle Jahre, was wir bedurften. Das mäßige Leben, das wir führten, das gute Clima und die Entfernung

von Allem, was die Menschen zu beunruhigen pflegt, schienen meinen Herrn wieder verjüngt zu haben. Endlich riß ihn der Tod hinweg und ich blieb alleiniger Herr und Besitzer dieser Grotte. Seinen Leichnam begrub ich zu den Füßen dieses Heiligenbildes, vor dem das Lämpchen brannte, das euch hieher führte, und beschloß diesen einsamen Ort nicht zu verlassen, so lange es Gott gefiele, mir das Leben zu fristen.

Indeß war durch ganz Mexiko der fromme und edle Entschluß des Don Fernando (so hieß dieser berühmte Einsiedler) bekannt geworden, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, ihn zu sehen, theils aus Frömmigkeit, theils aus Neugierde, so daß damals diese Grotte von Fremden, die wie zu einem wunderthätigen Heiligthume wallfahrteten, häufig besucht ward. Noch war sein Tod nicht bekannt geworden, als eines Morgens zwei Personen, ein Mädchen und ein Jüngling, beide in blühender Jugend, herankamen und nach dem Bruder Fernando fragten. Schon vor einigen Tagen, antwortete ich, hat seine Seele sich zu Gott empor geschwungen, und hoffentlich empfängt er im Himmel den Lohn seiner guten Thaten. Die beiden jungen Leute fingen heftig an zu weinen, und Thränen und Seufzer erstickten ihre Worte. Geht euch denn der Tod des Bruders Fernando so nahe an? fragte ich. Ja wohl! erwiederte mir das Mädchen, wir sind die Kinder seiner einzigen Tochter, die nach Mexiko kam, ihn wieder zu sehen, und die, da sie ihn nicht auffinden konnte, vor Gram starb. Wir beiden Waisen blieben allein, erfuhren endlich, daß er hieher gegangen sey, machten uns schnell auf, ihm den

Tod unserer Mutter anzukündigen und Trost bei ihm zu suchen. Jetzt sind unsere Hoffnungen vereitelt, unsere Wünsche werden nicht erfüllt!

Ihr Kummer erregte mein Mitleiden; ich sah, daß beide matt und müde waren, daher rieth ich ihnen, sich zu erholen und etwas zu essen, um neue Kräfte zu sammeln. Sie kamen in die Grotte, und ich führte sie in dasselbe Zimmer, worin ihr geschlafen habt, und sie staunten nicht wenig, als sie Bequemlichkeit an einem Orte fanden, wo sie nichts als Werkzeuge der Buse und des Schreckens vermutheten. Sie blieben bei mir, aber ihr Kummer nahm nicht ab, ihre Thränen flossen unaufhörlich, und nie habe ich in einem so jugendlichen, flüchtigen Alter einen so dauernden Gram gefunden. Umsonst versuchte ich, sie zu trösten. Der Bruder war noch trauriger, als das Mädchen, seine Melancholie nahm täglich zu, ward endlich unheilbar, er zehrte sich ab und starb bald. Kurz vor seinem Hinscheiden sagte er zu mir: Mein Vater, mein Ende ist nicht fern, euch empfehle ich die einzige Person, die ich in dieser Welt liebte, ich bitte euch, sorgt für diese meine Schwester, für diese arme Waise, die sonst von aller menschlichen Hülfe verlassen ist. Möge sie immer nach eurem Beispiele, unter dem Schutze eurer Tugend leben! Zu dem Mädchen sagte er darauf: Schwester, gehorche immer diesem heiligen Manne, sein Rath und sein Beispiel wird dich sicher bis an das Ende deines Lebens geleiten! Weiter konnte er nicht; es dämmerte ihm vor den Augen, er faßte mich und die untröstliche Schwester bei der Hand und starb ruhig.

Leicht werdet ihr euch den Schmerz des armen Mädchens denken, sie weinte unaufhörlich und härmte sich. Ich that, was ich konnte, sie zu trösten, mußte aber doch es der Zeit überlassen, diese tiefe Wunde zu heilen und machte nur Anstalt so bald als möglich den Fernando zu beerdigen, um ihren Augen diesen Gegenstand der Trauer zu entziehen. Ich begrub ihn neben dem Oheim, und ließ seit der Zeit die Lampe, die ihr gesehen habt, bei den Gräbern brennen. Dionysia, die damals ungefähr dreizehn Jahre alt seyn mochte, schmückte täglich das Heiligenbild mit Blumen aus meinem Gärtchen und betete dann einige Stunden bei dem Grabe ihres Bruders. Den übrigen Theil des Tages verbrachte sie mit Lesen in heiligen Büchern, mit weiblichen Arbeiten, oder sie bewässerte und pflanzte Blumen in meinem Garten, so daß wir beide in beneidenswerther Eintracht und Ruhe lebten. Mehrere Monate sah ich das Kind mit der größten Gleichgültigkeit an, aber Gelegenheit macht Diebe! Ich war erst dreißig Jahre alt, da pflegen uns die Mädchen noch nicht gleichgültig zu seyn! Dionysia war schön; ihre Bescheidenheit erhöhte ihre Reize, und ihre süße, wohlklingende Stimme machte die Unterhaltung mit ihr sehr angenehm. Diese Vollkommenheiten hatte ich stets vor Augen, war es ein Wunder, daß ich bezaubert ward? Ich fing auch bald an, sie mit einer Neigung zu betrachten, die ganz von derjenigen verschieden war, die ein unschuldiges Behagen hervorbringt. Es war mir nicht genug, daß das Mädchen mir wie einen Vater gehorchte, ich wünschte, daß sie wie eine Braut zärtlich seyn sollte. Was ist

es denn für eine Frevelthat, sagte ich zu mir selbst, wenn ein Einsiedler heirathet? Durch kein Gelübde habe ich mich gebunden, ich bin frei und mein eigener Herr, hier in der Einöde, wie ich es in Mexiko war. Dionysia ist die rechtmäßige Erbin der Habe ihres Oheims; ich kann ihr Vermögen nicht mit gutem Gewissen nehmen, wenn ich sie nicht besitze. Der Bevollmächtigte des verstorbenen Fernando wird sich auch weigern, mir den gewöhnlichen, jährlichen Vorrath zu schicken, wenn er Nachricht von seinem Tode erhält, und nicht weiß, daß die einzige, rechtmäßige Erbin an seiner Stelle bei mir ist. Die Welt wird auch Anstoß daran nehmen, wenn sie erfährt, daß ein Einsiedler in dieser Wildniß ein so schönes Mädchen bei sich hat, und jeder wird, auch ohne Grund, Böses von mir reden; weis man aber, daß sie meine Frau ist, dann verstummen alle Verleumder.

Diese Betrachtungen, wenn sie auch nicht die besten waren, brachten mich dahin, daß ich es nicht allein für gut, sondern sogar für nothwendig hielt, zu heirathen, und ich wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, der Dionysia den Vorschlag zu thun. Die Veranlassung fand ich bald und brachte es dahin, daß das Mädchen einwilligte, mir ihre Hand zu geben. Ich ging mit ihr nach Mexiko, wo wir uns öffentlich mit aller möglichen Feierlichkeit trauen ließen. Dionysia bewies durch Dokumente, die sie besaß, daß sie die Verwandte des Don Fernando, und nach dem Tode ihres Bruders die einzige Erbin sey; und der Geistliche, der das Erbgut verwaltete, weigerte sich nicht, uns die bestimmten Lebensmittel zu schicken,

und versprach noch mehr zu übersenden, wenn sich unsere Familie vergrößern sollte.

Wir kehrten darauf in unsere Einöde zurück; unser Glück war unbeschreiblich, der Himmel schien uns mit Wohlthaten überhäuft zu haben, und ich hoffte, daß in solcher Seligkeit mein Leben verfließen würde. Aber, ach! das Glück ist wankelmüthig!

Meine Dionysia hatte mir einen Sohn geschenkt, den sie an ihrer Brust säugte und einst tugendhaft zu erziehen hoffte. Wir beide unterstützten einander so viel wir konnten und erleichterten uns die Last des Hauswesens. Dionysia liebte mich mit der größten Zärtlichkeit; meine Wünsche waren befriedigt, sie fühlte sich glücklich, und nichts schien unserm Frieden zu drohen, als ein hereinbrechender Schwall des Unglücks uns in das tiefste Elend stürzte. Das Gerücht von unserer Hochzeit hatte sich durch ganz Mexiko verbreitet, man schwatzte davon auf den Gassen und sprach darüber in allen Gesellschaften. Die Schönheit meiner Frau ward berühmt, wie die der Helena, und einige junge, liederliche Leute bedauerten sie und beweinten ihr Unglück, so wie der Crocodil den Armen, den er zwischen den Zähnen hält, beweinet. Sie sagten, unsere Einöde sey ein Grab der Lebendigen, und man müßte es nicht zugeben, daß eine Schönheit, die Mexiko zieren würde, in einer Höhle begraben wäre. Der Priester, der unsere Geschäfte besorgte, schrieb mir von diesen Gesprächen in der Hauptstadt, und dieß war die erste Unannehmlichkeit unserer Ehe; ich achtete indeß nicht sehr darauf, da ich nicht glaubte, daß der Frevel meiner Neider so weit gehen würde,

es zu unternehmen, mir mein Weib zu rauben, und meine Wüste sah ich als den sichersten Zufluchtsort der Unschuld an.

In einer Nacht, als alles ruhig war und ich an der Seite meiner geliebten Dionysia schlief, weckte mich ein Geräusch in der Höhle. Ich sprang schnell aus dem Bette, lief an die Thüre und horchte, als plötzlich die Thüre eingeschlagen ward und eine Schaar Räuber hereindrang. Einige warfen mir einen Strick um den Hals, um mich zu erdrosseln, andere drangen dreist in das Schlafzimmer, rissen Dionysia heraus, und taub gegen ihre Bitten, ihre Thränen, ihr Geschrei, schleppten sie mein geliebtes Weib fort, ohne daß ich ihr helfen konnte, da ich halb todt am Boden lag. Wie lange ich in diesem Zustande blieb, kann ich nicht sagen; sobald indeß meine Besinnung wiederkehrte, stürzte ich hinaus, mein Weib zu suchen, allein ich fand keine Spur. Ringsumher herrschte Grabesstille, das tiefste Schweigen, ich vernahm keinen Laut; die Stille und die Finsterniß der Nacht ließen mich mein Unglück doppelt empfinden. Ich kehrte zu meinem einsamen Lager zurück, und fand meinen Sohn, der weinend Nahrung forderte. Armes, armes Kind! rief ich, und Thränen liefen über meine Wangen, deine Mutter ist fort, die dir das Leben gab; du bist unglücklich, daß dir nur der Vater, der dich nicht ernähren kann, geblieben ist, und Gott weiß, ob er Kraft genug haben wird, dieß Unglück zu überleben! So klagte und weinte ich die Nacht über, aber Alles war taub gegen meinen Jammer. Der anbrechende Morgen vermehrte meinen Schmerz: Dionysia

nysia und ich pflegten sonst mit Sonnenaufgang das Lager zu verlassen und in den Garten zu eilen, um die frische Morgenluft einzuathmen; allein sollte ich nun in den Garten gehen! Den Gedanken konnte ich nicht ertragen, ich fiel besinnungslos zu Boden.

Was soll ich euch aber das Uebermaß meiner Schmerzen schildern, es würde euch nur ermüden, ich will mich kurz fassen; erst nach einigen Jahren ward ich ruhiger, mein Sohn wuchs unterdessen heran und er war mein einziger Trost, meine einzige Freude. Vergebens suchte der Geistliche in Mexiko, dem ich mein Unglück gemeldet hatte, mir Nachricht von meiner Dionysia zu verschaffen, alle angewandte Mühe war umsonst. Er tröstete mich indeß durch seine herzlichen Briefe und flößte mir Ergebung, Muth und Kraft ein, geduldig mein Unglück zu ertragen. Sechs Jahre waren schon verflossen seit jener unglücklichen Nacht, da saß ich mit meinem Sohne nicht weit von hier unter einem Baume, ganz schwermüthig und nachdenkend. Plötzlich hörte ich jemand rufen: „Verräther! mich hast du ermordet, aber der Himmel, der die Unschuld rächt, wird dein Verbrechen bestrafen!" Ich sprang schnell auf, eilte nach der Stelle hin, woher die Stimme zu kommen schien, und traf einen Menschen, der in seinem Blute lag; ein anderer, mit einem Dolche in der Hand, entfloh. Mitleidig trat ich zu dem Verwundeten, der noch athmete, entkleidete ihn, machte aus seinem Hemde einige Binden, stillte das Blut und verband eine große Wunde in der Brust. Darauf faßte ich ihn an, richtete ihn auf, brachte ihn allmählig nach meiner Grotte und

legte ihn ins Bett, um einige Arzneimittel zu bereiten. Ich hatte noch einige köstliche Balsame von Don Fernando geerbt, mit diesen verband ich ihn, und die Wunde fing in kurzer Zeit an zu heilen.

Er schlief in der Nacht ein wenig, ich lag auf einem Polster in demselben Zimmer, und blieb bei ihm bis an den folgenden Morgen. Sobald er erwachte, richtete er sich auf, so gut er konnte, und sah mich an; wer bist du, sagte er mit schwacher und zitternder Stimme, der einem Menschen, der tausendmal den Tod verdiente, das Leben gerettet hat? Ich bin, antwortete ich, ein Mensch, der nach den Gesetzen der Natur und des Christenthums verpflichtet ist, dem Nächsten beizustehen. Er sah mich darauf genauer an, betrachtete das Zimmer, das schon von den ersten Strahlen der Sonne erhellt ward, schien zu erschrekken, kehrte mir den Rücken zu und fing heftig an zu weinen. Meine Gegenwart schien ihm lästig, ich hielt es daher für das beste, ihn allein zu lassen, befahl aber meinem Sohne, Acht auf ihn zu geben. Ich ging darauf in den Garten, um zu arbeiten; kaum aber mochte eine halbe Stunde vergangen seyn, als mein Sohn mich hastig und ängstlich rief: Vater! Vater! kommt geschwinde, der Fremde will sich umbringen! Als hätte ich Flügel an den Sohlen, eilte ich hinein, und in der That, hätte ich auch nur ein wenig gezaudert, so wäre das Trauerspiel zu Ende gewesen. Der Kranke hatte sich die Binden abgelöst und riß voll Verzweiflung mit den Nägeln die Wunde auf, aus welcher ein Strom von Blut hervorstürzte. Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte, zwang ihn, still

zu liegen und verband ihn wieder; aber unruhig warf er sich bald wieder von einer Seite auf die andere, ohne es zu wagen, mich anzusehen. Ich konnte die Ursache seiner Schüchternheit nicht errathen und verstand nicht, was er wollte, als er zu mir sagte: Guter Mann, seyd nicht so mitleidig gegen euern Feind, straft mich, ich habe es verdient, eure Güte verschwendet ihr umsonst, denn ihr könnt doch die Wunden, die ihr noch nicht gesehen habt, und die viel größer sind, als diese hier, nicht heilen! Tödtet mich! und glaubt mir, daß ich gern sterbe, wenn ich von eurer Hand den Todesstreich empfange. Mag es seyn, was es will, was ihr verbrochen habt, antwortete ich, ich werde meine Pflichten nicht vergessen. Habt ihr mich beleidigt, so verzeihe ich euch, und ihr sollt leben, um mir zu beweisen, daß ihr keinen Haß gegen mich habt. Der Verwundete schien ruhiger zu werden und nahm einige Nahrung, die ich ihm reichte. Nach zwei Tagen besserte sich seine Wunde, das Fieber ließ nach, und ich hatte Hoffnung, daß er bald wieder hergestellt seyn würde.

Als er sich außer Gefahr sah, rief er mich eines Tages zu sich, ich mußte mich an sein Bett setzen und er sagte: wenn eine aufrichtige Reue unter den Menschen Verzeihung verdienen kann, so werdet ihr mir vergeben. Mein Verbrechen ist groß. Ich bin einer von den Räubern eurer Dionysia; aber wißt: ihre Tugend ohne Makel machte mich zu ihrem Vertheidiger. Meine Absicht ist nicht, mir ein Verdienst daraus zu machen, da ich wohl weiß, daß es besser gewesen wäre, sie in den Armen ihres Mannes zu

lassen, als sie gegen diejenigen, die sie ihm entrissen, zu vertheidigen. Möge mein Blut, das für sie floß, als ich sie den Klauen der Räuber zu entziehen suchte, um sie unbefleckt ihrem Gemahl wieder zu geben, dazu dienen, dich zu überzeugen, daß ich nicht Schuld daran war, daß sie nicht zu dir zurückkehrte.

Dieß Bekenntniß überraschte und rührte mich. Freund, sagte ich, ich verzeihe dir; obgleich du mich so unglücklich gemacht hast, bin ich dir doch verpflichtet für den edlen Muth, womit du die Ehre meiner geliebten Dionysia vertheidigt hast. Aber, bei deiner Seligkeit beschwöre ich dich, entdecke mir, wo mein Weib ist. Ich kann es nicht sagen, antwortete er, sobald wir sie in jener unseligen Nacht aus dem Bette fortgeschleppt hatten, brachten meine Gefährten sie in ein Häuschen, das ungefähr eine Meile von hier entfernt ist, dort mußte sie Mannskleider anziehen, um besser verborgen zu bleiben und den Nachforschungen der Gerichte, an die du dich, wie wir glaubten, ohne Zweifel wenden würdest, zu entgehen. Vergebens suchten meine Gefährten sie durch Bitten, Schmeicheleien und Drohungen dahin zu bringen, ihnen zu Willen zu seyn: standhaft widersetzte sie sich jeder Verführung, und achtete selbst gezückte Dolche und bloße Schwerter, die ihr drohten, nicht. Damals fiel mir die Binde von den Augen, ich erkannte mein Unrecht und nahm mir vor, dadurch, daß ich eine so trefliche Frau gegen diese Verwegenen schützte, es wieder gut zu machen. Ich wollte die Frevler überreden, meinem Beispiele zu folgen, die Dionysia frei zu lassen und wieder zurück zu schicken; weil ich aber dieß nicht er-

langen konnte und sie immer mehr entbrennen sah, je öfter sie abgewiesen wurden, so wünschte ich nur einen Aufschub zu gewinnen.

Weil sie doch so fest entschlossen wären, eine so treue Frau zu entehren, sagte ich ihnen, so müßten sie ihr Zeit lassen, allmählig ihren Mann zu vergessen. Die Zeit, fügte ich hinzu, macht selbst Löwen zahm. Es giebt Weiber, die so stolz sind, daß sie auf Drohungen nicht achten, und die eine Ehre darin suchen, sich durch nichts als Treue, ausdauernde Liebe, Gefälligkeit und Ergebenheit besiegen zu lassen. Oft ist es bei ihnen nur Hartnäckigkeit, was Tugend scheint, und die ergiebt sich nicht anders, als wenn man ihr nachgiebt; solche Weiber muß man genau kennen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, man muß sie nicht zwingen wollen, sondern sie mit aller möglichen Achtung, Bescheidenheit und Ehrbarkeit behandeln. Mein Rath schien allen gut, sie ließen Dionysia in dem Hause einer Frau, die wir kannten, und jeder stellte sich nur beeifert, ihr zu gefallen. Wir besuchten sie fleißig, aber ein jeder war artig, zuvorkommend und bescheiden.

Mehrere Jahre setzten wir so unsere Bewerbung fort, aber sie reichten nicht hin, auch nur im Geringsten den Abscheu, den sie gegen die Verletzung ihrer Pflicht zeigte, zu mildern; so daß die meisten von ihren Verfolgern, entweder ermüdet, oder von gefälligeren Geliebten angezogen, das Unternehmen aufgaben. Nur zwei der ausgelassensten wollten nicht abstehen, und beschlossen endlich, von langem Warten ermüdet, noch einen Versuch zu wagen, und,

wenn Dionysia sich widersetzen würde, Gewalt zu gebrauchen. Ich erfuhr ihre Absicht; dadurch erschreckt, beschloß ich, dein Weib zu retten, mit ihr die Flucht zu ergreifen und sie dir zu überliefern. Wir hatten alles gut verabredet, sie hegte Vertrauen zu mir, da ich sie so oft schon vertheidigt hatte, ich entführte sie aus dem Hause, wo sie sich aufhielt, und wir beide eilten nach dieser Gegend. Die beiden Bösewichter verfolgten uns aber, an der Stelle, wo du mich in meinem Blute fandest, erreichten sie uns, der eine riß Dionysia fort und der andere stieß mir den Dolch in die Brust.

Ihr werdet euch leicht denken, fuhr der Einsiedler fort, wie sehr mich diese Erzählung beunruhigte. Ich schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Obgleich mein Gast dazu beigetragen hatte, mich unglücklich zu machen, mußte ich ihn doch lieben und wir wurden Freunde. In einigen Tagen konnte er auch, zu meiner Freude, das Bett verlassen und seine Wunde war völlig geheilt. Er erzählte mir darauf seine Lebensgeschichte; er war aus einer der edelsten und angesehensten Familien in Mexiko, und versprach mir, sobald er seine Vaterstadt erreicht hätte, allen möglichen Fleiß anzuwenden, mir Nachricht von meiner Frau zu verschaffen.

Er erfüllte sein Versprechen bald; sechs Wochen nach seiner Abreise trat er, zu meinem größten Erstaunen, wieder in meine Höhle. Freund, rief er, indem er mich umarmte, dein Weib lebt noch, sie ist nicht mehr in Gefahr, sie ist frei! Wenige Stunden, nachdem ich verwundet worden war, stießen die beiden

Räuber auf eine Schaar Soldaten, die der Vicekönig zu einem Streifzug gegen die Indianer, welche die Gränzen beunruhigten, ausgeschickt hatte. Kaum erblickte Dionysia sie, so rief sie um Hülfe. Der Offizier fühlte Mitleid, ließ die beiden niederträchtigen Buben gefangen nehmen, und als er von eurer Frau ihre Schandthaten erfuhr, schickte er sie ins Gefängniß und brachte Dionysia zur Vicekönigin, die schon von ihrem Unglücke gehört hatte und sie liebreich aufnahm; dort ist sie jetzt. Ich kam nach Meriko, wo man mich für todt hielt, und Befehle gegeben hatte, dich aufzusuchen. Schnell eilte ich allen Ausgeschickten zuvor, um dir diese frohe Botschaft zu überbringen.

Ich reiste unverzüglich mit ihm nach der Hauptstadt und nahm meinen Sohn mit, nachdem ich meine einsame Wohnung gut verwahrt hatte. Wir erreichten den Hof von Neu-Spanien, meine Frau ward mir gleich zurück gegeben, und Worte können euch unsere Freude, unser Entzücken nicht schildern. Ich kehrte mit ihr nach meiner stillen Grotte zurück, wo wir beide, so lange sie lebte, froh und zufrieden wohnten. Unsere glückliche Ehe war lange Zeit das Gespräch aller Merikaner, und das Gerücht von meinem sonderbaren Schicksale verbreitete sich auch jenseit des Meeres. Dionysia starb endlich in ihrem funfzigsten Jahre, als ich schon drei und siebenzig alt war. Als ein zärtlich liebender Ehemann beweinte ich ihren Tod, und nur die Zeit, die allen Kummer lindert, tröstete auch mich. Der Geistliche, der meine Geschäfte in Meriko besorgte, war auch gestorben, seine Erben indeß waren eben so pünktlich und gewis-

feuhaft, mir jährlich das Nöthige zu schicken. Mein Sohn, der schon ein Mann war, als seine Mutter starb, arbeitete an ihrer Stelle im Garten und besorgt die Geschäfte im Hause. Er liebt die Jagd, hat sich aus Mexiko eine Flinte, Pulver und Blei bringen lassen und versorgt uns reichlich mit Wild und Geflügel. Gestern ist er ausgegangen, um zu jagen, und weil er weit umher diese Gegend durchstreichen will, kommt er erst morgen zurück.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Der Sohn des Eremiten reiset nach Spanien. Er kommt zurück und bringt dem Gil Blas Nachricht von seiner Familie.

So endigte, fuhr Gil Blas fort, der tugendhafte Neffe des Montezuma seine Geschichte. Der Viceadmiral war eben so erstaunt, wie ich, über die wunderbaren Schicksale dieses Mannes, und unsere Ehrfurcht, die wir schon seinem Alter zollten, ward noch vermehrt, als wir erfuhren, daß er von königlichem Geschlechte herstamme. Ich faßte gleich den Entschluß, bei diesem heiligen Einsiedler zu bleiben, wenn er mich für würdig hielte, sein Gesellschafter zu seyn, und er nahm meinen Vorschlag ohne Zaudern an. Bald darauf kehrte sein Sohn von der Jagd zurück mit Wild von aller Art; er hatte noch nie so viele Leute beisammen gesehen, daher könnt ihr euch leicht denken, wie sehr er sich verwunderte. Er hatte Lust,

ein Seemann zu werden, und ersuchte mich, den Viceadmiral zu bitten, ihn unter seine Begleiter aufzunehmen, und ich versprach es ihm, wenn sein Vater einwilligen würde, der auch endlich, obgleich nicht gern, es erlaubte. Nach einigen Tagen kehrten wir nach Mexiko zurück; der Einsiedler trennte sich mit Thränen von seinem Sohne, der ihm hatte versprechen müssen, ihn nach zwei Jahren, wenn die Flotte wieder nach Amerika zurückkehrte, zu besuchen.

Ich gab mein Geld einem Kaufmann in Mexiko, der mir dafür jährlich die nöthigen Lebensmittel schikken mußte, kaufte einiges Hausgeräth, das ihr hier noch seht, nahm von dem Viceadmiral und dem Urenkel des Montezuma Abschied, und kehrte nach der Höhle zurück, wo mich der Eremit schon mit Ungeduld erwartete.

Die ersten zwei Jahre verlebten wir in ungestörter Ruhe; am Ende derselben aber fing der Eremit an, für seinen Sohn besorgt zu seyn; ich selbst erwartete ihn nicht ohne Sehnsucht, denn trotz aller Gleichgültigkeit, die ich gegen die weltlichen Angelegenheiten zu haben wünschte und glaubte, hatte mich doch der Trieb des Blutes verführt, ihn zu bitten, sich nach meiner Familie zu erkundigen. Diese Sorge störte unser Glück, und je länger der junge Mensch ausblieb, um so mehr wuchs unsere Unruhe, und unsere Geduld war erschöpft. Endlich erschien der ersehnte Tag. Wir hatten eben unser Mittagsmahl geendigt, als Diego, so hieß der Jüngling, in die Grotte trat. Ihm folgten vier andere junge Leute in Soldatenuniform, die Geschenke für uns trugen. Nach=

dem Vater und Sohn sich begrüßt hatten, mischte ich mich in die Unterhaltung und fragte nach meiner Familie, nach Scipio und meinem Schwager, Don Juan Jutella.

Um genaue Nachricht bringen zu können, antwortete Diego, reiste ich nach der Gegend von Liria, sah selbst eure beiden Söhne, die vollkommen gesund sind, und sich im Hause der Beatrice, der Frau des Scipio, aufhalten, wo euer Schwager, der es übernommen hat, ihnen die beste Erziehung zu geben, sie oft besucht. Scipio war, sobald er euern Brief erhalten hatte, abgereist, ohne etwas zu sagen, und keiner weiß, wohin er gegangen ist, so daß ich in eurem Schlosse nichts von ihm erfahren konnte. Alle glauben, daß er in der Welt umher zieht, euch aufzusuchen, und, ich muß es euch nur sagen, eure ganze Familie ist traurig, weil sie nicht wissen, wo ihr euch aufhaltet. Dieß erfuhr ich alles von den Nachbarn, ohne daß sie muthmaßten, daß ich irgend Antheil daran nähme.

In der Zeit, daß Diego mir dieß erzählte, bereitete der Eremit eine Mahlzeit für die angekommenen Gäste. Er war ein treflicher Koch, und selbst der Leibkoch des Erzbischofs von Granada würde hier, wo alle Gewürze fehlten, die Speisen nicht besser zugerichtet haben. Wir setzten uns alle an einen Tisch, und wie wir mit dem Essen fertig waren, baten wir den Diego, uns die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Reise zu erzählen.

Als ich, fing der Sohn des Einsiedlers an, von Mexiko mit dem Viceadmiral nach Veracruz reiste,

gewann er mich lieb, ernannte mich zu seinem Adjutanten und zeichnete mich sehr vor seinen übrigen Offizieren aus. Wir schifften uns ein und gingen unter Segel; ein widriger Wind hielt uns lange auf der Höhe der Insel Domingo zurück, bis wir endlich in die offene See kamen und die Hälfte der Reise glücklich zurück legten. Ein fürchterlicher Orkan, der sich ganz unvermuthet beim Untergang der Sonne erhob, brachte uns in die äußerste Gefahr; wir hielten uns schon für verloren, aber unser Steuermann, ein kundiger Seefahrer, hatte in einer kleinen Entfernung Land gesehen, richtete unsern Lauf dahin, und obgleich der Sturm fort wüthete, so kamen wir doch glücklich in eine Bucht, wo das Wogengetümmel nicht stark war, und wo man landen konnte. Die Insel war Allen unbekannt, sie war auf keiner Charte, die der Viceadmiral bei sich hatte, angegeben, und als man die Höhe maß, fand sich, daß sie nur wenige Grade von dem gewöhnlichen Wege, den die Schiffe, die von Amerika nach Europa gehen, zu nehmen pflegen, entfernt liege. Wie wir der Insel uns näherten, sahen wir zu unserer Freude, daß Leute in spanischer Tracht ans Ufer eilten, die uns einluden, ans Land zu kommen und uns von den Beschwerden der Seereise zu erholen. Die Mannschaft nahm diese Einladung gern an, und wir betraten das schönste Land von der Welt. Die Insel mochte ungefähr hundert Meilen im Umfang haben, sie war beinahe rund und in der Mitte erhob sich ein halbkugelförmiger Hügel, umringt von Häusern, in welchen die glücklichen Insulaner lebten; von seinen Seiten rieselten unzählige Quellen, die in

kleinen kristallhellen Bächen hinflossen, durch die Ebene sich wanden und ins Meer strömten. Hohe und dicke Bäume gewährten dichten Schatten, ewige Milde herrschte auf dieser Insel, es war ein beständiger Frühling, ein fruchtreicher Herbst, und unter einer unglaublichen Fülle von Blumen und Obst, verlebten die Einwohner ihre Jahre in einem beneidenswerthen Zustande.

Der Viceadmiral, sehr zufrieden über eine solche Entdeckung, war neugierig zu wissen, wie und wann die Spanier diese Insel bevölkert hätten, und erkundigte sich bei einem ehrwürdigen Alten, der das Oberhaupt der Insel zu seyn schien, der ihn gerade besuchte.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der Niederlassung der Spanier auf der unbekannten Insel. Ueber die Sitten und Gesetze der Einwohner.

Ich bin der Urenkel eines Capitains, erzählte der Alte, der, als Christoph Kolon zum zweiten Mal aus Amerika nach Spanien segelte, von der Flotte durch Sturm getrennt, lange Zeit im Meere herumtrieb, und endlich, nachdem alle Lebensmittel bereits verzehrt waren, so glücklich wie ihr, diese Insel erreichte. Das Schiffsvolk, von Hunger und Durst gequält, sehnte sich, nach einer so langen und beschwerlichen Reise, nach Ruhe, und eilte ans Land. Sie

fanden die Insel unangebaut, aber reich an allen Bedürfnissen des Lebens, und beschlossen, hier sich anzusiedeln, und durch sie ward diese Insel bevölkert und cultivirt.

Unter den Matrosen waren Handwerker aller Art; jeder hatte die nöthigen Instrumente, und so ward es ihnen leicht, da die Insel reichlich Materialien darbot, Häuser zu bauen, und alles Uebrige, was ihr seht, nach europäischer Art einzurichten. Einige Weiber, die mit auf dem Schiffe gewesen waren, dienten nun zur Fortpflanzung, und in nicht langer Zeit nahm die Zahl der Einwohner so zu, daß man eine demokratische Republik einrichten konnte; sie erhielt eigene Gesetze und einen Rath. Diese Einrichtungen sind auch bis jetzt immer beibehalten worden. Alle Früchte des Landes wurden in öffentlichen Magazinen aufbewahrt, und eigene Aufseher müssen sie unter die Familien, nach den Bedürfnissen derselben, vertheilen. Für Kleidung durfte man auch nicht sorgen, die neuen Ankömmlinge fanden Flachs und Hanf, bauten diese sorgfältig an, und so erhielten sie, was sie zur Bedeckung nöthig hatten, denn das milde Clima macht, daß man Wolle und Pelze entbehren kann. Verschiedene Stände giebt es bei uns nicht, keiner ist angesehener und mächtiger als der andere, und unter allen wechselt Herrschen und Gehorchen ab. Alle fünf Jahre werden neue Obrigkeiten gewählt und die Geschäfte vertauscht, so daß diejenigen, die vorher das Feld bauten, dann Handwerker und Künstler werden, und aus beiden werden die Magistratspersonen gewählt. Die Herrschaft wird blos über ökonomische Gegenstände ausgeübt, denn bei

uns giebt es im Lande selbst keine Streitigkeiten, und keine Störungen von auswärtigen Feinden unterbrechen unsere Ruhe. Unsern Fleiß verwenden wir allein darauf, die Künste zu erlernen, die zu unserer Bequemlichkeit nöthig sind, und wir sind alle verpflichtet, Schneider, Schuster, Zimmerleute, Weber, Bäcker und Ackerbauer zu werden, weil uns alle die Reihe trifft, eines von diesen Handwerken zu treiben.

Unsere Weiber leben eingezogen und werden genau bewacht; ihre Wohnungen sind immer im hintersten Theile des Hauses und haben blos die Aussicht auf den Hügel. Gegen den Untergang der Sonne versammeln sie sich an einem bestimmten Orte auf dem Hügel und plaudern dort. Keine Mannsperson darf sich ihnen nähern. Als die Anzahl der Einwohner sich so vermehrt hatte, daß wir es nicht mehr für nöthig hielten, die Weiber gemeinschaftlich zu haben, ward das Gesetz gegeben, daß kein Mädchen vor dem funfzehnten, kein Jüngling vor dem fünf und zwanzigsten Jahre sich verheirathen solle. Wir haben eine eigene Obrigkeit, die Obrigkeit der Ehen genannt, die aus den ältesten und verständigsten Männern besteht, diese muß die Heirathen anordnen, und diejenigen, die das bestimmte Alter erreicht haben, mit einander verehlichen. Die einzige Regel für diese Magistratspersonen, nach welcher sie sich bei dieser Wahl richten, ist das Verhältniß der Jahre, der Mann muß immer zehn Jahre älter seyn, als das Mädchen. Mit der äußersten Sorgfalt hält man die Gebrechlichen vom Heirathen ab, und Taube, Blinde, Lahme, Verwachsene, dürfen sich nie verehlichen.

Wir haben bei der Hochzeit keine Feierlichkeit; wenn das Tribunal dem Bräutigam die Braut bestimmt hat, wird diese zu den Frauen des Hauses, in welchem der junge Mensch lebt, geführt, wenn sie auf dem Berge versammelt sind; die Weiber nehmen sie mit nach Hause, kehrt nun der Verlobte am Abend heim, so trifft er sie unter den übrigen, und da er sieht, daß sie ihm zum Weibe bestimmt ist, führt er sie gleich zu seinem Lager.

Auf diese Art verhüten wir die Unordnungen, die, wie wir in den wenigen Büchern, die wir haben, finden, bei andern Völkern im Schwange sind; Konkubinat und Ehebruch sind hier völlig unbekannt. Eifersucht, Zänkereien und häusliche Streitigkeiten finden sich in den Familien nicht, und wir leben in der beneidenswerthesten Eintracht. Die Männer, die niemals andere Weiber gesehen haben, halten ihre Frau für die schönste von allen und lieben sie, so lange sie lebt.

So erzählte uns der alte, ehrwürdige Insulaner von den Einrichtungen in diesem Staate, die uns allen behagte, und wir lobten einstimmig diese wunderbare Regierung. Weder Drako, noch Solon, noch Lykurg, noch Romulus schienen uns bessere Gesetze gegeben zu haben, um ihre Unterthanen zu beglücken. Gerne wären wir länger auf dieser Insel geblieben, aber der Viceadmiral, nachdem er Lebensmittel aller Art eingenommen hatte, befahl uns abzusegeln, um nach Spanien zurück zu kehren. Wir trennten uns ungern von diesem beneidenswerthen Lande, und erreichten darauf ohne einen Unfall Cadix. So lange

ich mich in Spanien aufhielt, begegnete mir nichts Merkwürdiges, und eben so wenig auf meiner Rückreise nach Veracrux.

Diego's Erzählung hatte uns allen viel Vergnügen gemacht, und wir priesen einstimmig die unbekannte Insel. Ich fragte ihn, welche Religion denn die Insulaner hätten? Das konnten wir nicht erfahren, antwortete er, wir sahen keine Priester, keine Tempel. Wahrscheinlich beobachten sie die Vorschriften ihrer Väter, die ihnen diese mündlich überlieferten, und da keiner unter ihnen jemals einen Priester weihen konnte, so, denke ich, ist ihr Herz ihr Altar, und Reinheit und Unschuld des Lebens ihr Gottesdienst.

Die Nacht brach schon an, als Diego zu erzählen aufhörte, fuhr Gil Blas fort, und wir eilten darauf zu unsern Lagerstätten. Diego blieb nur vier Tage bei uns, dann ließ er sich nicht länger halten. Seinem Vater kostete der Abschied viele Thränen, und er ließ sich von seinem Sohne wieder das Versprechen geben, daß er ihn, wenn er nach Amerika zurück käme, besuchen wollte.

Zwölftes Kapitel.

Der Neffe des Montezuma stirbt. Diego kommt zurück; erzählt seine Abentheuer; Gil Blas räth ihm nach Rom zu wallfahrten.

Zum zweiten Male waren wir beide nun allein und setzten unsere bisherige Lebensart fort. Dem Vater aller Menschen gefiel es indeß, den Enkel des Montezuma bald abzurufen. Er ward matt und hinfällig und lag fast beständig in einer Art Schlafsucht. Ein schleichendes Fieber, das hinzu kam, brachte ihn in kurzer Zeit an den Rand des Grabes. Kurz vor seinem Ende redete er mit mir mit großer Frömmigkeit und festem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit; keine Furcht überfiel ihn bei diesem ernsten Schritte. Meine Thränen flossen, als ich ihn bestattete, ich fühlte mich so einsam, da mir mein Gefährte geraubt war, und ich fürchtete für die Zukunft. Ich mußte mich trösten, so gut ich konnte, und suchte bei meinen Büchern Unterhaltung.

Aus Mexiko erhielt ich zu der festgesetzten Zeit meinen bestimmten Vorrath, den Antheil meines verstorbenen Freundes aber schickte ich meinem Correspondenten zurück, und bat ihn, für den Sohn das zu sparen, was dem Vater zukäme. Vier Jahre verlebte ich, ohne einen andern Menschen, als den, der mir die Lebensmittel brachte, zu sehen. Diego ließ sich nicht blicken; ich glaubte schon, daß er den Tod seines Vaters erfahren habe und sich nicht stark genug

fühle, den Ort, der seinen Kummer nur erneuern müßte, zu besuchen. Allein im folgenden Jahre kam er ganz unvermuthet, aber so verändert, daß ich ihn kaum erkannte; bleich, hager, trübselig und halbgestört ging er umher. Was ist das, Diego? fragte ich mitleidig, als ich ihn erblickte. Ach! mein Vater, antwortete er weinend, ich bin nicht mehr der alte Diego, ich bin nicht mehr derselbige Mensch, ich weiß mir nicht zu rathen, noch zu helfen! Voll Verwunderung sah ich ihn an; ich dachte daran, daß mich das Unglück ehemals in einen ähnlichen Zustand der Verzweiflung gebracht hatte, und suchte ihn zu trösten. Entdecke dich mir, sagte ich ihm, der Schmerz wird schon gelindert, wenn wir einem treuen Freunde unser Leiden klagen können. Ich bin dein Freund, erzähle mir, wie dich das Schicksal verfolgt hat. Ihr werdet schreckliche Begebenheiten hören, antwortete er, die um so trauriger sind, da sie alle von einem Vorfall, der mir das größte Glück zu versprechen schien, herrühren. Hört mich an.

Sobald als ich zum zweiten Mal nach Spanien kam, trieb mich die Neugierde, den Hof unsers Königs zu sehen. Ich reiste nach Madrit, und bewunderte die Größe und wahrhaft königliche Pracht dieser Stadt. Der Viceadmiral hatte mich mehreren Ministern empfohlen, welche mir die Gnade erzeigten, mich herum zu führen, um mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, und sie verschafften mir Bekanntschaften, zu denen nicht alle gelangen. Mein Leben bei Hofe war ein beständiges Fest, und wäre es für mich geblieben, wenn ich mich nicht länger, als ich

sollte, aufgehalten hätte, denn dieß war der Anfang meines Unglücks.

Ein gewisser Don Gabriel de Torres, ein Andalusier, war mein vertrauter Freund; er stand am Hofe in großem Ansehn und kam oft nach Madrid, um sich eine wichtige Stelle in seinem Vaterlande zu verschaffen. Er hatte seine Frau mitgebracht, die sehr schön war und großes Gefallen daran fand, sich bewundern und anbeten zu lassen. Sobald sie sich nur öffentlich zeigte, machte sie Eroberungen, und so oft sie in die Kirche ging, strömten die Stutzer herbei, sie zu sehen und wo möglich einen freundlichen Blick zu erhaschen. Einer von diesen Verehrern, Don Alonzo de la Fuente, damit nicht zufrieden, bestach eine ihrer Kammerfrauen, und ließ sie um eine geheime Zusammenkunft bitten. Donna Isabella ließ sich bereden, sie erlaubte dem Alonzo zu kommen und in der Nacht schlich er zu ihr. Dieses geheime Verständniß dauerte indeß nur kurze Zeit. Eines Tages befand sich Don Gabriel in einer Gesellschaft, in welcher auch Alonzo war, man sprach über verliebte Abentheuer, jeder der Anwesenden wußte lustige Begebenheiten zu erzählen, endlich sagte Don Alonzo: ich kann mich glücklich preisen, denn mich liebt eine Dame, die alle anderen an Geist, Schönheit und Annehmlichkeit übertrifft. Ihr Mann hält sie für eine andere Penelope, und doch hoffe ich, in kurzer Zeit wird sie wie alle Weiber seyn und ihren Schwur brechen. Alle Anwesenden waren neugierig, den Namen der Dame zu erfahren; er nannte sie freilich nicht, bezeichnete sie aber so genau, daß Don Gabriel seine

Frau erkannte. Voll Unmuth verließ er die Gesellschaft; bald schien es ihm unmöglich, daß seine Gattin so treulos seyn könnte, bald glaubte er wieder den Worten des Alonzo; seine Ruhe war dahin, doch beschloß er seine Rache nicht zu übereilen und erst genau nachzuforschen. Mehrere Nächte lauerte er hinter der Thüre eines benachbarten Hauses, endlich sah er den Alonzo in seine Wohnung schleichen. Da konnte er sich nicht länger halten, wüthend drang er in das Haus und überraschte die beiden Liebenden, die sich eben zärtlich begrüßten. Er warf der Frau ihre Treulosigkeit, ihr Verbrechen vor, und schalt den Alonzo, daß er sich ohne sein Wissen in sein Haus schleiche, um mit seinem Weibe heimlich zu liebeln. Donna Isabella verhüllte ihr Gesicht und entfernte sich schweigend, und ihr Liebhaber eilte beschämt zum Hause hinaus.

In derselben Nacht noch schickte Don Gabriel zu mir, und ließ mich bitten, sogleich zu ihm zu kommen. Ich ging schnell hin und blieb wie versteinert stehen, als er mir erzählte, was er entdeckt hatte. Ich bin gewiß, sagte er, daß Don Alonzo bis jetzt noch nicht das Ziel seiner Wünsche erreicht hat, aber doch kann meine Frau fallen, wenn ich nicht schnell die wirksamsten Mittel, diese Gefahr abzuwenden, ergreife. Morgen, noch ehe der Tag anbricht, soll sie nach Andalusien reisen, und da ich sie selbst nicht begleiten kann, so weiß ich keinen andern als dich, dem ich sie sicher anvertrauen könnte. Freund Diego, schlage mir meine Bitte nicht ab, und, bei unserer

Freundschaft beschwöre ich dich, sey du der Begleiter meines armen, irregeleiteten Weibes.

Ich willigte ein, verließ mit der Frau des Don Gabriel Madrid und reiste nach Andalusien, von zwei Bedienten und einer Kammerfrau begleitet. In wenigen Tagen erreichten wir die Provinz und bezogen ein Schloß, das dem Don Gabriel zugehörte. Nach Verlauf einer Woche schrieb er mir, er habe sich mit Don Alonzo geschlagen und ihn verwundet; sie hätten sich darauf versöhnt, da dieser ihn um Verzeihung gebeten hätte. Er ersuchte mich, noch einige Tage bei seiner Gattin zu bleiben, bis daß er mehrere wichtige Geschäfte am Hofe berichtigt hätte, dann würde er selbst kommen, mich abzulösen. Dieser Aufschub war der Stein des Anstoßes und der Anfang meines Verderbens.

Aus verstohlenen Blicken der Donna Isabella konnte ich merken, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Es verdroß sie, daß ich auf ihre Schönheit nicht zu achten schien; sie hielt einen freundlichen Blick für hinreichend, die Herzen aller Männer zu erobern, und da sie bemerkte, wie wenig Eindruck ein Blick auf mich machte, entfielen ihr einige Worte, die wie Klagen über meine Unempfindlichkeit klangen. Wenn ich es euch aufrichtig gestehen soll, so muß ich bekennen, daß mir Donna Isabella sehr gefiel; sie war eine von den gefährlichen Weibern, die entzücken, so wie man sie nur sieht. Noch niemals hatte ich Gelegenheit gehabt, so viel mit einer schönen Frau zusammen zu seyn, und ich fühlte, daß ich ihren Reizen nicht widerstehen könnte, daß meine Tugend unterliegen müßte.

Ich wünschte daher, daß Don Gabriel zurückkäme, damit seine Gegenwart mich von meiner Verblendung heilen möchte, zu meinem Unglücke aber mußte er viel länger, als er selbst wollte, am Hofe bleiben.

Wie Donna Isabella merkte, daß ich zu wanken anfing, führte sie mich eines Tages in den Garten, und als wir allein waren, sagte sie: Don Diego, es ist Zeit, frei und ohne Rückhalt zu reden. Liebe läßt sich nicht verbergen! Ich liebte euch, wie ich euch sah, und meine Leidenschaft ward immer heftiger, als ich euch näher kennen lernte und euch so liebenswürdig fand. Ohne viele Worte zu machen, sage ich euch frei, daß ich euch liebe. Eine solche Erklärung von einer Frau, wie ich bin, wird hinreichend seyn, jede Rücksicht zu beseitigen. Achtet ihr aber meine Liebe nicht — so muß ich euch hassen, und der Haß eines Frauenzimmers, den verschmähte Liebe erweckte, ist ärger, als der einer Furie der Hölle. Haltet mich nicht für launig und unbeständig, weil ihr wißt, daß ich leichtsinnig genug war, dem Don Alonzo Gehör zu geben, denn ich schwöre euch, bei allen Heiligen! nie hat er sich irgend einer Gunst von mir rühmen können, und ich fühlte keine Neigung, ihn wirklich zu lieben. Seine Leidenschaft freute mich, und seine Tollheiten, die er mir, wenn er Abschied nahm, sagte, machten mir Spaß. Ich wäre meinem Gemahl stets treu geblieben, wenn ich euch nicht gesehen hätte. Wir sind nicht immer Herr über uns selbst; unsre ganze Tugend ist oft nichts als Schein, und die sind nicht immer die keuschesten, die man dafür hält, und der äußere Schein der Tugend ist oft nur ein Mantel,

der unser Elend verbirgt. Isabella sah mich während dieser Lobrede, die sie den Weibern hielt, schmachtend an, dieß besiegte meine noch übrige Standhaftigkeit, und ich hatte nicht Zeit zu überlegen, ob sie die Wahrheit geredet hätte oder nicht.

Ich war nun der erklärte Galan der Donna Isabella; mein Gewissen, das mir Anfangs Vorwürfe über meine Verrätherei machte, übertäubte ich bald und lachte mit der Isabella über die Entweihung ihres Ehebettes. Der beste meiner Freunde ward mir allmählig verhaßt, ich fürchtete seine Ankunft, so daß ich mit Einwilligung seiner Gattin mich entschloß, ihn, wenn er von Madrid käme, zu ermorden. Ich führte auch den abscheulichen Entschluß aus, und mit einem Glücke, das ich nicht verdiente; denn, wie er unter meinen Händen gefallen war, als ein Opfer unserer Ausschweifungen, glaubten alle Menschen, daß Räuber ihn ermordet hätten. Noch ehe er starb, ward er nach dem Schlosse gebracht, dort ließ er mich und seine Frau zu sich kommen, und sagte in Gegenwart aller Bedienten zu mir: keiner ist würdiger, als du, die Gattin des Don Gabriel zu besitzen; und du, sagte er zu seiner Gattin, kannst keinen besseren Gatten finden, als Don Diego; lebt beide glücklich mit einander und tröstet euch über meinen Tod! Das Entsetzen und die Verwirrung, die der Sterbende und alle Umstehenden in unsern Mienen bemerkten, schrieb man dem Schmerz über seinen Verlust zu.

Als Isabella Wittwe und Erbin eines so großen Vermögens war, stellte sie sich, als ob sie ihren Abscheu vor einer zweiten Ehe, nur um den letzten Wil-

len ihres verstorbenen Mannes zu erfüllen, besiegte, und gab mir ihre Hand.

Kaum hatte ich ein Jahr mit meiner Gattin gelebt, als sie anfing kalt gegen mich zu werden. Die Furcht, daß sie mich eben so, als ihren ersten Gatten behandeln möchte, machte mich vorsichtig; ich stellte mich also ruhig, als ob ich keine Veränderung an ihr bemerkte, beobachtete sie aber ganz genau, und fand bald — daß einer von unsern Dienern, ein kaum herangewachsener, häßlicher, rothhaariger Bursche, ihr Herz erobert habe und daß sie ihm nichts versagte. Wüthend vor Zorn, durchbohrte ich die Isabella, als sie eben ihren Adonis umarmte, der Bursche aber war schnell genug und entfloh. Sie lag in ihrem Blute; ich verließ eiligst das Zimmer, das ich durch Ehebruch entheiligt und nun durch Mord befleckt hatte. Eine unbeschreibliche Angst überfiel mich, ohne Rast und Ruhe irrte ich umher, überall umschwebte mich der Schatten meines ermordeten Freundes. Alles schien mir meine Gräuelthaten vorzuwerfen, alles schien mir zu drohen, kein Winkel war im ganzen Hause, der mir nicht Qual verursachte. Ich sah kein Rettungsmittel, als die Flucht, und ich verließ das Haus in solcher Eile, daß ich nichts von den aufgehäuften Schätzen mitnahm. Von Wuth und Angst getrieben, lebte ich flüchtig und unstät; ich verließ Spanien, um im Auslande Ruhe zu suchen, aber umsonst durchirrte ich wie ein Rasender Frankreich, England und Holland, ich konnte meinem Gewissen nicht entlaufen. In den Dünen bestieg ich ein Schiff, das nach den englischen Colonien in Amerika segeln wollte, und so wie

ich das Land wieder betrat, eilte ich nach Merico, wo ich den Tod meines Vaters erfuhr. Diese traurige Nachricht verdoppelte meine Qual, und beinahe hätte ich mir das Leben genommen; zum guten Glücke fiel mir ein, daß ich vielleicht bei euch, guter Vater Santillana, einigen Trost finden könnte, darum bin ich hergekommen, euch meine Noth zu klagen.

Entsetzen überfiel mich, fuhr Gil Blas fort, bei dieser Erzählung des Diego; ich sagte ihm, daß sein Verbrechen weit strafbarer sey, als das Vergehen des David; zugleich ermahnte ich ihn jedoch, nicht an der unendlichen Barmherzigkeit Gottes zu verzweifeln. Er hörte meine Ermahnung mit Zerknirschung an, ich hatte das Glück, ihn endlich zu beruhigen, und als ich sah, daß er nicht mehr über seine Frevelthaten verzweifelte, rieth ich ihm, eine Wallfahrt nach Rom anzutreten und dort Absolution zu suchen. Er ergriff meinen Rath mit Freuden, und nach Verlauf von zwei Monaten ging er nach Merico, um sich alles Nöthige zu einer so langen Reise zu kaufen, und von dort nach der großen Hauptstadt der Welt zu gehen. Seit der Zeit habe ich nichts wieder von ihm gehört.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Fabricio erscheint unvermuthet, Erzählung der Abentheuer desselben seit seiner letzten Zusammenkunft mit Gil Blas.

In meiner Höhle lebte ich nun wieder ganz einsam und studirte für mich. Durch fleißiges Lesen der Bücher über die philosophische Moral hatte ich mich mit dieser Wissenschaft, der ihres Nutzens wegen der Vorzug vor allen andern gebürt, ganz bekannt gemacht; ich verglich alle Systeme der christlichen und heidnischen Philosophen mit einander, und schrieb in zwei Jahren ein Werk, das ich Allgemeine Ethik nannte. Das erste Buch handelte von allen Sekten der heidnischen Philosophen und ihren verschiedenen Meinungen, vorzüglich von den Stoikern, Epikuräern, Platonikern und Aristotelikern. Im zweiten Buche untersuchte ich die Philosophie der Juden und Christen. Im dritten suchte ich alle so gut wie möglich zu vereinigen.

Wie ich das Werk eben vollendet hatte, hörte ich in meiner Höhle eine Stimme, die mir bekannt zu seyn schien. Neugierig sprang ich auf, und fand zu meinem größten Erstaunen den Dichter aus Asturien, mit einem fremden Frauenzimmer. Fabricio! rief ich, wer hat dir gesagt, daß ich mich hier aufhalte, und was willst du hier in der Wildniß mit diesem gefährlichen Geschöpfe machen? War meine Verwunderung groß, den Nunnez an einem Orte, der so fern von

aller menschlichen Gesellschaft lag, zu erblicken, so staunte er nicht weniger, mich hier anzutreffen.

Freund Gil Blas, antwortete er, ein bloßer Zufall hat mich hieher geführt, und ich hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet, als dich hier in dieser Höhle zu finden, die nur für wilde Thiere gut ist: wie bist du hieher gekommen? Um meine Begleiterin sey unbesorgt, sie ist mein Weib, und hoffentlich wird diese Erklärung dich zufrieden stellen und gegen allen Anstoß sichern. So tritt herein, sagte ich, wir wollen uns setzen, und sage du mir doch, was dich in diese Einöde geführt hat, und warum du Madrid verlassen hast, und wie es mit der Poesie in dieser Wüste geht? denn, wie man sagt, sollen ja die Musen die Einsamkeit lieben: dann sollst du meine Geschichte erfahren. Ich will dir alles erzählen, unterbrach mich Nunnez, aber zuerst muß ich dir sagen, daß wir in zwei Tagen keinen Bissen gegessen haben, und daher eben nicht zum Sprechen aufgelegt sind. Der Hunger quält uns entsetzlich. Da werde ich Rath schaffen, versetzte ich, brachte sogleich Essen und Trinken herbei, und der Heißhunger, womit Fabricio und seine Frau darüber herfielen, bestätigte, was sie gesagt hatten.

Nachdem der Hunger gestillt war, fing Nunnez, so heiter, wie ehemals, an: jetzt, Freund Santillana, bin ich bereit, deinen Wunsch zu erfüllen, erzähle mir aber doch vorher deine Begebenheiten, und wie du meinen Hunger durch eine Mahlzeit, die eines Lukullus würdig war, gestillt hast, so stille auch meine Neugierde und sage mir den Grund, warum

du dich lebendig in ein Grab begraben hast? Ich nahm darauf das Wort und erzählte ihm umständlich meine Geschichte, seit der Zeit da ich bei dem Grafen von Orvaliers in Ungnade fiel, und er ward sehr gerührt durch meinen heldenmüthigen Entschluß, die Welt zu verlassen und in diese Wüste zu gehen. Er hatte eben so sonderbare Schicksale gehabt.

Du denkst wohl noch daran, sagte er, daß ich, wie du mich zum letzten Mal sahst, aus dem Hause eines Buchdruckers kam, wo ich ein satyrisches Werk, das mich die Noth zu schreiben gezwungen hatte, drucken ließ, und ich war so davon eingenommen, daß ich mir goldne Berge versprach. Der Erfolg aber zeigte mir, wie sehr ich mich geirrt hatte, es erregte kein Aufsehen, und ich war gezwungen, meine Arbeit, die mir so viel Schweiß und Zeit gekostet hatte, nach dem Gewichte des Papiers an die Gewürzkrämer zu verhandeln. Mit dem Werke fiel auch der Schriftsteller, keiner in ganz Madrid achtete mich mehr, der Freitisch, den ich bis dahin gehabt hatte, hörte auf. Ich hätte leicht wieder in das Hospital kommen können, wenn nicht mein Geist, der an Hülfsquellen unerschöpflich ist, mir ein Mittel gezeigt hätte, dem Glücke, das mich verließ, zum Troß zu leben und zu essen.

Ich wußte, daß eine Gesellschaft Comödianten nach Mexiko abgehen wollte. Freilich die Mitglieder waren keine großen Künstler, und sie besaßen keine einzige von den Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, sich auf dem Theater auszuzeichnen. Der Entrepreneur, oder, wie er sich nannte, Direktor, war ein gewisser Leander, der am Hofe des Fürsten der nie-

drigste Lichtputzer gewesen war. Dieser Mensch hatte die Keckheit, einmal die Rolle eines Schauspielers, der gefährlich krank war, in einer Tragi-Comödie zu übernehmen, und das Glück begünstigte ihn so, daß er allgemeinen Beifall erhielt und unter die Comödianten aufgenommen wurde. Ich hatte diesen Menschen gekannt, denn als Lichtputzer hatte er mir oft, wenn ich bei der Vorstellung meiner Stücke den Souffleur machte, das Licht gehalten. Da ich ihn zum Direktor einer Schauspielergesellschaft erhoben sah, ging ich zu ihm, und bot ihm meine Dienste an, um Verse zu ändern, Fehler auszumärzen u. dgl. Du solltest nicht glauben, wie mich dieser Mensch empfing, auch nicht die leiseste Ahndung vom ehemaligen Lichtputzer hatte er noch. Mit großer Gravität trat er auf, sprach wenig, langsam und im tiefen Tone, und sah mich stolz und verächtlich an. Ich ließ mich indeß nicht abschrecken, stellte mich heiter und unbefangen, bat und überredete, und ward endlich als Theaterdichter bei der Gesellschaft angestellt, mit einer ungewissen, und in der That unanständigen Besoldung, aber mit der unschätzbaren Erlaubniß, an der Tafel der Comödianten essen zu dürfen.

Wir schifften uns in Cadix ein und kamen glücklich nach Mexiko. Während der Ueberfahrt sah ich die Comödien durch, gab einigen kalten Stellen Feuer und verbesserte Vieles. Dabei blieb ich nicht stehen, ich lehrte die Schauspieler die Stimme heben und senken, tadelte ihre Fehler und suchte den natürlichen Ton im Vortrag einzuführen. Ich zeigte ihnen, daß die Gebärden mit den Worten übereinstimmen und die herr-

schende Leidenschaft ausdrücken müßten. Kurz, ich ließ es von meiner Seite nicht an Fleiß fehlen, selbst dem ärgsten Tölpel Beifall zu verschaffen. Meine Arbeit war auch nicht vergebens, wie die erste Vorstellung zeigte. Man hörte nichts als ewiges Beifallklatschen und Bravo! Bravo! erscholl von allen Seiten, sobald der Vorhang fiel. Alle waren daher mit meinem Unterricht zufrieden und über den glücklichen Erfolg erfreut, und ich war vergnügter, als sie alle, nicht eben, weil sie mich für ihren Lehrer ansahen, sondern wegen der Zulage, die ich erhielt.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Fabricio, er verheirathet sich mit einer Schauspielerin. Ein Charlatan erscheint in Mexiko, der den Stein der Weisen zu besitzen vorgiebt.

Während ich aber immer, fuhr Fabricio fort, mit Leuten dieser Art umging, gewann ich Geschmack an ihren Unordnungen, und die Freiheit, die sie sich nahmen, ohne Rückhalt sich allen möglichen Ausschweifungen zu überlassen, schien mir beneidenswerth. Ich sah, daß die Ehemänner, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, die Kuppler ihrer Weiber waren, sie selbst führten ihnen die Liebhaber zu und ließen diese allein mit ihnen, wenn sie glaubten, daß sie die ihnen erwiesenen Gefälligkeiten theuer bezahlen würden. Die Mütter machten es eben so mit den Töchtern, und hielten es für Mangel an Lebensart, wenn sie den Stutzern nicht alle Freiheit zugestanden.

Meine Tochter, sagte eine, mag immer von den kühnsten und feurigsten Liebhabern umringt seyn, sie wird fester bleiben, als ein Fels, und ihrer Verliebten Stürme und Bitten lachen. Sie wird alle zu täuschen und anzuführen wissen, ohne ihnen die kleinste Gunst zu bewilligen. Die leidenschaftlichsten wird sie mit Hoffnungen hinhalten, die Kühnen mit Verheißungen, daß sie am Ende ihnen gefällig seyn werde, wenn sie sich bescheiden betrügen, die Furchtsamen wird sie anreizen. So haben wir den Vortheil, daß das Geld uns von allen Seiten zuströmt, ohne daß unsere Ehre befleckt wird. Das laß einen andern glauben, dachte ich.

Unter den Comödiantinnen war auch diese, die ihr hier seht. Mir gefiel sie, und sie war mir nicht abhold. Die Gelegenheit, die wir hatten, uns täglich zu sehen und zu sprechen, brachte uns einander näher, und wir wurden endlich einig, uns zu heirathen. Angelika versprach mir, nie dem Beispiele ihrer Gespielinnen zu folgen, und bis jetzt hat sie streng Wort gehalten; sie haßt alle Galanterien und flieht die Stutzer, sie nimmt keine Liebesbriefchen an und schlägt alle Geschenke aus. Unser Vermögen ist freilich nicht ansehnlich, wie du wohl denken kannst, allein, was liegt daran? habe ich doch dafür ein Weib, die man eine Penelope unter den Schauspielerinnen nennen kann. Schon viele Jahre leben wir in vollkommener Eintracht, ich habe nie im geringsten an ihrer Treue gezweifelt, bis bei der Gelegenheit, die ich jetzt erzählen will, mein Glaube anfing zu wanken, und doch, wenn ich es

recht überlege, verherrlicht selbst diese ihre Treue noch mehr.

Es kam ein Charlatan aus Spanien nach Mexiko. Er war beredt und bezauberte alle, die ihn hörten. Nie bestieg er seine Bühne, ohne daß er von einer zahllosen Menge umringt war, denen er für eine Kleinigkeit seine Sachen, schädliche und unschädliche Mittel, verkaufte. Er rühmte sich als einen großen Philosophen, als einen vollkommenen Alchymisten und als einen Zaori, der die in den tiefsten Tiefen der Erde verborgenen Schätze entdecken könnte. Er erbot sich, unter dem Siegel der Verschwiegenheit Anweisung zu geben, wie man den Stein der Weisen verfertigen könne — wenn man ihn gut bezahlte: er setzte aber hinzu, daß er diese Bedingung nur mache, um die ungeheuern Auslagen, die er für seine chemischen Versuche machen müsse, zu bestreiten. Der Ruf von dem, was er zu leisten versprach, erscholl bald durch ganz Mexiko; der leichtsinnige Pöbel hielt alles, was er so frei und zuversichtlich behauptete, für Wahrheit. Viele gaben ihm Geld und wurden getäuscht, und der Marktschreier schob immer die Schuld auf ihre Unvorsichtigkeit bei den chemischen Experimenten. Taschenspielerstreiche, durch welche Kupfer und andere Metalle, die er in den Tiegel warf, sich bisweilen in Gold zu verwandeln schienen, erhielten seinen Credit.

Zu meinem Unglück war ich einer von denen, die an ihn glaubten, mein Geiz flüsterte mir zu, daß ich auf eine leichte Art reich werden könnte, und meine gute Frau, leichtgläubig, wie ich, ließ mir keine Ruhe

und

und trieb mich immer, den Charlatan zu besuchen und mit ihm zu unterhandeln. Ich ging endlich eines Abends, um besser und ungestörter mit ihm reden zu können, nach seiner Wohnung, und fand ihn mit seinen Gehülfen bei einem fröhlichen Schmause, auf Unkosten der Thoren, die er an diesem Tage getäuscht hatte. Er empfing mich mit mehr, als philosophischem Ernst, und da er die Ursache meines Besuchs gehört hatte, sagte er: ich war fest entschlossen, Keinem hier die Geheimnisse meiner Wissenschaft anzuvertrauen, dennoch, aus besonderer Hochachtung gegen euch, (er kannte mich aber gar nicht) will ich mit euch eine Ausnahme machen. Aus Liebe zu euch will ich auch nicht so viel, als von andern fordern; ich will zufrieden seyn, wenn ihr mir morgen hundert Dublonen bringt und wenn ihr mitarbeiten wollt, denn ihr müßt ein gewisses Kraut, das zu dem chemischen Prozeß durchaus erforderlich ist, holen; es ist gerade jetzt der Monat, worin man es einsammeln kann. Als ich ihn so von hundert Dublonen, wie von einer Kleinigkeit, sprechen hörte, wagte ich kaum zu athmen; um mich jedoch so gut, als möglich aus dem Handel zu ziehen, sagte ich ihm, daß ich am folgenden Morgen wiederkommen würde, und eilte hin, meiner Frau den ganzen Vorgang zu berichten.

Die Arme weinte über unsere Noth, daß wir dieß Geld, das gewiß hundertfach ersetzt werden würde, nicht aufbringen könnten, und ich beklagte, wie sie, unser Elend. Wir beide standen eben trostlos da, als ein reicher Kaufmann aus Sevilla, den ich am vorhergehenden Tage kennen gelernt hatte, hereintrat.

Was ist euch, ihr Lieben? fragte er, als er unsere Verlegenheit bemerkte, was für ein Unglück hat euch so betrübt? Seunor, antwortete ich, uns ist nicht zu helfen, morgen sollen wir hundert Dublonen schaffen, und wir wissen nicht, an wen wir uns darum wenden sollen. Um nicht mehr, als hundert Dublonen seyd ihr so traurig? fragte der Kaufmann; hier, Fabricio, nimm diesen Schlüssel zu meinem Koffer, darin wirst du einen Beutel mit dieser Summe finden, geh, nimm sie, und bringe mir den Schlüssel wieder, ich will dich hier erwarten. Mich überraschte diese Großmuth des Kaufmanns, da mir aber der Stein der Weisen so sehr am Herzen lag, zauderte ich nicht, sein Anerbieten anzunehmen. Ich nahm den Schlüssel, flog hin, um die Dublonen zu holen, ohne nur daran zu denken, daß es eben nicht sicher, noch klug sey, meine Frau mit einem so freigebigen Manne allein zu lassen. Der Kaufmann hatte in der That keine andere Absicht, als durch seine Freigebigkeit das Herz meines Weibes zu gewinnen, und meine treue Angelika mußte allen Witz, alle Sittsamkeit aufbieten, die Vorschläge des falschen Freundes abzuweisen. Er hatte durch sein Gold meine Schande erkaufen wollen, und wahrscheinlich verdroß es ihn, sein Geld umsonst gegeben zu haben, als er nicht Erhörung fand, doch verbiß er seinen Unmuth, als ich zurück kam, und verließ uns, wie es schien, heiter und wohlgemuth.

Am folgenden Morgen eilte ich, dem Charlatan meine hundert Dublonen zu bringen, und er gab mir eine Art Landkarte, auf welcher mehrere unangebaute

Strecken von Canada verzeichnet waren: dort, sagte er, indem er auf eine Stelle hinzeigte, dort wächst das wunderbare Kraut, das ihr hier abgebildet seht, geht hin und holet es, dann ist der Stein der Weisen euer. Er gab mir bei diesen Worten eine prächtig gestochene und ausgemahlte Abbildung der Pflanze; die Bedingung aber, die er noch hinzusetzte, war sonderbar: Dieses wunderbare Kraut, sagte er, ist allen unsichtbar, die nicht eine verheirathete Frau, die immer ihrem Manne treu geblieben ist, bei sich haben. O! rief ich aus, ist das die Bedingung, so werde ich sie gewiß finden, ja ich glaube sie schon zu besitzen, denn meine Frau ist das Muster der Ehrbarkeit, und hat, wie ich meine, nicht ihres Gleichen in der Welt. Das ist mir lieb, erwiederte der Marktschreier, wir werden sehen, ob ihr die Wahrheit geredet habt. So schnell, als möglich, verließ ich ihn, und ging nach meiner Wohnung, um meiner Angelika alles zu erzählen und sie zu fragen, ob sie es wagen würde, mich zu begleiten. Ich bin bereit, antwortete sie, dir zu folgen, laß uns gehen! Ist diese Pflanze zu finden, und nichts anders nöthig, als eine keusche und züchtige Frau, so sind wir die glücklichsten Leute.

Wir verließen Mexiko, ohne irgend einem Etwas zu sagen, und eilten nach der bestimmten Gegend, die wir am dritten Tage erreichten. Hier, sagte ich, sind die glücklichen elysäischen Gefilde, denen die wunderbare Pflanze entsproßt, die den Ehemännern zur Probe der Tugend ihrer Weiber dienen kann, und ihnen zugleich ein bequemes Leben verschafft. Muth gefaßt, Phönix der Weiber unserer Zeit, nimm diese

Abbildung, und suche hier eine Pflanze, die dieser gleicht. Angelika nahm die Zeichnung, ging Schritt vor Schritt, betrachtete sorgfältig jedes Kraut, bückte sich bisweilen, durch eine Aehnlichkeit verführt, mit zitternder Hand eine Pflanze zu pflücken, und fand sich immer getäuscht. Wir durchstrichen mehrere Tage die Felder, scheuten die sengende Hitze des Mittags, und den schädlichen Thau der Nächte nicht, ohne daß Angelika die gewünschte Blume finden konnte.

Schon fing ich an zu zweifeln, ob sie auch so keusch sey, als sie behauptete, und dieser Argwohn hätte mich beinahe zu einer entsetzlichen That verleitet, wenn wir nicht einen Menschen getroffen hätten, der mit vielen Thränen den halbverfaulten Leichnam eines Frauenzimmers verscharrte. Ich erkundigte mich, warum er weinte, und stand wie aus den Wolken gefallen, als ich hörte, daß derselbe Marktschreier auch ihn ins Verderben gestürzt hatte. Um die Pflanze zu holen, hatte er ihn mit seiner Frau in diese Gegend geschickt, lange hatten sie gesucht, als aber die Blume nicht zu finden war, glaubte der Mann, daß seine Frau ihn betrogen hätte, und vor Wuth außer sich, hatte er sie mit dem Dolch niedergestoßen und ihren Leichnam unbegraben liegen lassen. Als er nach Mexiko zurück kam, erfuhr er, daß der ehrlose Betrüger, nachdem er viele Leute unglücklich gemacht hatte, plötzlich verschwunden sey. Er sah nun ein, wie schändlich er hintergangen war, und eilte zurück, um wenigstens die Gebeine seines unglücklichen Weibes zur Erde zu bestatten.

Diese Geschichte, fuhr Nunnez fort, war für

mich und meine Angelika ein heilsames Mittel, das uns ganz von unserer Tollheit herstellte. Der Verlust der hundert Dublonen schmerzte mich freilich, weil sie mir aber nichts gekostet hatten, als einen Dank, so tröstete ich mich bald.

Als wir eure Grotte erblickten, bekamen wir Lust, sie zu besehen, und keinen glücklicheren Einfall hätte ich haben können, da ich hier meinen besten Freund wiedergefunden habe.

Funfzehntes Kapitel.

Unterhaltung des Gil Blas mit Fabricio; der letzte reist nach Mexiko.

Ich lachte herzlich, erzählte Gil Blas weiter, über die Leichtgläubigkeit des Fabricio, und sagte ihm, daß ich mich sehr wunderte, wie ein Mann von seinem Geiste sich von einem Charlatan hätte betrügen lassen. Alles, was man mit Heftigkeit wünscht, glaubt man leicht, versetzte Nunnez, und du warst gewiß nicht weniger leichtgläubig, als du die ungeheuern Lügen des Parasiten in dem Wirthshause zu Pennafiel für baare Münze annahmst, und als du dich in Valladolid durch die Donna Mencia Mosquera zu dem berühmten Tausche mit dem Ringe, den sie von ihrem Oheim, dem Gouverneur der Philippinischen Inseln, zum Geschenk erhalten hatte, bereden ließest, und — Stille, stille! damals war ich noch sehr jung und kannte die Welt

nicht, erwiederte ich; aber laß unsere Jugendstreiche ruhen, und erlaube mir, daß ich dir zu deiner Ehe Glück wünsche. Ich erhob darauf die Tugend seiner Frau, machte aber beide aufmerksam darauf, daß das Schauspielerleben sehr gefährlich sey. Das glaube ich selbst, antwortete Fabricio, aber was sollen wir machen? ich mag nicht dienen, und Angelika ist gleichfalls für das unabhängige Leben. Freilich, versetzte ich, wenn es so steht, so habe ich nichts zu sagen, denn in meiner jetzigen Lage kann ich dir keine Dienste anbieten, wie damals, als ich noch der Vertraute des ersten Ministers war. Folge du deinem Genius und schreibe Comödien, indeß ich in meiner Einsamkeit moralische Werke ausarbeite.

Wie? fragte Fabricio voll Erstaunen, hat sich der Herr Gil Blas von Santillana in einen Lehrer der Moral verwandelt? Ja, Freund, war meine Antwort, wundere dich darüber nicht, ich besitze viele Bücher, durch fleißiges Lesen und Nachdenken habe ich mir die nöthigen Kenntnisse verschafft. Zeige mir doch einige von deinen Werken, sagte Nunnez, wahrscheinlich sind sie zierlich geschrieben, wie die Werke deiner Lehrer, des Erzbischofs von Granada und des Grafen von Orvaliers. Ich gab eines meiner Manuscripte dem Dichter aus Asturien, er durchlief den Inhalt schnell und gab es mir zurück, mit den Worten: dein Werk ist werth, von der ganzen Welt gelesen zu werden, ich rathe dir, es sobald, als möglich drucken zu lassen. Da denke ich ganz anders, versetzte ich. Was willst du denn thun? fragte er. Es den Flammen übergeben, damit es Asche werde, erwiederte ich. Und

warum das? unterbrach mich Fabricio. Weil ich hoffte, versetzte ich, ein Werk geschrieben zu haben, über welches man nicht eher urtheilen könnte, bis man es ganz und mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen hätte; und nun sehe ich, daß du nach einem flüchtigen Blick, den du auf einige Seiten geworfen hast, ein Urtheil darüber fällst, und das ist doch wohl ein Zeichen, daß es nichts, als ganz gemeine Sachen enthält, die allgemein bekannt sind, ohne daß irgend etwas darin vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Du bist entsetzlich empfindlich, erwiederte Nunnez, und man sieht wohl, daß du einige Zeit am Hofe gelebt hast. Ich urtheile blos über die Methode und Gedankenfolge in dem Buche, und diese gefielen mir so, daß ich gleich schloß, das Uebrige würde dieser entsprechen. Diese bequeme Art, entscheidend über das Verdienst oder die Fehler der Bücher abzusprechen, versetzte ich, scheint mir nicht sehr von der Art, mit welcher dein Tischgenosse, Villegas, über die Iphigenia des Euripides aburtelte, verschieden zu seyn. Doch wir wollen jetzt nicht streiten, geh schlafen, und morgen laß uns weiter darüber sprechen. Ich führte ihn in sein Zimmer, und er schien ganz verwundert, als er eine auf Spanische Art eingerichtete Stube fand.

Sobald ich am folgenden Morgen erwachte, wartete ich, bis meine Gäste ihr Lager verließen, und kaum sah mich Nunnez, so sagte er: Gil Blas, du bist in allem ein seltener Mensch, du lebst hier, was Einsamkeit und Sitten anbetrifft, wie ein wahrer Einsiedler, in den Speisen aber, der Wohnung u. dgl.

da finde ich keinen großen Unterschied zwischen dem Anachoreten und dem Hofmann. Zähme deine satyrische Zunge, antwortete ich, denke daran, daß ich keiner von den strengen, büßenden Einsiedlern bin, die diese Lebensart wählen, um müßig zu gehen und auf Kosten der Leichtgläubigen zu leben. Ich lebe hier von meinem Gelde, ohne jemand zu beschweren, und ich suchte in der Einsamkeit nichts, als Ruhe und Schutz gegen die Versuchungen der Welt. Mir fiel es nie ein, auf Stroh zu schlafen, oder gar auf der bloßen Erde, noch einen groben Sack umzuhängen, weil ich fühlte, daß dieß nicht mein Beruf war. Ich suchte meinen Aufenthalt nach meinen Kräften, meinem Alter und meiner Neigung einzurichten, und das wird dir meine Wohnung zeigen.

Ich ging darauf mit dem Dichter und seiner Frau nach dem Garten, erzählte ihnen von meinen täglichen Arbeiten, und beide beneideten, wie sie sagten, mein Loos. Der Tag verging uns schnell, und wir sprachen nicht wieder von meinem Werke über die Moral. Am folgenden Morgen kehrten meine Gäste nach Mexiko zurück, da, wie sie versicherten, die Schauspieler sie mit Sehnsucht erwarten würden.

Seit der Zeit sind nun schon zwanzig Jahre verflossen, und außer dem Bedienten, der mir alle Jahr die Lebensmittel bringt, ist kein Mensch zu mir gekommen. Ich las, arbeitete in meinem Garten, betete, und so verstrich mir die Zeit schnell.

So endigte Euer berühmte Großvater seine Erzählung, sagte Isidoro, und stand auf, um sich zu erholen. Das Uebrige, was er uns noch zu erzählen

hatte, und das, nach seiner Versicherung, sehr merkwürdig war, wollte er für einen andern Tag sparen.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er kommt nach Cotrona, macht Bekanntschaft mit Demetrio und begleitet ihn nach Cefalonia.

Wir waren schon ziemlich weit von der sicilianischen Küste entfernt, und steuerten nach dem Meerbusen von Squilache, um in Cotrona zu landen, wo unser Capitain mehrere Ballen, die einigen Kaufleuten in Calabrien zugehörten, abgeben sollte. Sobald wir ans Land traten, ward meine Begleiterin krank; dieß zwang mich, in dieser Stadt zu bleiben, und schon fürchtete ich, daß sie das Grab meiner Irene werden möchte, die auch ohne Zweifel gestorben wäre, wenn nicht ein junger Cefalonier, der mit uns in demselben Wirthshause wohnte, uns einige Mittel gegeben hätte, die Wunder thaten. In einigen Tagen war die Kranke wieder frisch und gesund.

Ich dankte dem Retter meiner Geliebten recht herzlich, und da er abreisen wollte, beschloß ich, ihn zu begleiten; wir mietheten eine Feluke und segelten mit Irene und dem Soldaten nach Cefalonia. Unser freundschaftliche Arzt gab nicht zu, daß wir in einem andern Hause, als in dem seinigen wohnen sollten, und sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, empfing uns mit Liebe und Freundschaft, was unter den Griechen

selten ist. Ich schrieb meinem Vater, benachrichtigte ihn von meinen Schicksalen, und bat ihn, mir nicht nur die freie Rückkehr in mein Vaterland und die Einwilligung der Eltern der Irene in unsere Heirath zu verschaffen, sondern auch Geld zu schicken. Sechs Monate wartete ich auf Antwort, endlich kam sie und zugleich ein Wechselbrief von sechshundert Thalern. Mein Vater schalt mich freilich meiner Unbesonnenheiten wegen, ich sah aber doch, daß er Mitleid mit meinem Unglücke hatte und mich bedauerte, und er versprach alles, was in seinen Kräften stünde, anzuwenden, uns zu helfen.

In der Zwischenzeit war mir Demetrio so lieb geworden, daß ich ohne ihn keinen Augenblick leben konnte; ich hatte ihm umständlich meine Lebensgeschichte, mein Unglück in Sicilien und meine Flucht erzählt, und er billigte meinen Entschluß. Er erwies mir mehrere wichtige Dienste, und ich hoffte in ihm den treusten, redlichsten Freund zu besitzen. Als Arzt war er sehr glücklich und erhielt den Namen des Aesculaps der jetzigen Zeit. Er haßte Aderlassen und Purgiren, seine Patienten mußten starken Wein trinken, und, da er ein Anhänger der Saliternischen Schule war, so ließ er sie die strengste Diät beobachten. Er behauptete auch, daß viele Mittel, die man aus fernen Gegenden erhielte, in unserm Clima nichts wirkten, daher verwarf er den Gebrauch der China und des Rhabarbers. Aber weder seine Diät, noch seine stärkenden Mittel und feurigen Weine konnten die Kranken vor dem Tode schützen, sie starben doch, wenn ihre Stunde gekommen war.

Der Sommer verging uns schnell, und als der Herbst herankam, bezogen wir alle ein Landhaus, das dem Vater des Demetrio zugehörte, um diesen letzten angenehmen Theil des Jahres recht zu genießen. Eines Tages, als Irene, der Soldat und ich allein waren, weil unser Freund nach der Stadt gegangen war, um, wie er sagte, einen vornehmen Patienten zu besuchen, gingen wir drei an das Ufer des Meeres und setzten uns auf eine Anhöhe; ich bat darauf den Isidoro, uns den noch übrigen Theil der Geschichte meines Großvaters zu erzählen. Er ließ sich nicht lange bitten, räusperte sich und fing an.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Gil Blas. Geschichte der Mathilde.

Mathilde und ich, erzählte der Soldat, achteten und ehrten den Gil Blas, und er betrachtete uns als seine Kinder; da wir ihm aber nicht gleich entdeckt hatten, daß Mathilde ein Mädchen sey, überraschte es ihn nicht wenig, als sie es ihm selbst sagte. Es ist aber nicht genug, fügte sie hinzu, daß ihr wißt, daß ich ein Mädchen bin, ihr sollt auch erfahren, warum und wie lange schon ich mein Geschlecht unter dieser Tracht verbarg.

Ich wurde in Trivento, einer kleinen Stadt im Königreiche Neapel, geboren; mein Vater, der den

Titel eines Marchese hatte, besaß ein Lehngut in der Gegend. Meine Mutter, die aus einer adlichen Familie in Abruzzo herstammte, habe ich nicht gekannt, sie starb gleich nach meiner Geburt. Da mein Vater ganz dem Hause Oestreich ergeben war, wurden seine Güter, wie Philipp der Fünfte den Spanischen Thron bestieg, confiscirt; er mußte daher mit seiner Familie nach Deutschland flüchten, wo er bald eine ansehnliche Stelle erhielt, so daß er seinem Stande gemäß leben konnte, und als er bald darauf den Erzherzog nach Portugal begleitete, nahm er mich mit, obgleich ich erst eilf Jahre alt war. Wir landeten bei Lissabon, er ließ mich im Palast der Herzogin von Albuquerque, die damals am Hofe viel vermochte, und reiste zur Armee an die Gränze von Estremadura; dort starb er an einer Krankheit im Lager, und hinterließ mir die Hoffnung, einst, bei dem Ende des Krieges, seine Güter wieder zu erhalten.

Ein Portugiesischer Edelmann, Don Lope de San Sebastian, der die Herzogin oft besuchte, kannte meine Ansprüche, und um die Erbschaft zu erhalten, beschloß er, mich zu entführen. Er erreichte ohne Schwierigkeit seine Absicht, da niemand es sich nur träumen ließ, daß er ein so kühnes Wagstück unternehmen würde. Er brachte mich auf ein Schiff, das eben nach Brasilien absegeln sollte, und auf der Höhe des Meeres erklärte er mir, daß er aus Liebe diesen Schritt gewagt habe, bat fußfällig um Verzeihung, und schwur, daß er immer mich mit der größten Achtung und Artigkeit behandeln würde. Er hielt auch Wort, so daß ich allmählig anfing, ihn zu lieben. Unser Schiff

flog durch die Wellen, der Himmel schien unsere Fahrt zu begünstigen. Wir erreichten Brasilien glücklich, wo Don Lope unsere Hochzeit zu feiern dachte; da aber meine Entführung großes Aufsehen am Portugiesischen Hofe machte, so ward er, auf Verwendung der Herzogin von Albuquerque, für einen Verbannten erklärt, und da man ausfindig gemacht hatte, daß wir nach Brasilien gegangen waren, erhielten alle Gouverneure dieses Reiches Befehl, den Don Lope in Verhaft zu nehmen und mit einem Registerschiff gefesselt nach Europa zu schicken.

Ein Staatssecretair gab ihm früh genug von der drohenden Gefahr Nachricht, wir fanden ein holländisches Schiff, eilten an Bord und segelten nach Europa zurück. Don Lope hatte die Absicht, von Holland nach Wien zu gehen, um dort durch den Portugiesischen Gesandten, der sein Freund war, es bei dem Kaiser dahin zu bringen, daß dieser sich bei dem Könige für ihn verwendete; leider waren dieß aber nur Luftschlösser; wir trafen unterwegs eine Spanische Flotte und unser Schiff mußte sich ergeben. Ich hatte bei meiner Flucht aus Brasilien mich als Mannsperson gekleidet; man hielt mich auch auf dem Schiffe dafür, und jetzt wurden Don Lope und ich von einander getrennt. Ich wurde zu dem Admiral gebracht und sah meinen Geliebten nicht wieder. Ungeachtet meines Unglücks liebte ich ihn doch herzlich, und noch jetzt sehne ich mich nach ihm. Ich wundere mich nur, daß er kein Mittel gefunden hat, mich zu sehen, oder wenigstens mir Nachricht von sich zu geben; und ich fürchte, ich fürchte, er ist, wie alle Männer, und hat

mich vergessen! Dennoch denke ich immer an ihn und liebe ihn, wenn er mir auch ungetreu seyn sollte!

Ich mußte mit dem Admiral nach Veracrux und von dort kam ich nach Mexiko als Page bei einem alten begüterten Herrn, der ein Freund eines eben so reichen und angesehenen Kaufmanns aus Madrid war. Du wirst schon gemerkt haben, fuhr sie fort, indem sie sich gegen mich wandte, daß dieser Kaufmann der Besitzer des Hauses war, das ich so verabscheute; ihm gefiel meine Physiognomie, und er bat meinen Herrn, mich ihm zu überlassen. Ohne viele Schwierigkeiten willigte dieser ein, da er schnell nach Spanien mußte, und fürchtete, daß ich auf der langen Seereise ihm nur mehr beschwerlich, als nützlich seyn würde. Mein neuer Herr, Beltram de Maria genannt, nahm mich mit nach seiner Faktorei in Canada. Einst, als ich ganz allein zu seyn glaubte und weinte und seufzte, belauschte er mich, und sah, daß ich ein verkleidetes Mädchen war. Sogleich entbrannte seine Lust, er rief mich in der Nacht in sein Zimmer, schloß mich in seine Arme, und erklärte mir feurig und dringend seine Liebe, und beschwor mich, seinen Willen zu thun. Ich wies ihn mit Verachtung zurück, er stand eine Zeit lang wie versteinert da, als er aber merkte, daß seine Beredtsamkeit, sein Gold nichts ausrichten würden, stürzte er wüthend über mich her, um mir Gewalt anzuthun. Mit aller Macht stieß ich ihn zurück, eilte zum Hause hinaus und floh, ohne auf die Dunkelheit und auf die Gefahren, die mir in einem unbekannten Lande drohten, zu achten, bis ich an den großen Fluß kam.

Ich wanderte an seinem Ufer hin, und erreichte mit Tagesanbruch das Thal, das von den Bergen, welche die Indianer bewohnen, eingeschlossen ist. Diese mußten mich aus ihren dichten Gebüschen entdecken, schnell eilten sie herunter, umringten mich und schleppten mich nach ihren Wohnungen. Meine Erklärung, daß ich eine Italiänerin sey, rettete mich. Das Uebrige weißt du schon, ich wurde eben so, wie du, behandelt und unterrichtet, sagte sie zu mir, und du kannst es unserm gütigen Wirth erzählen.

Achtzehntes Kapitel.

Ende der Geschichte des Gil Blas. Unvermuthete Ankunft des Scipio. Tod des Gil Blas und plötzliche Ankunft des Don Lope.

Als Mathilde ihre Geschichte geendigt hatte, erzählte ich die meinige, und nachdem Gil Blas uns aufmerksam angehört hatte, sagte er: meine Kinder, es scheint, als ob die göttliche Vorsicht euch wunderbar in so vielen Gefahren erhalten habe, um euch noch glücklich zu machen. Lebt fromm, wie bisher, und du, schöne Mathilde, bewahre treu im Herzen die Liebe gegen Don Lope, denn ich zweifle nicht, daß noch einst der glückliche Tag kommen wird, an welchem du ihn wieder antreffen und liebenswürdiger, als je finden wirst.

So tröstete uns der heilige Mann, und bestimmte das Zimmer, das er uns bisher gemeinschaftlich

eingeräumt hatte, nun für Mathilde, und mich nahm er in seine Zelle.

Ein ganzes Jahr verlebten wir an diesem Orte, da er uns nicht gehen lassen wollte, durch eine besondere Fügung des Himmels, der auf die natürlichste Weise die Begebenheiten, die ihr bald hören sollt, einleitete. Ich lebte nie ruhiger, fröhlicher und sorgenloser, als bei diesem Einsiedler. Beten, lesen und arbeiten füllte unsere Zeit aus. Einer besorgte die Küche, der andere holte Holz, der dritte pflanzte, säete und begoß im Garten, sammelte Früchte und Kräuter, und so verstrich ein Tag nach dem andern in harmloser Ruhe.

Eines Tages trat ein Mann in Matrosenkleidung in die Grotte, ich stand gerade vor der Thüre, und er fragte mich, ob Gil Blas von Santillana noch lebe? ich bejahte seine Frage, und sagte ihm, daß er, trotz seines Alters, noch wohl sey. Dem Himmel sey Dank, rief er, der mir den Trost verliehen hat, noch vor meinem Ende meinen geliebten Herrn zu sehen! Mir blieb kein Zweifel, als ich diese Worte hörte, daß dieser der berühmte Scipio wäre, von dem so herrliche Sachen in der treflichen Geschichte des Gil Blas stehen, und schnell sagte ich: Tretet näher, Sennor Scipio, ihr werdet den Gil Blas sehen und euch wundern. Wie? sagte der Sohn der Kusculina, ist hier eine Prophetenschule? ihr nennt mich bei meinem Namen und habt mich noch nie gesehen. Jetzt will ich mich nicht dabei aufhalten, euch dieß Räthsel zu lösen, versetzte ich, kommt herein und zögert nicht länger, euren Herrn zu erfreuen.

Scipio

Scipio trat darauf in die Grotte und überraschte den Santillana, der eben die Mathilde in der Moral unterrichtete. Sobald er ihn sah, warf er sich ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, benetzte sie mit Thränen, und konnte lange kein Wort hervorbringen. Gil Blas war über eine so sonderbare Begrüßung dieses Fremden bestürzt, das Alter hatte seine Augen schon geschwächt, er erkannte ihn nicht, da Scipio sich sehr verändert hatte. Als er sich endlich überzeugte, daß es sein alter, geliebter Secretair war, mein Sohn, rief er aus, keinen größern Trost konnte ich in dieser Welt noch hoffen! und die Augen gen Himmel richtend, sagte er: Herr, jetzt befreie meine Seele in Frieden von diesem beschwerlichen Körper, da du meinen Augen den größten Trost gewährt hast, den ich in diesem Jammerthale nur wünschen konnte!

Die göttliche Vorsicht schien auch nur sein Leben verlängert zu haben, damit er diesen frohen Tag hätte, denn nachher war er mehr todt, als lebendig. Er erblindete gänzlich, war schwach und hinfällig, und mußte sich zu Bett legen. Seine Gespräche in dieser Zeit waren rührend und belehrend, ich kann nie ohn Bewegung daran denken. Wir alle beschäftigten uns immer, ihm zu Gefallen, mit geistlichen Andachtsübungen, und da er uns gesagt hatte, daß wir Zeugen seines Todes seyn sollten, bereiteten wir uns dazu, ihn hinscheiden zu sehen, mit dem Schmerze, den gute Kinder empfinden, wenn ihr geliebter Vater stirbt. Was wir am meisten bewunderten, war, daß Gil Blas den Scipio nie nach seinen Schicksalen und nach seiner Familie fragte, und klüglich sprach dieser auch nie mit

ihm davon, da er sah, daß es die einzige Sorge des Kranken in diesen letzten Augenblicken war, sich zu sammeln und stets an den Himmel zu denken, und darin wollte er ihn nicht stören. Endlich starb Gil Blas von Santillana, mit solcher Ruhe, daß wir alle überzeugt waren, daß keine Reue den Frieden seines Gewissens störte. Kurz vor seinem Ende sagte er noch: Freunde, ich verlasse euch für immer, meinen Geist nehme sein Schöpfer auf! Scipio soll diese Grotte und mein Geld in Meriko erben, und ihr, meine beiden Lieben, begrabt mich, und wenn ihr nach Spanien zurück kehrt, und dort vielleicht meine Söhne seht, sagt ihnen, daß sie nicht den bösen Beispielen folgen sollen, die ich ihnen in meinem Leben gegeben habe.

Als Gil Blas todt war, überließ sich Scipio ganz seinem Schmerze, weinte unaufhörlich und klagte, und auch wir ehrten durch unsere Thränen das Andenken dieses großen Mannes. Wir ordneten alle Exequien an, die dieser abgelegene Ort nur erlaubte, und begruben ihn bei seinen Vorgängern. Der Sohn der Kusculina nahm von der Höhle Besitz, blieb aber gegen uns so edelmüthig und freundschaftlich, wie sein verstorbener Freund es gewesen war. Einige Tage darauf wollten wir abreisen, er gab es aber nicht zu, und sagte, daß er uns nicht gehen lassen würde, wenn nicht jemand käme, der uns sicher geleiten und nach Meriko bringen könnte. Wir ließen uns bereden und blieben. Es verflossen mehrere Wochen, da kam ein Reiter auf die Höhle zu, ihn begleiteten zwei andere, die seine Bedienten zu seyn schienen. Als er näher kam, erkannte Mathilde den Don Lope, sie eilte ihm

entgegen, er sprang vom Pferde und sie umarmten und herzten sich.

Wir gingen darauf alle in die Grotte, und Mathilde erzählte schnell ihrem Geliebten ihre Schicksale, darauf bat sie ihn, ein Gleiches zu thun, und er erfüllte ihren Wunsch. Als unser Schiff, wie du weißt, von den Spaniern genommen war, wurde ich auf ein anderes Schiff gebracht, wo ich mich vergeblich bemühte, zu erfahren, wohin man dich gebracht hätte. Die Fregatte, auf welcher ich mich befand, mußte bald darauf allein absegeln, um Nachrichten nach Spanien zu bringen, und ich war gezwungen, alles Nachforschen aufzugeben. Sobald wir in Cadix landeten, gab ich mich zu erkennen, auf mein Ehrenwort setzte man mich in Freiheit, ich suchte eine Gelegenheit nach Amerika, fand ein Paquetboot, das nach Hispaniola geschickt werden sollte, schiffte mich ein, und hörte darauf von dem Admiral der Flotte, die uns gefangen genommen hatte, daß du bei einem alten Offizier dientest, der dich mit nach Mexiko genommen hätte. Ich flog nach dieser Stadt, der Alte, den ich glücklicher Weise noch antraf, schickte mich nach Canada, um dich bei dem spanischen Kaufmann zu erfragen. Auch diesen suchte ich auf, und hörte zu meinem Schrekken, daß du entflohen seyst. Die ganze Gegend durchstreifte ich nun, kein Haus, keine Hütte war zu finden, die ich nicht besuchte; endlich erfuhr ich, daß in der Nähe von Canada ein berühmter Eremit lebe, und ich beschloß, zu diesem hinzureisen, um, wo möglich, durch ihn Nachricht zu erhalten. Vielleicht, dachte ich, hat Mathilde bei ihm Schutz gegen die Wilden

und gegen die reißenden Thiere gesucht; und mein gutes Glück hat es auch wirklich so gefügt.

Neue Umarmungen der Liebenden folgten diesen Erzählungen; sie beschlossen am folgenden Tage nach Mexiko zurück zu kehren, luden mich ein, sie zu begleiten, und ich nahm die Einladung an. Da wir aber alle neugierig waren, zu erfahren, was Scipio seit der Abreise des Gil Blas von Saragossa für Schicksale gehabt hätte, so baten wir ihn, es uns zu erzählen, und er erfüllte unsere Bitten.

Isidoro erzählte uns noch schnell, was er von Scipio aus der frühern Zeit gehört hatte; da es aber schon spät war, so sagte er: ich spare für Morgen die Erzählung seiner Abentheuer, die Ihr, wie ich Euch versichern kann, noch sonderbarer und merkwürdiger finden werdet, als alle die bisher von ihm bekannt geworden sind.

Wir standen daher auf und traten den Rückweg nach dem Landhause des Demetrio an.

Cäsar und Irene.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er sucht den Gil Blas auf und kommt nach Paris.

Kaum neigte sich am folgenden Tag die Sonne zum Untergange, so eilten wir ans Ufer des Meeres, lagerten uns dort auf einer Anhöhe, und ich fing meine Erzählung an.

Als der Secretair des Santillana dem Don Lope und uns andern erzählen wollte, was für Schicksale er seit der plötzlichen Entfernung des Gil Blas gehabt hatte, führte er uns in den Garten, wir mußten uns setzen und er hub an: Sogleich, als ich den Brief meines Herrn erhielt, worin er mir schrieb, daß er der Welt gänzlich entsagen wollte, stieg ich zu Pferde und eilte nach Saragossa, um, wo möglich, zu erfahren, wohin er gegangen sey, mich zu ihm zu verfügen, und, wenn ich ihn nicht bewegen könnte, seinen Vorsatz zu ändern, bis an den Tod sein unzertrennlicher Gefährte zu seyn. Ich erreichte sehr bald die Hauptstadt von Arragonien, wo ich indeß vergebens Nachricht von ihm zu erhalten suchte; nur ein Bedienter des Grafen Leyva, der mich aber allem Anscheine nach betrog, sagte mir, daß er ihn vor einigen Tagen

in Pampelona gesehen hätte. Augenblicklich eilte ich hin; wie ich mich aber wieder getäuscht sah, war ich eine Zeit lang unschlüssig, ob ich meine Nachforschungen aufgeben sollte, oder nicht. Endlich, nach langem Besinnen, schien es mir wahrscheinlich, daß Gil Blas nach Gallizien gegangen sey, um das Grab des Schutzheiligen von Spanien zu besuchen. Voll von diesem Gedanken reiste ich hin, fragte und forschte in allen Städten nach ihm, als ob ich ein kleines Kind verloren hätte, aber alle Mühe war umsonst. Ganz Spanien durchspähte ich, ohne nur die mindeste Spur zu finden. Ich las seinen Brief wieder durch, da schien es mir in einigen Worten zu liegen, daß er die Absicht gehabt habe, sich in ein einsames Kloster zu begeben. Augenblicklich brach ich auf, besuchte alle Klöster, besonders die in den wildesten, rauhesten Gegenden, jedoch ohne Nachricht von ihm zu erhalten. Darauf verließ ich mein Vaterland und reiste nach Frankreich, wo in den kältesten, unwegsamsten Gebirgen Klöster liegen, in denen man nach der strengsten Regel von allen Menschen abgesondert lebt. Da ich alle ohne Erfolg besucht hatte, und zufällig in der Nähe von Paris war, kam ich auf den Gedanken, diese Hauptstadt zu besehen: ich reiste hin und war nicht wenig befremdet, als ich in der Vorstadt St. Germain laut den Namen Gil Blas rufen hörte. Dem Himmel sey Dank, dachte ich, endlich weiß ich doch, wo mein Herr ist, er hat gut daran gethan, daß er den schönsten und berühmtesten Ort in der Welt zu seinem Aufenthalt gewählt hat.

Ich sah mich nach allen Seiten um, ob ich das

Gesicht des Santillana unter der Menge finden konnte: zum zweiten Mal hörte ich Gil Blas! Gil Blas! rufen und gleich darauf Scipio! Scipio! Ich wußte nicht, ob ich träumte, oder wachte, blickte umher, aber den Gil Blas konnte ich nirgends finden. Wer schildert aber mein Erstaunen, als ich zwei Hündchen sah, die um einen Stutzer, der auf einer Bank vor einem Kaffeehause saß, herumsprangen. Es kränkte mich, daß man Thieren unsere Namen beigelegt hatte; ich näherte mich daher dem jungen Herrn, und fragte ihn, warum er seinen Hunden diese Namen gegeben hätte? Statt zu antworten fing der Pariser an laut zu lachen; als er sich indeß erholt hatte, sagte er sehr höflich: Sennor, obgleich es einem unbekannten und, allem Anschein nach, ganz fremden Menschen nicht erlaubt ist, sich um Sachen, die ihn nicht betreffen, zu bekümmern, und ich daher auf ihre Frage nicht zu achten brauchte, so will ich doch ihre Neugierde befriedigen. Wissen sie, mein Herr, daß die Geschichte des Gil Blas und des Scipio, obgleich sie erdichtet ist, in Paris in den Händen aller ist, ihre Namen sind dadurch so gemein geworden, daß ich es nicht lassen konnte, sie meinen Hunden zu geben, die alle dazu erforderlichen Eigenschaften haben. Schildert uns nicht der Schriftsteller die Beiden als ein Muster echter Freundschaft, wie sie unzertrennlich im Glück und Unglück bei einander bleiben, und Orestes und Pylades, Aeneas und Achates weit übertreffen? gerade so sind die Hunde auch, unzertrennlich, wie die beiden Spanier. Keiner würde mir es verargen, wenn ich den einen meiner Hunde Orestes, den andern Py-

lades nennen wollte; warum sollte ich ihnen nun nicht eben so gut die Namen Gil Blas und Scipio beilegen? Diese Antwort gefiel mir, besonders die Vergleichung mit den beiden Freunden; aber die Leute in dem Wahne zu lassen, daß mein Herr und ich nur erdichtete Personen, nur zwei Ideenwesen wären, das schien mir meiner Ehre nachtheilig zu seyn. Ich sagte daher zu dem Pariser: ich finde es nicht übel, mein Herr, daß sie den beiden so ausgezeichneten Hunden die Namen der beiden Männer gegeben haben, aber das kann ich nicht ertragen, mit ihrer Erlaubniß; daß sie zwei wirkliche Menschen für Fabelwesen halten. Der Stutzer fing wieder an unbändig zu lachen; wer weiß, sagte er, vielleicht ist der Herr das wunderbare Genie, das die Begebenheiten der vier Theile dieser Novelle, oder dieses Romans erfunden und zusammengereiht hat. Ich bin kein Schriftsteller, gab ich zur Antwort, aber ich kann betheuern, daß ich die beiden Hauptbelden dieser Geschichte sehr gut kenne, und sie gehen mich mehr an, als sie, mein Herr, glauben mögen. Ich verstehe schon, versetzte schnell der Stutzer, der Herr will sich auf Kosten der Leichtgläubigen lustig machen, und ihnen aufbinden, daß es Chimären und Centauren in der Welt giebt. Bravo! bravo! mein Herr, sie werden eine gute Rolle in Paris spielen, und, wenn ihr Talent erst bekannt wird, den König und seinen Hof ergötzen. Paris wimmelt von Leuten, die großes Wohlgefallen an aufgeweckten, geistreichen und kecken Menschen finden; man wird sich um sie reißen, sie zu Schmäusen und Gesellschaften einladen, damit sie die Gäste belustigen.

Durch diese bitteren Worte, die er mit einem hämischen Lächeln sagte, war meine Ehre beleidigt; mit Spanischer Würde und etwas Deutscher Derbheit erwiederte ich ihm daher: das ist zu arg, mein Herr, wissen sie denn, daß ich kein Charlatan bin und noch weniger ein Possenreißer: mit dem Degen will ich ihnen die Wahrheit des Gesagten darthun, und ihnen und der ganzen Welt will ich ganz unumstößliche Beweise schaffen, daß Santillana und der Sohn der Kusculina zwei wirkliche Menschen sind. Kaum hatte ich das Wort Kusculina ausgesprochen, so kam eine Hündin aus dem Kaffeehause gelaufen, und sprang um mich herum, weil sie glaubte, daß ich sie riefe. Dieser lächerliche Zufall machte mich ganz bestürzt; ich stieß die Hündin zurück und entfernte mich voll Unwillen und Mißmuth. Durch den Lärm aber und das Zanken mit dem Stutzer, war eine große Menge Leute zusammengelaufen, und da man die Ursache des Streites erfuhr, versammelte sich ganz St. Germain um uns her; man rief und klatschte, so daß ich in ein Haus flüchten mußte, um dem Gezische und dem Necken des Pöbels, der in Paris sehr ausgelassen ist, zu entgehen.

Das Gerücht, daß ein Spanier nach Paris gekommen sey, der behauptete, mit Gil Blas und seinem Scipio Umgang gehabt zu haben, verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, und die Neugierde trieb eine Menge Menschen nach dem Wirthshause, wo ich wohnte, um mich zu sehen und mit mir zu sprechen. Der Wirth fand seine Rechnung dabei, denn an diesem einzigen Tage verkaufte er mehr Wein, als sonst

in einer ganzen Woche; mir war indeß das Getümmel verdrießlich, ich erklärte der Menge mit Ernst und Würde, daß ich kein Windbeutel sey, und ersuchte sie, sich zu entfernen; aber das half nichts. Unter dem Haufen, der im Gasthofe war, erblickte ich zu meiner Freude zwei Herren, die, wie ich aus ihrer Kleidung und ihrem Betragen schloß, von Stande waren. Ich näherte mich ihnen und bat sie leise, mit mir in ein anderes Zimmer zu kommen. Sie folgten mir, ich verschloß die Thüre, erzählte ihnen umständlich, was mir im Kaffeehause zu St. Germain begegnet war, entdeckte mich ihnen und gab ihnen solche Beweise, daß sie an der Wahrheit meiner Erzählung nicht zweifeln konnten. Als ich nun glaubte, daß sie vollkommen überzeugt wären, bat ich sie um ihren Schutz, und ersuchte sie allenthalben zu bezeugen, daß Gil Blas und ich wirkliche Menschen, nicht blos Geschöpfe der Phantasie wären. Sie versprachen es freilich, dennoch muß ich zweifeln, daß meine Worte ganz den erwünschten Eindruck auf diese Herren gemacht haben würden, wenn nicht der eine, der mich immer von oben bis unten betrachtete, mich endlich für denjenigen erkannt hätte, der bei dem Erzbischof von Sevilla die Rolle des Königs von Leon übernommen hatte. Jetzt besinne ich mich, sagte er plötzlich, ich kenne euch schon, ich war zugegen, als man die Comödie aufführte, und weiß noch recht gut, daß der Name Scipio in der ganzen Stadt bekannt ward, durch den Streich, den ihr den Mohren spieltet, die euch auf der Rasenbank gefangen nehmen sollten. Sie werden diese Geschichte, versetzte ich, im vierten Theile der Geschichte des Gil

Blas gelesen haben. Nein, erwiederte der Franzose, ich habe sie noch nicht gelesen, denn dieser Theil erschien erst vor einigen Jahren, und da erlaubten mir meine Geschäfte nicht, ihn zu sehen, zumal da ich das Ganze bisher nur für ein Spiel der Phantasie hielt.

Am folgenden Tage sprach man in ganz Paris von nichts, als von mir, und alle beeiferten sich, mich zu sehen und mich kennen zu lernen. So oft ich ausging, umringten mich Tausende. Ich ward von den Prinzen von Geblüt und von den Ersten am Hofe eingeladen; man wollte meine Geschichte immer noch umständlicher hören, und ich hatte genug zu thun alle Fragen zu beantworten. Tausendmal bereute ich meinen Leichtsinn und meine Eitelkeit, daß ich mein Daseyn hatte beweisen wollen, und ich mußte mich länger zu Paris aufhalten, als ich eigentlich wollte. Sobald ich indeß nur wegkommen konnte, ging ich durch Flandern nach Deutschland, mit der Absicht, ganz Europa zu durchreisen, um meinen Herrn aufzusuchen. Ich hatte in Paris ungefähr zweitausend Dukaten geschenkt bekommen, dafür reiste ich mit der größten Bequemlichkeit. Als ich nach Amsterdam kam, gefiel mir diese Stadt, und ich beschloß, mich eine Zeit lang dort aufzuhalten.

Zweites Kapitel.

Scipio trift in Amsterdam seinen ehemaligen Herrn, den Don Abel. Sie reisen zusammen. Geschichte des Don Abel.

Eines Abends, als ich in dieser großen Handelsstadt umherging, traf ich ganz unvermuthet meinen ehemaligen Herrn, Don Abel aus Sevilla. Sennor, redete ich ihn an, wie habe ich das Glück, sie hier zu finden? Don Abel erkannte mich nicht gleich, ich war älter geworden und mein Gesicht hatte sich verändert; als er mich aber eine Zeit lang genau angesehen hatte, rief er endlich: Aha! bist du der lockere Scipio, der meinen Befehlen zuvorkommen und mein Gepäcke in den Hafen schaffen wollte? Aufzuwarten, versetzte ich, und da der Himmel mir die Gelegenheit verschafft, Ew. Gnaden wiederzusehen, so bitte ich sehr für meine Bosheit um Verzeihung. Ich lobe deine Reue, antwortete er, und halte sie für aufrichtig und verzeihe dir: du scheinst ja aus einem Schurken ein angesehener, rechtlicher Mann geworden zu seyn. Danke dem Himmel, der dir so gnädig gewesen ist. Das thue ich auch, erwiederte ich, meine Habsucht bewegt mich nicht mehr, fremdes Eigenthum anzurühren, und ich könnte jetzt in meinem Vaterlande ruhig leben, wenn ich nicht die Welt durchziehen müßte, meinen Herrn, den ich so sehr liebe, aufzusuchen. Ich erzählte ihm darauf, wie es mir seit unserer Trennung gegangen war, und er verwunderte sich über mein sonderbares Geschick. Hast du Lust nach Deutsch-

land zu gehen, sagte er zuletzt, so können wir zusammen dahin reisen, ich will die Höfe der Deutschen Fürsten besuchen; und noch dazu habe ich eine fast gleiche Absicht mit dir bei meiner Reise: du suchst einen Mann, ich durchstreife die Welt, ein Frauenzimmer zu finden, und so, denke ich, können wir gemeinschaftliche Sache machen.

Die Thränen schienen ihm bei diesen Worten in die Augen zu kommen, doch hielt er sie zurück und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände. Er führte mich darauf nach seiner Wohnung, ich mußte auch mein Gepäcke dahin bringen lassen, um am folgenden Morgen in aller Frühe mit ihm nach Cöln zu reisen. Noch vor Tages Anbruch fuhren wir ab. Ungefähr eine halbe französische Meile mochten wir wohl zurückgelegt haben, als wir bei einem Landhause vorbei kamen, bei dessen Anblick Don Abel seufzte. Ich brannte vor Neugierde zu erfahren, was ihn bewege umher zu reisen, eine Frau zu suchen. Dieser Seufzer schien mir mit den gestrigen Thränen in Verbindung zu stehen, ich bat ihn daher, mir die Ursache seines Kummers zu entdecken. Dieß Landhaus, antwortete er, hat mir tausendfachen Schmerz verursacht, dort fing das Unglück an, das mich seit der Zeit, als ich dich in Spanien verließ, unaufhörlich verfolgte und mich immer quälen wird. Höre meine Geschichte.

Den Tag darauf, als ich dich aus meinem Dienste entließ, trat ich meine Reise nach Italien an, und verweilte dort eine Zeit lang in den schönsten und berühmtesten Städten. Du weißt, daß das Spiel mein

beständiger Zeitvertreib ist; das Glück blieb mir immer günstig, mein Gewinn war so ansehnlich, daß ich anständig davon leben konnte, ohne mein sonstiges Vermögen anzugreifen. Ich gewann von den Italiänern so viel, daß ich auf ihre Kosten nach Frankreich reiste, und ich spielte allenthalben glücklich, vorzüglich in Paris, wo ich mehr, als eine berühmte Bank sprengte. In sechs oder sieben Jahren, die ich dort verlebte, hatte ich vierzig tausend Thaler gesammelt, diese wollte ich in Holland im Handel anlegen, um, wie ich hoffte, mein Capital zu vergrößern. Aber, leider! geschah gerade das Gegentheil, wie du bald sehen wirst, und ich lernte aus eigener Erfahrung, daß das im Spiel gewonnene Geld so leicht verfliegt, als es gewonnen ist.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Don Abel; er macht in Cambrai Bekanntschaft mit einer fremden Dame.

Ich verließ Paris und kam nach Cambrai, wo mich eine kleine Unpäßlichkeit zwang, einige Tage zu verweilen. In derselben Gasse, wo ich logirte, wohnte eine sehr schöne Dame. Sie lebte groß und mit vieler Pracht, und zu ihren Gesellschaften hatte keiner Zutritt, der nicht mit vielen Kosten eine bittere, aber unnütze Reue erkaufte. Sie affectirte die größte Sittsamkeit, so daß alle, die sie nicht in ihrem Hause

sahen,

sahen, sie für eine Vestalin halten mußten. Zufällig erblickte ich diese Dame, als sie in die Messe ging, ihre schöne Gestalt fiel mir auf, ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie aus Brüssel gekommen sey, um sich hier zu zerstreuen, und daß die jungen Leute, die ihr Haus besuchten, in kurzer Zeit ihre Väter an den Bettelstab brächten.

Obgleich ich nie sehr geneigt gewesen bin, Weibern den Hof zu machen, so fühlte ich doch große Lust, dieß Frauenzimmer kennen zu lernen, und kaum hatte ich mich nur von meiner Krankheit erholt, so bat ich in einem artigen Billet um die Erlaubniß, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen. Sie antwortete mir, daß sie mich noch an demselben Abend erwarte. Ich warf mich in meine reichsten Kleider, schmückte mich mit Gold und Edelsteinen, steckte eine Börse mit hundert Dukaten zu mir, und zu der bestimmten Stunde ging ich nach ihrem Hause. Zwei Diener mit Fackeln empfingen mich an der Hausthüre, und führten mich durch einen schön geschmückten Saal in ein Vorzimmer. Zwei Pagen eilten, mich anzumelden. Aus einem Nebenzimmer traten zwei dreiste, muntere Mädchen. Willkommen, mein Herr, sagte die eine, nehmen sie Platz bei uns, Madame ist sehr beschäftigt, sie parfümirt ihr Hündchen und wird gleich Ew. Gnaden mit ihrer Gegenwart beehren. Ich setzte mich mit den Mädchen nieder, und wir plauderten eine ganze Weile, bis eine liebliche Stimme Leonilde rief. Ich komme gleich, Ihro Gnaden! antwortete eine von den Kammerfrauen und ging in das Kabinett, kam aber gleich wieder zurück, und bat mich im Namen

ihrer Gebieterin um Verzeihung, daß sie mich so lange warten ließe; sie hätte noch ein Billet an den Fürsten von Madagascar zu schreiben. Ich hatte große Lust zu lachen, um es zu verbeißen, erkundigte ich mich nach dem Namen der Dame; die Kammerfrau antwortete: Sennor, meine Gebieterin hat den schönsten und bedeutungsvollsten Namen, den man sich denken kann, er drückt alle die holden Eigenschaften ihres Körpers und ihrer Seele aus. Meine Neugierde ward noch mehr gereizt, ich drang in sie, mir den Namen zu sagen, das Mädchen schlug die Augen nieder; Sennor, sagte sie, meine edle, liebenswürdige Gebieterin heißt — — — doch hier kommt sie selbst und ich will ihr das Vergnügen lassen, ihren Namen zu sagen, da ich nicht werth bin, ihn auszusprechen.

Ein reizendes Frauenzimmer trat mit edlem Anstande in die Thüre des Kabinetts, grüßte mich freundlich und sagte zur Leonilde: nimm diesen Brief, gieb ihn meinem Merkur, laß ihn seine Flügel anschnallen und ihn schnell dem großen Fürsten überbringen, rufe dann meinen Haushofmeister, meinen Kammerdiener, meinen Kassirer; laß Chokolade, Tokaier und Alicantewein bringen; schicke zu dem Kaufmann, zu dem Schneider und Schuster, und laß sie herkommen. Du bringe mir mein Hauskleid, mit Erlaubniß dieses Herrn werde ich mich etwas umkleiden.

Hätte man mir alle diese Aufträge gegeben, ich würde gewiß die Hälfte vergessen haben, nur die Namen K a u f m a n n, S c h n e i d e r und S c h u s t e r prägten sich mir tief ein, da ich merkte, daß dieß die Vesper zu der großen Feier, die man für meine Börse

veranstaltete, seyn würde. Leonilde entfernte sich gleich; die Dame wandte sich darauf zu mir: ich preise mich glücklich, Sennor, daß sie mich mit ihrer Gegenwart beehren, verzeihen sie, daß ich so lange auf mich warten ließ. Madam, erwiederte ich, ich schätze es mir zur größten Ehre, daß sie mir erlaubt haben, ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen, da die mächtigsten Fürsten ihren Reizen huldigen. Ich will es nicht läugnen, versetzte sie, daß viele große Herren Zuneigung und Achtung gegen mich hegen; mir war das Glück nicht abhold, und in allen Theilen der Welt, wohin mich nur meine Lust zu reisen geführt hat, fand ich Beifall. Lassen sie sich erzählen, weil wir gerade davon sprechen: in Persien besuchte mich der Sofi in meinem Garten bei Ispahan, im Reiche des großen Mogul lag der Beherrscher Indiens zu meinen Füßen.

Es kostete mich viele Mühe das Lachen zu verbeißen, ich blieb indeß ernsthaft. Das Glück hat mich aber nie eitel gemacht, fuhr sie fort, ich achte und liebe alle Männer von Verdienst und Geist, wenn sie auch von niedrigem Stande sind. Sie, Herr Ritter, sind, wie ich weiß, ein Cavalier, der meine ganze Hochachtung und Freundschaft verdient, mit dem größten Vergnügen gebe ich ihnen die Erlaubniß, mein Haus, so oft sie wollen, zu besuchen, und noch ehe ich sie persönlich kannte, waren sie mir theuer. Dieser letzte Zusatz schien mir sehr sonderbar, und ich wollte schon etwas darüber sagen, als Leonilde hereintrat, um anzukündigen, daß der Haushofmeister, der Kassirer und der Kammerdiener ausgegangen wären, und

man nicht wüßte, wo man sie suchen sollte, daß sie das Billet abgeschickt und die andern Aufträge bestellt habe. Das ist arg! sagte die Dame etwas unwillig, man muß so viele Leute halten, und wenn man sie gebrauchen will, ist keiner zu finden; so ging es mir gestern auch, als Ihro Excellenz, der Gouverneur von Flandern mich mit ihrem Besuch beehrten.

Die Dame legte darauf, mit Hülfe ihrer Zofe, das Staatskleid ab, und stand da in einem weißseidenen, mit Gold gestickten Unterröckchen, so reizend und entzückend, daß ich mich nicht satt sehen konnte. Sie zog darauf ein ganz einfaches, weißes Kleid an, das ihre schöne Gestalt leicht umwallte. Ein Bedienter, (dem ich es gleich ansah, daß er Aufwärter in einem Kaffeehause war) trat herein, und präsentirte uns mit vielem Anstande Chokolade, die mir freilich ungenießbar schien, obgleich die Dame sie lobte. Die andern Getränke, die er uns brachte, waren nicht besser, und das Zuckerbrod konnte man nicht essen. Der Aufwärter entfernte sich, und im Vorzimmer entstand plötzlich ein Geräusch, dessen Ursache ich nicht entdekken konnte, da Madam absichtlich die Stimme hob, damit ich nicht darauf Acht geben sollte, was draußen vorginge. Mein Haushofmeister, sagte sie, ist Schuld daran, daß ich ihnen nicht alles in Silber und Porzellan vorsetze; durch die Güte der Kaiser von China und Japan habe ich beides im Ueberfluß. Sobald ich wieder das Vergnügen haben werde, sie bei mir zu sehen, will ich es ihnen zeigen. Ihre Großprahlerei machte mich ganz verdutzt, so daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte, als die Ankunft des Kaufmanns

mich noch aus dieser Verlegenheit zog, um mich indeß in eine noch größere zu bringen. Madam, sagte Leonilde hereintretend, Herr Vasolieu ist mit seinen Waaren vor der Thüre. Laß ihn kommen, rief die Dame, er soll uns zeigen, was er hat. Vasolieu trat herein, mit einem Judasgesichte, das eben nicht viel Gutes zu versprechen schien. Er zeigte seine Waaren, reiche Stoffe mit Gold und Silber gestickt. Madam besah sie alle und bat mich, ihr zu sagen, welche mir am besten gefielen. Ich entschuldigte mich, daß ich kein Kenner von solchen Sachen sey, doch sie drang in mich und ich mußte ihr endlich das Stück zeigen, welches mir das beste und geschmackvollste zu seyn schien. Sie lobte meine Wahl, ließ sogleich zu einem ganzen Anzuge abschneiden, und der Schneider mußte hereinkommen und Maß nehmen. Sie stellte sich darauf, als ob sie wegen der Bezahlung in Verlegenheit wäre, weil ihr Kassirer nicht zu Hause war, und ich mußte dem Kaufmann aus Artigkeit sechzig Dukaten auszahlen. Der Schuster, der gleich darauf hereintrat, erhielt noch von mir zwei Dukaten für ein Paar mit Gold besetzte Schuhe. Da ich wohl merkte, daß ich mein Geld nicht wieder erhalten würde, obgleich die Dame mir versprach, daß ich, sobald ihr Kassirer wieder zu Hause käme, es empfangen sollte; so stellte ich mich freigebig, und bat sie, dies kleine Geschenk als einen geringen Beweis meiner Achtung anzunehmen. Dieß Compliment, obgleich es nicht aus dem Herzen kam, gefiel der Dame; zum Zeichen ihrer Zufriedenheit ergriff sie meine Hand, und sagte mit unaussprechlicher Freundlichkeit und Annehmlich-

keit: dieß ist das erste Geschenk, das ich in meinem Leben von einer Privatperson angenommen habe, aber ich liebe dich wie den größten Fürsten der Welt, und darum habe ich es nicht ausgeschlagen. Liebenswürdige Sennora, versetzte ich, gebietet über mein Herz und Vermögen, schaltet darüber, wie mit eurem Eigenthum. Unsere Unterhaltung ward nun zärtlicher und zutraulicher, und — ich kam die ganze Nacht nicht zu Hause.

Die beiden Kammerjungfern bedienten uns, von den Pagen aber und andern Lakaien ließ sich keiner sehen, weil, wie die Dame sagte, sie ihnen für diese Nacht Urlaub gegeben hätte, damit wir ungestörter wären. Mir war es nicht unlieb, denn so sparte ich das Trinkgeld, das ich einem jeden hätte geben müssen.

Als ich mich am Morgen entfernte, schenkte ich den beiden Mädchen ein Dutzend Dukaten. Die Dame blieb noch im Bette, und ich begab mich nach Hause, ganz entzückt von ihrer Schönheit; ehe ich aber wegging, hatte ich versprechen müssen, gegen Abend wiederzukommen. Das Geld, das ich in einem Tage ausgegeben hatte, reute mich nicht, sie schien mir unendlich viel mehr werth zu seyn. Der Tag ward mir unerträglich lang und mit der peinigendsten Ungeduld erwartete ich die Nacht. Sie kam endlich, ich flog zu meiner Geliebten; vorher hatte ich meine Börse gut gefüllt und einen kostbaren Ring gekauft, den ich ihr schenken wollte.

Viertes Kapitel.

Von Abel zieht in das Haus der unbekannten Dame; üble Folgen dieses Entschlusses.

Auf dieselbe Art, wie am vorhergehenden Tage, ward ich hineingeführt, und fand die Dame mit zwei französischen Cavalieren am Kartentisch. So wie sie mich sah, mußte ich mich zu ihr setzen, und von Zeit zu Zeit warf sie mir einen Blick zu, der mich ganz fesselte. Obgleich die beiden Franzosen mein Glück zu beneiden schienen, so waren sie doch sehr artig gegen mich, und entfernten sich nach einer halben Stunde, da die Dame aufstand und sie um Verzeihung bat, daß sie so eilig wäre, weil ein wichtiges Geschäft sie zwänge, mit mir über einige Sachen zu sprechen. So schaffe ich mir diese lästigen Stutzer vom Halse, sagte sie, als wir allein waren, ich kann sie nicht ausstehen, ihre Späße machen mir Langeweile. Ich will mich allmählig ganz von den meisten meiner Bekannten zurückziehen, und allein mit dir, wenn du es wünschest, stille und eingezogen leben. Seitdem ich dich kenne, sehe ich erst ein, daß das wahre Glück darin besteht, einen solchen Freund zu besitzen. Ich nahm dieß für Wahrheit, mein Entschluß war gefaßt, ihr beständiger Gesellschafter zu werden und ihr mein Vermögen zu geben. Den Ring, den ich ihr schenkte, nahm sie nur unter der Bedingung, daß ich einen andern, den sie mir ansteckte, beständig tragen sollte. Der Abend verging uns schnell und ich blieb die Nacht über bei ihr.

Sie hatte wohl vorhergesehen, daß ich nach dem Silbergeräth und dem Porzelan, das Kaiser und Fürsten ihr geschenkt hatten, fragen würde. Dieß zu verhindern, hatte sie folgende Comödie bestellt. Frühe des Morgens, wie wir noch im Bette lagen, stürzte Leonilde athemlos herein, mit roth geweinten Augen, und schluchzte so, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Erst nach einigen Minuten fing sie an: Das Gott erbarm! der Schurke! der Haushofmeister, der Kassirer und der Kellner! sie sind alle davon gelaufen und haben Geld, Silbergeräth und Porzelan mitgenommen! Gestern schon fürchtete ich es, da standen sie immer und sprachen leise mit einander! — Diese Nachricht schien meiner Geliebten den Tod zu geben, ohnmächtig sank sie hin, raufte sich dann die Haare aus, und schien fast von Sinnen zu seyn. Ich suchte ihr Hülfe zu leisten, so gut ich konnte; meine Bemühungen waren nicht vergeblich: nach einer Viertelstunde kam sie wieder zu sich, und da sie mich so beschäftigt sah, sagte sie mit schwacher Stimme: Geliebter, du allein hast mich gerettet, dir danke ich mein Leben! Denke nicht mehr an deinen Verlust, versetzte ich, alles, was ich besitze, soll von jetzt an dir gehören. Wenn mein Vermögen dir auch nicht alles ersetzen kann, was du verloren hast, so wird es doch hinreichend seyn, daß wir bequem leben können. Dieß Anerbieten that Wunder, der Kummer verflog, die Unruhe legte sich, und die schöne Röthe färbte wieder ihre reizenden Wangen. Du hast mir das Leben gerettet, ich wäre undankbar, wenn ich dein großmüthiges Erbieten nicht annehmen wollte; nun bin ich

ganz die Deinige, dein Wille soll von nun an der meinige seyn, ich schwöre dir ewige Treue, und selbst den Tod werde ich für dich nicht scheuen. Sie umarmte mich darauf und benetzte mein Gesicht mit Thränen.

Noch an demselben Morgen ließ ich alle meine Sachen nach ihrer Wohnung bringen, und wir lebten einige Tage in Cambrai wie Mann und Frau. Keinem Menschen ward der Zutritt erlaubt, daher die jungen Herren, die sonst so häufig meine Geliebte besucht hatten, anfingen, über ihre Eingezogenheit zu spötteln. In allen Gesellschaften sprach man von mir mit der größten Verachtung, und auf der Straße lachten und spotteten die Vorübergehenden über mich. Ich ahndete davon nichts, meine Schöne aber, die fürchtete, daß ich es endlich merken und dann ihren ganzen Plan durchschauen möchte, sagte mir eines Abends, da sie zärtlicher, als sonst war. Don Abel, da du für mich mehr gethan hast, als ich nur hoffen konnte, so bin ich gewiß, daß du mir nichts abschlagen wirst: thu mir einen Gefallen, der für uns beide sehr wohlthätig seyn kann. Diese Stadt ist mir zuwider, ich wünsche auf dem Lande zu leben, wir müssen uns doch einschränken, und so können wir es am besten, ohne Aufsehen zu erregen; wir nehmen nur Leonilde und einen Bedienten mit und ersparen auf die Art vieles. Wir sind dann auch von den lästigen Laffen befreit, die sonst mein Haus besuchten, und jetzt, da ihnen die Thüre verschlossen ist, mit mir unzufrieden sind. Der Vorschlag gefiel mir, wir führten ihn aus, schafften einige Bediente ab, und nach einigen Ta-

gen bezogen wir ein Landhaus in der Nähe von Amsterdam.

Mehrere Monate lebten wir zusammen und ich wußte noch immer nicht den Namen meiner Göttin, ich wagte es nicht, sie zu fragen, Leonilde hütete sich, sie in meiner Gegenwart zu nennen, und ich erfuhr ihn endlich nur durch einen Zufall. Eines Morgens, da sie, ihrer Gewohnheit nach, noch im Bette lag, trat ich, nachlässig angezogen, an die Hausthüre, die auf die Landstraße ging. Ein kleiner Bursche kam auf mich zu, und da er mich an dieser Stelle und in schlechten Kleidern sah, fragte er mich: ob ich der Diener der Frau vom Hause sey? Ich bejahte es, um zu sehen, was er wollte. Nehmt dieß Briefchen, sagte er und sah sich um, ob auch jemand uns belauschte, und gebt es der Dame ganz heimlich. Ihr seyd schon geübt, solche Aufträge zu bestellen, das weiß ich. In jenem Gange will ich auf Antwort warten. Mit zitternder Hand nahm ich den Brief, suchte meine Bestürzung so gut wie möglich zu verbergen, ging, so wie der Bursche nur den Rücken wandte, in das Haus und las die Aufschrift des Briefes: An Madame Polyandria Falke. Schöne Namen! dachte ich, die bezeichnen ganz genau ihre Eigenschaften. Ich erbrach den Brief und las:

Mein Liebchen,

Alles ist bereitet für das mir so sehr empfohlene Geschäft: melde mir nur genau die Stunde, wann in der folgenden Nacht die Mörder vor Deiner Thüre seyn sollen. Morgen bist Du dann Deinen Wohlthäter los, und uns gehört das Vermö-

gen, das er Dir gab, um den Verlust der Geschenke, die Dir der Kaiser von China und Japan machten, zu ersetzen.

Dein

Rafael Raubhehler.

Wie ward mir, als ich diese abscheuliche Verschwörung entdeckte! Meine Liebe verwandelte sich in wüthenden Haß; entschlossen, dieß weibliche Ungeheuer selbst zu tödten, ergriff ich meinen Dolch, eilte mit blitzenden Augen und schäumendem Munde in ihr Zimmer, stürzte auf das Bett zu, um sie zu durchbohren — sie lag da in ihrer Schönheit, ich sah sie, meine alte Liebe erwachte, ich seufzte laut und weckte dadurch die Polyandria. Sie sah mich mit dem blinkenden Dolche in der Hand, schrie, sprang aus dem Bette, und lief im Hause umher, um Hülfe zu suchen; ohne daß ich, da ich selbst nicht wußte, was ich that, sie aufhielt. Leonilde und der Diener kamen auf das Geschrei ihrer Gebieterin herzugelaufen, sie nahm sie beide zu Zeugen meines beabsichtigten Mordes, schalt mich einen Verräther, einen Nichtswürdigen, und ich konnte in meiner Betäubung kein Wort zu meiner Vertheidigung hervor bringen.

Fünftes Kapitel.

Don Abel wird aus Amsterdam verwiesen, er geht nach Brüssel, durchreist Frankreich und Savoyen.

Die Dame Polyandria kleidete sich darauf an, warf sich in einen Wagen, und fuhr gerade nach Amsterdam, mich zu verklagen. Durch Bestechung erhielt sie ein günstiges Urtheil, mein ganzes Vermögen wurde ihr zugesprochen, und ich ward auf zehn Jahre aus Holland verwiesen. Das wenige Geld, das ich noch besaß, verschluckten meine Advokaten, die mich immer mit guten Hoffnungen hingehalten hatten, und sie triumphirte; aber ich ward auch gänzlich von der Liebe geheilt. Ich zog nun eine Zeit lang ohne Geld herum, bis ich in Brüssel einen Bekannten antraf; dieser gab mir Geld, so daß ich wieder mit Anstand erscheinen und mit ehrbaren Leuten umgehen konnte. Von da aus schrieb ich nach Spanien, erhielt einige Wechsel und fing wieder an mit dem gewohnten Glücke zu spielen. Da ich aus guten Gründen mich nie an den Orten, wo ich beträchtlich gewonnen hatte, lange aufhielt, reiste ich bald ab von Brüssel, um über Cambrai nach Frankreich zu gehen.

Noch an demselben Abend, wie ich Cambrai erreichte, ging ich in ein Kaffeehaus, und traf zu meinem Erstaunen den Menschen, der im Hause der Dame Falke den Aufwärter gespielt hatte. Er erkannte mich auch und sagte: Herr, ich habe noch etwas von ihnen zu fodern. Von mir? versetzte ich. Ja, erwie-

derte er, einen Louisd'or für die Chokolade, die ich ihnen bei einer hübschen Dame brachte, die Ew. Gnaden wohl kennen werden. Wie, fragte ich, standet ihr denn nicht damals in ihren Diensten? Nein, antwortete er, ich ward nur hingerufen, und die Kammermädchen sagten mir, daß Ihro Gnaden bezahlen würden. Ohne mich weiter mit ihm einzulassen, gab ich ihm, was er forderte, damit war ich aber noch nicht frei, denn an demselben Abend erschien der Kuchenbäcker, dem ich für sein schlechtes Zuckerbrod und seinen elenden Wein auch zwei Louisd'or zahlen mußte. Am folgenden Morgen verließ ich die Stadt so schnell, als möglich, um nicht genöthigt zu werden, noch mehrere Schulden der Dame zu befriedigen, und um mich nicht dem Hohne der jungen Herren, denen ich die Polyandria wegfischte, auszusetzen.

Ich durchreiste darauf ganz Frankreich, das Glück ward nicht müde, mir im Spiele günstig zu seyn, und in kurzer Zeit war ich reicher, als damals, wie ich die Geliebte der Fürsten des Orients kennen lernte. Um nach Italien zu kommen, ging ich durch Savoyen und Piemont, und hielt mich in Chambery einen Tag auf, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Ich besuchte Kirchen und Klöster, ohne etwas besonderes zu finden, und als ich bei Sonnen Untergang nach meiner Wohnung zurück ging, traf ich einen Menschen, dessen Gesicht mir bekannt schien, der stille stand, mich zu betrachten. Ich konnte mich nicht gleich besinnen, wo ich ihn gesehen hatte, und ging weiter: er mußte mir aber auf dem Fuße gefolgt seyn, denn kaum trat ich in mein Zimmer, so kam mein Kammer-

diener und sagte mir, daß ein Mann da sey, der nach Don Abel frage. Laß ihn herein kommen, wir werden sehen, was er will, versetzte ich. Der Fremde trat herein, es war derselbe, den ich schon auf der Straße getroffen hatte. Er ließ mich nicht lange ungewiß. Sennor, sagte er, ich bin das zweite Kammermädchen der Dame Polyandria, dieselbe, die Ew. Gnaden entließen, als sie von Cambrai nach dem Landhause bei Amsterdam zogen. Heute Abend sah ich Ew. Gnaden, und komme jetzt, um Verzeihung zu erbitten, wegen einer Verschwörung, die wir gegen ihr Leben angezettelt hatten. Eure Gnaden müssen wissen, daß ich der Don Rafaelino Raubhehler bin, der das Billet schrieb, das ihnen durch Zufall in die Hände gerieth; ich unterhielt immer ein geheimes Verständniß mit Polyandria, um Ew. Gnaden bei der ersten Gelegenheit zu ermorden.

Er erzählte mir ferner, daß Leonilde die Tante meiner ehemaligen Geliebten, und daß der Bediente, der vornehmste Urheber des verruchten Anschlages, der Oheim sey. Mir standen die Haare zu Berge, wie ich solche Bosheiten von einem Weibe erfuhr, die mir so viel Dank schuldig war; ich bat den Don Rafaelino endlich, mir doch zu sagen, warum er denn diese saubern Freunde verlassen hätte? Ew. Gnaden sollen alles erfahren, antwortete er, wenn sie mir mein Verbrechen verzeihen wollen. Mein Zorn war schon verraucht, seitdem die Franzosen meine Kasse wieder gefüllt hatten, ich versprach ihm, was er verlangte, ließ Wein bringen, und mein Gast erzählte mir Folgendes:

Ich bin der Sohn eines Bürgers aus Montpellier, der eines Diebstahls wegen zu Aix la Chapelle aufgeknüpft wurde, und dieser unglückliche Zufall zwang seine Söhne in der Welt herum zu ziehen. Nachdem ich in mehreren Städten gebettelt hatte, kam ich nach Amiens, gerade zu der Zeit, als Polyandria großes Aufsehen in dieser Stadt erregte. Sie sah mich eines Tages an einer Kirchenthüre stehen, wo ich die Vorübergehenden um Almosen anflehte; ohne Zweifel gefiel ihr mein Gesicht und meine Gestalt, sie befahl einem ihrer Bedienten mir zu sagen, daß ich ihr folgen sollte, und in ihrem Hause empfing sie mich als einen alten, geachteten Freund. Ich ward auf ihr Geheiß gebadet, gekämmt, parfümirt, als ein Frauenzimmer gekleidet, und in dieser Tracht blieb ich immer, da mein Gesicht dazu paßte, um den Argwohn der Ein- und Ausgehenden zu vermeiden; denn wenn wir allein waren, spielte ich den feurigen Liebhaber. Polyandria besaß ein großes Vermögen, obgleich die gepriesenen Geschenke von asiatischen Monarchen Windbeuteleien waren, aber ihre Kasse ward durch ihre zahllosen Liebhaber, die sie arm machte, gefüllt. Sie zog von einer Stadt zur andern, bis sie nach Cambrai kam, wo sie die reichsten Jünglinge fesselte und wo Ew. Gnaden ihrem Triumphe neue Trophäen verschafften. Wiewohl sie ihnen zu Liebe, wie sie besser, als ich wissen werden, alle anderen Liebhaber entfernte, so blieb ich doch so lange bei ihr, bis wir verabredet hatten, daß ich sie selbst und ihre Reichthümer besitzen sollte, wenn Ew. Gnaden aus dem Wege geräumt wären. Daß ich also aus dem Hause entlassen

wurde, war nur ein Kunstgriff, um desto besser alle nöthigen Anstalten zu ihrer Ermordung zu treffen. Was für ein Zufall die Ausführung hinderte, ist ihnen bekannt.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Don Abel; Don Rafaelino erzählt, wie es der Polyandria nach der Verbannung des Don Abel aus Amsterdam ergangen sey.

Sobald Ew. Gnaden Amsterdam verlassen hatten, begab sich Donna Polyandria nach ihrem Landhause, und ich begleitete sie; aber nicht mehr in weiblicher Kleidung, sondern ich stolzirte in den reichen Kleidern, die Ew. Gnaden zurück gelassen hatten, einher. Alle Geräthe, Edelsteine und andere Sachen, die sie einer Freundin aufzubewahren gegeben hatte, wurden herbeigeholt, und Polyandria lebte wieder üppig und so prächtig, als möglich. Alle Liebeshändel hatte sie aufgegeben und war mir getreuer, als Ew. Gnaden, aber gerade ihre zu große Liebe war die Ursache, warum ich sie verließ.

Leonilde, die immer meine Vertraute gewesen war, als ich noch die Rolle des Kammermädchens spielen mußte, war mir lieber, als ihre Gebieterin; ich hatte aber immer meine Neigung verborgen und Niemand ahndete, bis auf diese Zeit, unser Verständniß. Aber was sehen und bemerken nicht die Augen eines liebenden Weibes? Ein Blick, den ich eines Tages

meiner

meiner Freundin zuwarf, entdeckte der Polyandria, daß ihre Aufwärterin, die sie niemals Muhme nannte, mir nicht gleichgültig war, und weil sie richtig muthmaßte, daß unser langer, vertrauter Umgang die Liebe verstärkt hätte, so glaubte sie, daß nur eine plötzliche Trennung mich heilen könnte. Leonilde ward am folgenden Tage, unter irgend einem Vorwande, nach Amsterdam geschickt und — kam nicht wieder. Mich beobachtete meine Geliebte ganz genau, wie ich mich bei der Abwesenheit meiner Freundin benehmen würde, und da sie mich traurig sah, machte sie ihrer wüthenden Eifersucht Luft. Doch ich achtete wenig auf ihre Worte, und da ich die Leonilde nicht vergessen konnte, beschloß ich heimlich zu entfliehen und sie aufzusuchen.

Um mein Vorhaben desto besser zu verbergen, stellte ich mich bekümmert, daß ich die Polyandria beleidigt hätte, und suchte durch Schmeicheleien ihr Zutrauen wieder zu gewinnen; aber gerade dieß machte das listige Weib, die die Männer aus Erfahrung kannte, nur argwöhnischer. Das Haus ward wie ein Gefängniß bewacht, ich durfte keinen Fuß über die Schwelle setzen und nur im Hause konnte ich thun und lassen, was ich wollte. Es war mir nicht möglich ein Mittel zu ersinnen, ihre Wachsamkeit zu täuschen, mein Verlangen nach Leonilde wuchs täglich, die Sehnsucht und der Gram verscheuchten meine gewöhnliche Munterkeit, und ich ward schwermüthig, launig und verdrießlich.

Polyandria, die befürchtete, daß ich krank werden möchte, suchte mir Zerstreuung zu verschaffen; ein

Fest folgte dem andern, Bälle, Concerte, Maskeraden wechselten mit einander ab, unsere Wohnung schien das Haus der Freude zu seyn, aber nichts konnte mich aufheitern, ich ward immer finsterer und stiller, eine langsam zehrende Krankheit warf mich aufs Lager, und nach zwei Monaten verzweifelten die Aerzte an meinem Leben. Polyandria verließ mein Bett keinen Augenblick, sie pflegte mich mit aller möglichen Sorgfalt und weinte unaufhörlich. Ihre Liebe zu mir ging so weit, daß sie es versuchte, mich durch die größte Aufopferung zu retten, sie versprach mir, Leonilde zurückkommen zu lassen und bat mich nur, für meine Genesung zu sorgen. Ich kann ohne dich nicht leben, sagte sie, aber ich will dich retten und sollte ich auch sterben, Leonilde soll die Deinige werden! Sie hielt Wort: nach zwei Tagen führte sie meine Freundin zu mir, und meine Freude stellte mich geschwinder her, als alle Mittel des Galenus und Hippokrates. So wie ich aber an Kräften zunahm, zehrte sich die arme Polyandria ab; ihre Krankheit war der meinigen gleich, sie schwand hin, weil sie ihren Geliebten verloren hatte. Mitten in meiner Freude über den Besitz der Leonilde, quälte mich doch der Gedanke, daß ich Schuld an dem Tode der Polyandria sey; ein peinigendes Gefühl der Tugend, die mir bis dahin fremd gewesen war, erwachte in mir, ich bereute meinen bisherigen Lebenswandel und dachte schon daran, heimlich zu entfliehen und beiden Schönen auf immer zu entsagen, als Leonilde durch einen Vorschlag, den ich gleich annehmlich fand, mich aus dieser Verlegenheit rettete.

Sie sah, daß ihre Gebieterin, da sie die unglückliche Leidenschaft nicht besiegen konnte, bald sterben müßte, und da sie wußte, daß sie zufrieden seyn würde, wenn ich meine Liebe unter beiden theilte, so fing sie in einer Nacht, wie wir allein bei der Kranken waren, an: nicht wahr, Madame, sie können ohne Rafaelino nicht leben? ich kann auch ihn nicht lassen, zumal da seine Krankheit mir so deutlich gezeigt hat, wie sehr er mich liebt. In dieser bedenklichen Lage müssen wir ein Mittel suchen, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, und ich glaube, ich habe es gefunden. Ich horchte hoch auf, sie fuhr ruhig fort: ich bin es zufrieden, daß mein Geliebter auch der ihrige sey, begnügen sie sich auch, Sennora, mit der getheilten Liebe. Polyandria lächelte: das ist ein sonderbarer Vorschlag, sagte sie, was meinst du dazu, Rafaelino? Kannst du dein Herz so theilen und uns beide lieben, ohne daß die Eifersucht unsern Frieden störe? Warum sollte ich es nicht, versetzte ich, da ich schon daran gewöhnt war, beide Ketten zu tragen, ehe Leonilde sich entfernen mußte. So hoffe ich noch dem Tode zu entrinnen, versetzte Polyandria, und in der That, sie erholte sich sehr schnell, und wir drei lebten lange Zeit recht glücklich und zufrieden, ohne uns um andere Menschen zu bekümmern.

Nichts auf der Welt aber ist veränderlicher, als ein Menschenherz; wir sehnten uns endlich nach anderem Zeitvertreibe, als den das Landleben gewährt, nud da ein großes Fest in Amsterdam gefeiert werden sollte, reisten wir mit zwei Bedienten hin und stiegen in einem Wirthshause am Hafen ab. Da Polyandria

gerne Aufmerksamkeit erregen mochte, kleidete sie sich immer prächtig und suchte durch mancherlei Mittel ihre Reize zu heben.

Eines Tages saß sie auf einem Balkon, alle Vorübergehenden grüßten ehrerbietig und bewunderten die Schönheit der Fremden; unter andern kam ein junger, wohlgewachsener Schottischer Cavalier vorbei, er grüßte höflich und sie erwiederte sein Compliment mit einem zärtlichen Blicke. Der Schottländer, kundig genug, um gleich zu bemerken, daß er der Dame nicht mißfallen habe, stand unter dem Balkon stille, und war so glücklich von ihr selbst eingeladen zu werden, hinauf zu kommen, wenn er Lust hätte ein wenig auszuruhen. Er ließ sich nicht zweimal bitten; ich war gerade bei ihr und hörte, daß er sie einlud mit ihm zu kommen, um einen Wettlauf zu sehen; sie nahm die Einladung an und blieb bis spät in die Nacht aus.

Als ich sah, daß meine Stelle so ersetzt war, sagte ich zur Leonilde: nun kann ich ganz der Deine seyn, mein Liebchen, Madame hat sich einen andern Liebhaber angeschafft und wird mich vergessen. Es ist sehr schlimm, antwortete sie, daß ich gerade Lust habe, dem Beispiele meiner Gebieterin zu folgen, der Aufwärter hier im Wirthshause gefällt mir, und willst du mich mit ihm besitzen, so sollst du meiner Liebe gewiß seyn, denn meine Neigung zu dem schmucken Burschen ist nur so eine vorübergehende Lust.

Ich war nie in meinem Leben so verduzt, sah meine ehemalige Geliebte mit Abscheu und Verachtung an, entfloh sogleich, eilte nach dem Gartenhause,

nahm Geld und reiste über Hals und Kopf nach Frankreich. Ich durchzog dieß Land von einem Ende bis zum andern, trieb mich darauf in Savoyen und Piemont herum, und so hatte ich endlich das Glück, Ew. Gnaden zu finden.

Wie Don Rafaelino seine Erzählung geendigt hatte, beurlaubte er sich, und ich, voll Abscheu gegen diese verwünschten Weiber, dankte dem Himmel, daß er mich von diesen Furien befreit hatte.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Don Abel. Er hat in Turin Unglück im Spiel; trift eine Bettlerin, die ihn ganz unverhofft dem Elende entreißt.

Ich setzte meine Reise fort, erzählte Don Abel weiter, und kam nach Turin, wo ich einige Tage zu verweilen beschloß, weil ich mehrere von meiner Profession antraf. Das Glück aber, das mir bisher so treu gewesen war, verließ mich; ich fand Spieler, die glücklicher oder geschickter waren, als ich; mein Schatz verringerte sich täglich und in zwei Monaten hatte ich Alles verloren. Mein Wirth wollte mich nicht länger beherbergen, und nur mit vieler Mühe gelang es mir, ihn zu bereden, mich, bis meine Wechsel aus Spanien kämen, zu beköstigen. Den Ring, den mir Polyandria gegeben hatte, wollte ich jetzt, da die Noth mich zwang, verkaufen, fand aber leider, daß er kaum drei Zechinen werth war, obgleich er sehr

kostbar zu seyn schien. Tiefsinnig wanderte ich in den abgelegensten Straßen herum, floh den Anblick der Menschen, durchlief Klöster und Kirchhöfe und las die Inschriften auf den Grabmählern.

Als ich eines Morgens aufmerksam die Longobardische Inschrift auf einem Leichensteine zu entziffern suchte, zog mich jemand am Mantel, und wie ich mich umsah, stand ein schmutziges Weib, in Lumpen gekleidet, bei mir; den Kopf hatte sie mit einem schmierigen Tuche so umwickelt, daß man das Gesicht kaum finden konnte. Ich wette, Don Abel, sagte sie mit kreischender Stimme, daß ihr mich nicht kennt. Ich weiß nicht, antwortete ich verdrießlich, daß ich jemals die Ehre oder das Glück gehabt habe. Dennoch hatte ich ehemals das Glück, versetzte sie keck, Ew. Gnaden mehrere Monate hindurch zu gefallen. Zeige mir denn doch dein schönes Antlitz, allerliebstes Kind, sagte ich mit spöttischem Lächeln, dann werde ich dich vielleicht kennen. Sie ließ sich nicht zweimal bitten, und trotz der Pflaster, die Stirne und Wangen bedeckten, erkannte ich endlich, wiewohl nicht ohne Mühe, die erste Kammerjungfer der berühmten Madam Polyandria. Ach, Leonilde! rief ich bestürzt, ist es möglich, daß ich dich in einem so traurigen Zustande wieder finde? O ich Arme! rief sie, Ew. Gnaden sprechen in einem Tone, der mir nur zu deutlich zeigt, daß sie kein Mitleid, kein Erbarmen mit dem Elende ihrer Nächsten haben. Ich sollte dich bemitleiden? antwortete ich, ich freue mich, wenn der Himmel die Bösewichter züchtiget. Ich merke wohl, erwiederte die Bettlerin, daß sie nicht mehr der Don

Abel sind, den ich kannte. Darin irrst du dich nicht, antwortete ich, und das danke ich deiner edlen Dame, sie hat mich in das größte Elend, das man sich nur denken kann, gestürzt: wäre sie nicht so undankbar gewesen, so könnten wir beide jetzt recht angenehm mit einander leben. Hören sie auf zu klagen, unterbrach mich Leonilde, ich will ihnen zeigen, daß meine Gebieterin für empfangene Wohlthaten dankbar ist, und daß sie ihnen Beweise ihrer aufrichtigen Reue zu geben wünscht. O! erwiederte ich, das verlange ich nicht und mag es auch nicht versuchen! Danke ihr für den guten Willen und sage ihr, daß Don Abel nicht mehr im Stande sey, ihre Gunst zu erwerben, weil sein Beutel nicht mehr gefüllt sey. Wahrscheinlich würde sie sich jetzt gern mit einigen Maravedis und einer Stelle im Hospital begnügen, aber auch die kann ich ihr nicht verschaffen, da ich jetzt selbst von milden Gaben leben muß. Polyandria kennt euer Elend, antwortete Leonilde, und sie kann und will euch helfen; sie wünscht daher morgen um acht Uhr Ew. Gnaden an dieser Stelle zu sprechen. Gut! gut! erwiederte ich halb zornig, halb lachend, wenn deine Gebieterin nicht besser gekleidet ist, als du, so wird sie wahrhaftig ihre edlen Absichten gut ausführen! O die ist noch lumpiger, als ich, antwortete die Bettlerin, und dennoch sollt ihr euch wundern. Morgen um dieselbe Zeit, rief ich, werde ich mich an diesen Ort begeben; und damit kehrte ich ihr den Rücken zu und ging fort.

Mit Ungeduld erwartete ich am folgenden Morgen die bestimmte Stunde, und eilte schnell nach dem

Kirchhofe, um dort die Dame zu erwarten. Sie zögerte nicht lange zu erscheinen. In einem groben Kleide, das allenthalben geflickt und so bunt wie eine Harlekinsjacke war, trat sie einher; ein alter seidener, zerrissener Mantel mit einer ganz durchlöcherten Kappe, bedeckte sie kümmerlich; an den Füßen hatte sie schmutzige, weite Pantoffeln und in den Händen hielt sie einen langen Rosenkranz. Im Gesichte und an den Händen schien sie ganz durch Narben und Ausschlag entstellt. Ein treflicher Anblick für einen Mann, der seine Geliebte nach langer Zeit wieder sieht! Obgleich sie mich so arg betrogen hatte, mußte ich sie doch bemitleiden, ich konnte keine Worte finden, sie redete mich an: Don Abel, sagte sie, ich will euch zeigen, daß ich aufrichtig mein Verbrechen bereue: mein Anzug scheint freilich nur die bitterste Armuth zu verrathen, aber ich bin reicher, als ihr glaubt. Nehmt dieß, (sie gab mir einen zusammengewickelten wollenen Lumpen) es sind hundert Dublonen, sie ersetzen euch mit Wucher, was ihr in der ersten Nacht mit mir durchbrachtet; braucht sie nach Belieben; denn ich bin gesonnen, noch viel mehr für euch zu thun.

Ich war überrascht, das kann ich nicht läugnen, ich glaubte zu träumen, nahm indeß das Geld und verbarg es sorgfältig. Sennora, sagte ich darauf, nachdem ich ihr gedankt hatte, wenn ihr so reich seyd, warum geht ihr nicht zu einem Arzt und laßt euch kuriren, da euch der Ausschlag nicht sonderlich steht? Don Abel, versetzte sie schnell, wie einfältig ihr doch seyd! Alles an mir ist nur Schein, die Wirkung einer sonderbaren Salbe. Sobald ich mich mit warmen

Wasser wasche, bin ich wieder so frisch und zart, als wenn ich das berühmteste Schönheitswasser gebraucht hätte. Unter diesen Lumpen ist ein Anzug verborgen, den die reichste Dame nicht besser haben kann. Seyd ihr neugierig genug zu erfahren, warum ich in dieser Verkleidung herumwandle, so kommt morgen, in aller Frühe, nach dem herzoglichen Jagdschlosse, dort findet ihr meinen Bedienten, der soll euch zu mir führen, und ihr werdet zufrieden seyn mit dem, was ich euch zeigen will. Sie entfernte sich darauf schnell und ich ging nach meiner Wohnung, um die hundert Dublonen zu befreien.

Am folgenden Morgen miethete ich ein Pferd und ritt nach dem Jagdschlosse: gleich bei dem Eingange einer langen Allee, die auf das Schloß zuführte, nahte sich mir ein zerlumpter Kerl, der an einer Krücke hinkte. Don Abel, folgt mir! sagte er, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, drehte er sich um und ging fort. Mein Pferd, so munter und rasch es auch war, hatte Mühe dem Führer, der bald seine Krücke wegwarf und wie ein Reh vor mir her lief, zu folgen. Anderthalb Meilen mochten wir ungefähr auf wenig besuchten Wegen zurückgelegt haben, als wir an ein Haus kamen, das in einem anmuthigen Thale lag. Ich stieg vor der Thüre ab, und Leonilde kam heraus, mich zu empfangen, aber in einer ganz andern Tracht, als die, in welcher ich sie auf dem Kirchhofe zu Turin fand. Welche Verwandlung, Leonilde! rief ich staunend, träume ich, oder wirkt hier Alcinens Zauber? Jetzt seht ihr mich, wie mich die Natur geschaffen hat, antwortete sie, ich habe nur ein passen=

des Kleid gewählt: Tretet näher, und ihr sollt über eure ehemalige geliebte Donna Polyandria noch mehr euch wundern! Wir traten in einen prächtig und geschmackvoll verzierten Saal, und zu einer andern Thüre schwebte Polyandria herein, in einem weißseidenen mit Gold gestickten Gewande, in ihren blonden Haaren schimmerten Diamanten, und in der Hand trug sie einen silbernen Pfeil. Für eine Diana hätte ich sie halten mögen, wenn mir nicht aus vorigen Zeiten bekannt gewesen wäre, daß der Name Venus sich besser für sie paßte.

Schöne Polyandria, sagte ich, ich sehe wohl, daß die Pflaster und Salben, die ihr gebraucht, euch so zu entstellen, nur dazu dienen, euch noch schöner zu machen. Verschafft mir aber Licht in der Dunkelheit, die mich umgiebt. Sagt mir doch, wie paßt diese bequeme, reiche Wohnung zu der elenden Tracht, in der ihr euch zu Turin zeigtet? Eure Neugierde soll befriedigt werden, antwortete sie, damit ihr aber Alles erfahrt, will ich von der Zeit anfangen, da ihr mich verließt. Stille! stille! versetzte ich, das ist nicht nöthig, ihr braucht nicht so weit auszuholen, fangt nur da an, wo Don Rafaelino sich von euch in Amsterdam entfernte, weil euch der Ritter aus Schottland so gefiel, das Vorhergehende hat mir euer flüchtiger Galan selbst erzählt. Ich bins zufrieden, antwortete Polyandria, um so schneller werde ich fertig.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der Donna Polyandria; Don Abel versöhnt sich mit ihr.

Wie ich mit dem Schottländer zurückkam, fing Polyandria an, fanden wir seinen Nebenbuhler nicht mehr, worüber ich mich leicht tröstete, denn ich liebte meinen neuen Freund mit aller Leidenschaft, und weil er reich war, gefiel er mir noch mehr. Er schlug mir vor, mit ihm nach Schottland zu gehen, und ich weigerte mich nicht. Wir verließen Amsterdam; Leonilde blieb als Aufseherin über mein Haus mit ihrem Galan zurück, unsere Reise war glücklich, und ohne einen Unfall erreichten wir Edimburg, die Vaterstadt meines Geliebten. Ich konnte aber die trübe, feuchte Luft des Landes nicht vertragen, und überredete meinen Freund bald, mit mir nach Amsterdam zurückzukehren. Er hielt mich für adelig und glaubte, daß ich aus Liebe zu ihm so gefällig wäre, bei ihm zu bleiben, aber meine Leidenschaft war schon verschwunden, mich fesselte nichts, als mein unersättlicher Geiz. Da er sich ein Gewissen daraus machte, mich länger als seine Freundin bei sich zu haben, weil ich es, seiner Meinung nach, so sehr verdiente, seine Gattin zu werden, that er mir eines Tages den Vorschlag, seine Hand anzunehmen, und obgleich ich sonst immer nur mit Zittern und Zagen an die Ehe gedacht hatte, willigte ich doch ein, weil ich ihn bald zu beerben hoffte. Ein schmackhaftes Ragout, das mein Koch be-

reitet hatte, zog ihm bald eine Krankheit zu und er starb; aber sein Testament war gar nicht meiner Erwartung gemäß, wiewohl ich nicht vergessen hatte, den Notarius durch große Verheißungen zu bestechen. Seine Verwandten erbten das Meiste, und ich war Wittwe mit einem Legat von sechshundert Pfund Sterling.

Als junge Wittwe lebte ich nun wieder für mein Vergnügen; mein Haus glänzte in kurzer Zeit wie der Hof eines Fürsten; Ritter und Herren umschwärmten mich, meiner Schönheit zu huldigen und ihr Vermögen durchzubringen.

Ich besaß große Reichthümer und täglich vergrößerte sich mein Schatz, als plötzlich der Bankrott eines Kaufmanns, der blos fallirte, weil er meinen Anbetern so große Summen geliehen hatte, meine Eroberungen unterbrach. Man betrachtete mich als die einzige Ursache dieses Unglücks, das dem Handel in Amsterdam Gefahr drohte; die Klagen der Väter, deren Söhne durch mich arm geworden waren, kamen hinzu, ich ward aus Holland verwiesen, man confiscirte mein Vermögen, und in dem Urtheile erhielt ich die ehrenvollen Titel einer Zauberin, Verführerin der Jugend und Verderberin der guten Sitten. Meine unbeweglichen Güter konnte ich nicht retten, aber meine Edelsteine, mein Silberzeug und das baare Geld nahm ich mit nach Deutschland. Ein Jahr brachte ich in Frankfurt zu, zwei Monate in Augsburg, von dort reiste ich nach Prag. Allenthalben traf ich Thoren, die meine Gefälligkeiten theuer bezahlten; in Prag aber fand ich

einen Schatz, der mich für immer gegen Armuth sichert, wenn ich auch unglücklicher Weise Alles verlieren und die Zeit endlich meine Schönheit zerstören sollte. Es giebt nämlich in Böhmen viele Zigeuner, sie streifen in der Welt umher, um zu wahrsagen und bei Gelegenheit etwas abzulangen, und sie bereichern sich auf Kosten der Thoren, die bei ihnen Rath und Belehrung suchen. Sie besitzen wunderbare Geheimnisse; sie können sich verwandeln, wie sie wollen, unter tausend Formen erscheinen sie, bucklicht, blind, verwachsen, krank, elend, und das bewirken sie durch gewisse Pflaster und Salben. Du hast gestern die Wirkung dieser Zaubermittel gesehen; ein junger, schmukker Zigeuner, der sich in mich vergafft hatte, lehrte mich die Bereitung dieser Hexenlatwergen und zeigte mir den Gebrauch.

Sobald in Böhmen nichts mehr zu erobern war, entfernte ich mich, und reiste durch Oestreich und Tyrol nach Italien. Der schöne heitere Himmel, die warme Luft dieses Landes gefielen mir, ich beschloß für immer in Italien zu bleiben. Nachdem ich einige Wochen in Mailand zugebracht hatte, ging ich nach Turin, wo ich mit einem reichen Kaufmann bekannt wurde. Eines Abends kam er sehr vergnügt nach Hause und erzählte mir, daß er im Spiele eine große Summe von einem Fremden gewonnen hätte. Die Neugierde trieb mich, nach dem Namen des Cavaliers zu fragen, und du kannst leicht denken, wie ich erschrak, als ich deinen Namen hörte. Seit der Zeit quälte mich meine Unthat, über die ich so lange nur gelacht hatte, mein Gewissen strafte mich, und ich sann

auf ein Mittel, von dir Verzeihung zu erhalten. Einige Wochen verstrichen, ohne daß ich dich sah, da erfuhr ich, daß du durch das Spiel gänzlich verarmt seyst, ich konnte keinen Augenblick ruhig seyn und mein Mitleid hatte keine Gränzen.

Ich berathschlagte mit Leonilden über die beste Art, dir zu helfen, es möchte auch kosten, was es wolle, damit du, wenn die Gelegenheit, dich zu retten, sich zeigte, dich von meiner Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit überzeugen könntest, entschloß ich mich die Stadt zu verlassen und aufs Land zu ziehen. Dieß Haus hier wurde gerade feil geboten, ich kaufte es und wünschte mit dir für immer wieder zusammen zu leben, ohne neue Abentheuer zu suchen. Sobald das Haus eingerichtet war, verließ ich Turin. Ich hatte dich nicht aus den Augen verloren, und mein Kammermädchen hatte Lust, einen Versuch mit der Salbe des Zigeuners zu machen, um dich zu täuschen. Du hast sie in der Verkleidung gesehen; wie sie nach Hause kam brachte sie Geld in Menge; mitleidige Seelen, besonders Mannspersonen, hatten ihr reichlich Almosen gegeben. Dieser glückliche Erfolg bestärkte mich in meinem Vorsatze, keinem dieß Geheimniß anzuvertrauen. Was weiter vorgegangen ist, weißt du schon, da du mich selbst in Turin gesehen hast.

Ich wußte nicht, ob ich träumte, oder wachte, als Polyandria ihre Erzählung endigte, und ich sie so reuig fand und ihren Reichthum betrachtete. Ich vergaß, was zwischen uns vorgefallen war, sie schien ein vollkommen bußfertiges Weib zu seyn, und daß mein Entschluß bald gefaßt war und wozu ich mich

bestimmte, dieß zu errathen brauchst du nicht viel Scharfsinn.

Ein Diener trat herein, uns zu sagen, daß das Essen auf dem Tische stände. Wir aßen in einer offenen Gallerie, in einem Pommeranzen- und Citronen-Hain, ließen es uns gut schmecken und schonten den köstlichen Wein nicht. Wie wir aufstanden, sagte Polyandria: Von nun an, Don Abel, betrachte dieß Haus wie das deinige, wenn du mir den Gefallen thun willst, es anzunehmen. Du kannst nach Turin gehen, so oft es dir beliebt, ein Reitpferd und ein Bedienter sollen dir immer zu Gebote stehen. Jetzt komm und besieh Haus, Hof und Garten, ich hoffe es wird dir gefallen, obgleich es nicht so groß ist, wie unser Landhaus bei Amsterdam. Die Zimmer, durch welche sie mich führte, waren alle mit kostbarem genuesischen Damast tapeziert, prächtige, mit Atlas überzogene Sessel und schöne Tische standen an den Wänden. In einigen Sälen fand ich eine Menge des feinsten Porzelans: ich konnte das Lachen nicht lassen und fragte: Wie? waren deine Bedienten in Cambrai auch so gewissenhaft, als du es jetzt bist, gaben sie dir zuletzt alle deine Sachen wieder? Sie lächelte über mich und führte mich in ein Kabinett, welches alle andere an Pracht und Schönheit übertraf, dieß war ihr Schlafgemach; sie zeigte mir ihr Bett, das für eine Kaiserin bestimmt schien, und öffnete mir darauf einen Schreibtisch, der daneben stand, und mit Gold und Juwelen angefüllt war.

Don Abel, sagte sie, Alles, was du gesehen hast, soll dein Eigenthum seyn, wenn du mich wieder

lieben kannst. Solltest du aber grausam und unerbittlich seyn, so nimm wenigstens die vierzigtausend Thaler wieder, die du für mich ausgegeben hast.

Ich stand keinen Augenblick an, aufs Neue der Sclave eines so schönen und so freigebigen Weibes zu werden, deren Besitz ich früher mit meinem ganzen Vermögen erkauft hatte. Ich dankte Polyandria für ihre Güte, küßte die schöne Hand, die mir gestern so ekel schien, und schwur ihr ewige Treue. So spielte das Schicksal mit mir in dieser Zeit!

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Don Abel und der Polyandria; Leonilde entzweit sich mit ihnen und bringt sie in Lebensgefahr.

In dem Augenblicke, als Don Abel zu erzählen aufhörte, hielt auch der Fuhrmann still, und nöthigte uns in einer elenden Schenke abzusteigen, weil er seine Pferde füttern wollte. Der Wirth erschien, und als er hörte, daß wir hungrig wären und gern etwas Gutes essen wollten, rief er: dem Himmel sey Dank! ich kann Ew. Gnaden dienen, Ew. Gnaden haben nur zu befehlen, nur zu fodern. Bringt uns Suppe, Gemüse und Braten! rief Don Abel. Entschuldigen sie .... stotterte der Wirth. Wie, Kerl, fuhr ihn Don Abel zornig an, warum sagtet ihr denn, daß bei euch Alles zu bekommen sey? Weil, antwortete der Wirth, wir hier ein Gericht bereiten, das für alle mögliche

mögliche Schüsseln gelten kann. Er entfernte sich darauf schnell, den Tisch zu decken, und wir waren begierig, das neue Manna zu kosten, das nach Allem schmecken sollte; als er es aber brachte, fanden wir es ungenießbar, das Fleisch war steinhart, man konnte nicht unterscheiden, ob es Hunde- oder Pferdefleisch sey, und es schien schon oft gekocht, geröstet und gebraten zu seyn. Wir verwünschten den Fuhrmann, der einer derben Dirne wegen, die ihm sehr gewogen schien (denn seine Pferde brauchte er nur zum Vorwande), uns genöthigt hatte, abzusteigen und zu fasten, und eilten so schnell, als möglich weiter. Don Abel erzählte mir darauf den fernern Verlauf seiner Geschichte.

Mir blieb bei Polyandria nichts mehr zu wünschen übrig: nie war sie gegen mich so liebevoll, artig und zuvorkommend gewesen; ich that, was ich wollte, sie hing ganz von mir ab und war stets folgsam. Mehreremal ritt ich vergebens nach Turin, um meinen Wechsel, den ich aus Spanien erwartete, in Empfang zu nehmen, endlich erhielt ich einen von zwei tausend Dublonen, ließ ihn mir auszahlen und nahm das Geld mit nach unserm Landhause, wo ich es in dem Schreibtisch der Polyandria, wozu ich, nach ihrem Wunsche, den Schlüssel hatte, aufbewahrte.

Wir lebten ruhig zusammen, kümmerten uns gar nicht um die Stadt, und wurden von keinen lästigen Besuchen gequält; unser Hauptvergnügen war die Jagd, und wir durchstreiften, ich als Hirte, sie als Nymphe gekleidet, Gehölze und Felder. Das Gerücht indeß von unserm Leben war bis an den Hof

gekommen, der sich um diese Zeit in dem benachbarten Jagdschlosse aufhielt, und einige Cavaliere kamen endlich, von Neugierde getrieben, uns zu besuchen. Wir nahmen sie ihrem Range gemäß mit aller möglichen Artigkeit auf, und da sie zu erfahren wünschten, wer wir wären, erzählten wir ihnen eine aus dem Stegereif ersonnene Geschichte. Polyandria war so sittsam und bescheiden, daß unsere Gäste sie für die unschuldigste, keuscheste Frau halten mußten, mit Leonilden aber ging es anders: sie verliebte sich in einen Diener der Hofcavaliere, und da sie es zu deutlich merken ließ, verdroß es ihren alten Galan, der Händel anfing und von seinem Nebenbuhler, mit Hülfe seiner Kameraden, ermordet ward. So endigte dieser Tag, der so fröhlich anfing, auf eine tragische Art.

Die Cavaliere entfernten sich, mißmüthig über diesen traurigen Vorfall, sie wußten indeß ihre Bedienten der verdienten Strafe zu entziehen.

Seit diesem Tage war Leonilde uns verhaßt, und sobald sie merkte, daß wir ihr abgeneigt waren, beging sie an uns die schrecklichste Verrätherei, die man sich nur denken kann. Eines Morgens entfernte sie sich und eilte gerade nach Turin, wo sie uns anklagte, als ob wir mit Räuberbanden in fernen Gegenden Verbindungen hätten; Polyandria beschuldigte sie noch außerdem der Zauberei, und wußte ihre Lügen sehr wahrscheinlich zu machen. Eine Schaar Gerichtsdiener ward abgeschickt, uns zu verhaften, sie umringten plötzlich unser Haus, drangen mit Gewalt hinein und nahmen Alles weg, was sie fanden. Der Richter, der uns den Prozeß machen sollte, war bei

dieser Unternehmung zugegen, und freute sich nicht wenig über die Schätze, die er vorfand und sich zum Theil zuzueignen hoffte. Man schleppte uns fort und brachte uns in verschiedene Zimmer, und da im Verhör unsere Aussagen nicht mit einander übereinstimmten, schien diese Verschiedenheit ein Beweis unserer Schuld zu seyn. Ich verhehlte nichts, erzählte dem Richter meine ganze Geschichte vom Anfang meiner Bekanntschaft mit der Polyandria an, bewies meine Unschuld und die Wahrheit meiner Aussage durch das Zeugniß des Kaufmanns, der mir den Wechsel besorgt hatte, so klar, daß er mich gleich in Freiheit setzen ließ; von meinem Gelde erhielt ich aber nur die Hälfte ausgezahlt, der Richter behielt das Uebrige, für die Unkosten des Prozesses, wie er sagte. Ich wandte alle ersinnliche Mühe an, meine unglückliche Freundin zu befreien, aber das wollte mir nicht gelingen; ihr größtes Verbrechen waren ihre Reichthümer, und ich war wie vernichtet, als mir ein Secretair anvertraute, daß sie wahrscheinlich lebendig verbrannt werden würde.

Als ich sah, daß ich nichts für Polyandria ausrichten konnte, verließ ich Turin aufs schnellste und eilte nach Frankreich, die boshafte, arglistige Leonilde aufzusuchen und mich zu rächen. Ohne sie zu finden durchreiste ich das ganze Reich, so sorgfältig ich mich auch nach ihr erkundigte und so genau ich auch alle Bettelweiber und Zigeunerinnen betrachtete, weil ich sie unter diesen am ersten zu finden hoffte. In derselben Absicht kam ich nach Amsterdam und reise jetzt nach Deutschland, und du wirst es ohne mein Erin=

nern wissen, daß das Weib, das ich suche, diese verwünschte Verleumderin ist.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er trift einen alten Bekannten. Der plauderhafte Wirth.

Als Don Abel seine traurige Geschichte endigte, suchte ich ihn zu trösten, fuhr Scipio fort, und zeigte ihm, daß, wenn man Alles wohl überlege, eine so schlechte, liederliche und hinterlistige Person, wie Polyandria, einen solchen Tod wohl verdiene. Wer weiß, sagte ich, ob der Himmel es nicht wunderbar so lenkte, um euch zu retten, denn ihre Freundschaft drohte euch Verderben. Ihr habt es ja selbst erfahren, wie unbeständig und leichtsinnig eure Freundin war, und ihr mußtet doch immer befürchten, daß sie euch wieder zu ermorden dächte, wenn ein anderer ihr besser gefiele. Die Weiber, die ein Mal an ein wildes, zügelloses Leben gewöhnt sind, können sich selten so beherrschen, daß sie nur Einem angehörten, sie sind wie die Bienen, die nur so lange bei der Blume bleiben, bis sie den Saft ausgesogen haben. Ich könnte euch Beispiele anführen, wenn es noch nöthig wäre.

Gerade wie ich dieß sagte, kam ein Reiter herangesprengt, und ich erkannte den Sohn des Balthasar Velasquez, des Kaufmanns in Cordova, der schon oft in dieser Geschichte genannt worden ist. Wir lie=

ßen halten, stiegen aus, er sah mich an und erkannte mich. Wie? rief ich, bist du nicht mehr Karthäuser in Sevilla? Nein, versetzte er, ich konnte mich nicht an das strenge Leben gewöhnen, mein Körper war zu schwach, das hatte ich nicht bedacht, als ich meinem Vater entlief. Kaum hatte ich mein Noviziat geendigt, so legte ich auch das heilige Kleid ab und kehrte nach Cordova zurück, wo ich meinen Vater in den letzten Zügen traf. Er vergab mir, segnete mich und starb. Ich erbte ein großes Vermögen, brachte es aber bald durch, und mußte nun mein Vaterland für immer verlassen, um meinen Gläubigern zu entgehen, die mich einsperren lassen wollten. Ein Capitain bei dem Regiment Wallonen nahm mich in Dienste, und ich hoffte bei ihm bis an mein seliges Ende zu bleiben; ein schrecklicher Vorfall zwang mich aber heute in aller Frühe zu entfliehen. Mit diesen Worten gab er dem Pferde die Spornen, und war auch im Augenblick verschwunden. Wir setzten ebenfalls unsere Reise fort, und ich unterhielt meinen Reisegefährten mit der Erzählung von den Besuchen, die wir so häufig bei dem Geldkasten seines Vaters abstatteten.

Gegen Abend kehrten wir in einem Gasthof eines großen Dorfes ein; der Wirth war ein unerträglicher Schwätzer, er suchte immer mit den Reisenden zu plaudern und glaubte sie recht zu unterhalten. Kaum waren wir auch nur abgestiegen, so fing er schon an: Seyn mir die Herren willkommen! ich freue mich sehr, daß sie bei mir abgestiegen sind. Du liebe Zeit! wie viele Herrschaften habe ich schon bewirthet! Ihro

Gnaden konnten in keine bessern Hände fallen, ich nur allein kann ihnen die wichtigsten Begebenheiten dieses Städtchens haarklein erzählen; ich gebe ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts zusetze, nichts auslasse, und ich hoffe, sie werden mit mir zufrieden seyn.

Herr Wirth, unterbrach ihn Don Abel etwas unwillig, jezt haben wir vor allen Dingen nöthig, zu essen, und ich will ihnen eine Neuigkeit erzählen, ehe sie uns die ihrigen auftischen, nämlich, daß wir seit diesem Morgen noch keinen Bissen gegessen haben. O! erwiederte der Wirth, was das Essen anlangt, da werde ich Ew. Gnaden köstlich bedienen; ich habe trefliches Wildpret, Brod, wie Marzipan, auch kann ich mit einem Gerichte Fische aufwarten, die Ew. Gnaden gewiß vortreflich finden werden. Ich will die Ehre haben, Ew. Gnaden zu erzählen, wo und auf welche sonderbare Art dieser Fisch gefangen wird, sehen sie nur — — — Wir wollen erst den Fisch kosten, sagte ich, und dann sehen, ob es der Mühe lohnt, sich nach seinem Fang zu erkundigen. Gleich soll alles fertig seyn, versezte der Wirth, eine Schnelligkeit, eine Pünktlichkeit, wie die meinige, müssen sie noch nicht gefunden haben — Don Abel unterbrach ihn wieder und hieß ihn eilen, er ging unwillig hinaus und murmelte immer im Barte, bis die Mahlzeit fertig war.

Das Essen war nicht schlecht, nur der so gepriesene Fisch schien es nicht zu verdienen, daß wir uns nach seinem Fang erkundigten, und um den Wirth abzuhalten, uns mit der Erzählung zu quälen, fragten wir ihn nach Neuigkeiten des Ortes. Ew. Gnaden

werden die Haare zu Berge stehen, antwortete er, über den Vorfall, der sich heute ereignete, so komisch und tragisch ist er. Alle Novellenschreiber in Spanien könnten nicht so tolle Sachen vorfinden, sie würden viel darum geben, wenn sie diese Geschichte nur erfahren könnten, es müßte eine artige Novelle werden, selbst im Don Quixote findet man so etwas nicht, daher geben Ew. Gnaden wohl Acht!

Darauf hustete er, wischte sich das Gesicht, wie einige Prediger zu thun pflegen, und fing an: Es sind ungefähr zwei Monate, daß ein Wallonischer Oberster hieher kam, mit seinem Sohne und einem Bedienten, der Gaspar hieß, und den er beinahe wie sein eigenes Kind liebte. Er wohnte hier im Hause eines Freundes, und hatte die Absicht, sich so lange bei ihm aufzuhalten, bis er aus Brüssel über eine Stelle, um die er angehalten hatte, Nachricht erhalten hätte. In diesem Städtchen wohnt ebenfalls eine fremde Familie, eine Mutter mit zwei Töchtern. Die Mutter ist ungefähr dreyßig Jahre alt, und kann für die schönste Frau in unserer Gegend gelten; die Töchter, die Zwillinge und erst funfzehn Jahre alt sind, übertreffen alle Helenen und selbst die Angelika an Schönheit. So still diese Frauenzimmer auch zu leben schienen, so hatte man doch genug von ihnen zu sprechen, weil man mit ihrer Sittsamkeit, ihrem Putz und ihren Aufwand, der dem mittelmäßigen Gewinn von ihrer Hände Arbeit nicht angemessen war, nicht zusammen reimen konnte. Es ging auch in ihrem Hause ein reicher Amsterdamer Kaufmann aus und ein, der hier in der Gegend sich ein Gut gekauft hatte,

wo er den größten Theil des Sommers hinzubringen pflegte, das gab noch mehr zu sprechen. Die guten Leute, die nicht gern ihren Nebenmenschen Böses nachreden, sagten, daß er ihnen Geld gäbe, damit die beiden Täubchen gegen alle Nachstellungen sicher wären; andere aber hatten keine so gute Meinung und behaupteten, der Kaufmann wäre der Galan der Mutter und müßte nun die Mädchen als seine Töchter unterhalten, weil der Mann dieser Dame fortgegangen wäre, um nicht Zeuge seiner Schande zu seyn. Andere erzählten noch ärgerlichere Sachen, aber ich mag mich nicht damit befassen, und Ew. Gnaden mögen glauben, was sie wollen. Als nun einmal der Capitain mit seinen Sohne und dem Bedienten diese drei Frauenzimmer sahen, verliebten sie sich Alle, aber auf eine ganz eigene Art. Die beiden Mädchen waren nämlich einander so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden konnte; dabei hatten sie noch die Grille, daß sie immer in ganz gleicher Kleidung gingen, daher man die eine immer mit der andern verwechselte, wenn man nicht das Zeichen kannte, das sie, um sich zu unterscheiden, trugen, und dieß bestand in einer Kokarde, die jede von verschiedener Farbe am Gürtel befestigt hatte. Die Mutter, obgleich sie noch ein Mal so alt war, als ihre Töchter, war dennoch frisch und hübsch, so daß jeder, der mit diesen Frauenzimmern nicht genauer bekannt war, sie für die ältere Schwester hielt.

Die drei Fremden nun, die sich in diese drei Frauenzimmer vergafft hatten, fanden leicht ein Mittel, Zutritt zu ihnen zu erhalten, durch eine Nach-

barin, die große Talente hat, Weiber den Männern geneigt zu machen. Der erste Besuch hatte die wunderbare Wirkung, daß sie, von allen dreien gefesselt, nicht wußten, welche sie wählen sollten; denn die beiden Mädchen waren, wie gesagt, so einander ähnlich, daß man nicht wußte, welcher man den Vorzug geben sollte, und die Mutter, die die Welt kannte und zu leben verstand, gefiel einem jeden, der eine muntere, geistreiche Frau liebte. Die drei Liebhaber waren also in großer Verlegenheit, als sie sahen, daß sie, um Streitigkeiten zu vermeiden, theilen müßten. Der Vater wählte endlich die Mutter der beiden Mädchen, der Sohn und Gaspar ließen das Loos entscheiden, und der letztere erhielt die mit der weißen Schleife, die mit der grünen fiel dem Sohne zu.

Bei dem zweiten Besuche fing nun jeder an, sein ihm bestimmtes Liebchen am artigsten zu behandeln; sie sparten kein Geld und eroberten bald das Herz ihrer Schönen. Diese Tripelallianz von neuer Art dauerte eine Zeitlang ohne die geringste Störung, bis die beiden Mädchen auf den unglücklichen Einfall geriethen, ihren Liebhabern einen Streich zu spielen. Sie vertauschten ihre Kokarden, vielleicht auch nicht blos zum Scherz und um ihre Geliebten aufzuziehen, sondern um sich selbst durch den Versuch zu überzeugen, daß Abwechselung bei der Liebeslust das Angenehmste sey. Der Spaß gelang ihnen nach Wunsch, keiner von den beiden Liebhabern merkte den Betrug, und die Mädchen ergötzten sich nach Herzenslust an dem Wechsel. Die Mutter aber, die nicht dasselbe Spiel treiben konnte, ward ganz tiefsinnig und trau-

rig, weil sie sich in den Sohn des Obersten verliebt hatte, und Ihro Gnaden werden wohl wissen, wie schmerzhaft es ist, wenn den geliebten Gegenstand eine andere besitzt. Die arme Frau schwand hin, wie ein Schatten, als sie das fröhliche Leben ihrer Töchter so ansehen mußte und merkte, daß der Jüngling ganz von ihnen bezaubert war.

Ihre Eifersucht ward endlich so stark, daß sie nicht länger ihre Töchter als Nebenbuhlerinnen dulden konnte, und sich entschloß, den Betrug zu entdecken. Sie vertraute das ganze Geheimniß dem Sohne des Obersten an und dachte, daß er gegen die Mädchen aufgebracht seyn und sie verabscheuen würde; im Anfang schien er auch bestürzt und böse, aber bald darauf lachte er herzlich über ein so närrisches Abentheuer und behandelte die Sache als einen Scherz.

Als er aber nachher dem Gaspar diese saubere Geschichte erzählte, so ward dieser, als ein echter Spanier, der den kleinsten Verstoß gegen die Ehrbarkeit nicht dulden konnte, wüthend, verhehlte aber seinen Zorn, bis er in der Nacht Gelegenheit fand, sich zu rächen. Er ging in das Haus dieser Mädchen, als sie beide allein waren, schnitt der einen die Ohren, der andern die Nase ab, und band beide mit ihren Gürteln zusammen. Er ergriff darauf die Flucht, und bis jetzt weiß man noch nicht, wohin er gegangen ist. Bedenken Ew. Gnaden nun, was man hier im Städtchen davon spricht, die meisten Leute loben noch gar den rachsüchtigen Spanier.

Wir mußten über die Erzählung des Wirthes sehr lachen und merkten bald, daß der Hauptheld die-

ser Geschichte der Sohn des Balthasar Velasquez war, den wir unterwegs angetroffen hatten, hüteten uns jedoch, ihn zu verrathen, wünschten dem Wirthe gute Nacht und gingen zu Bett.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er kommt mit Don Abel nach Inspruck, wo sie den Don Manrique Mandrano antreffen.

Am folgenden Morgen brachen wir wieder auf und erreichten in einigen Tagen Cöln. In diesem katholischen Lande besuchte ich alle Klöster, um wo möglich den Gil Blas zu finden, Don Abel betrachtete alle Bettlerinnen und Zigeunerweiber, um die Leonilde zu entdecken, aber wir beide waren in unsern Nachforschungen gleich unglücklich.

Cöln ist eine große und reiche Stadt; nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen verließen wir dieselbe und durchreisten in anderthalb Jahren ganz Deutschland. Wir kamen darauf nach Tyrol, und waren schon im Begriff nach Italien zu gehen, als wir uns noch aufmachten, um Inspruck zu besehen. Am Ende des Novembers erreichten wir die Stadt, und fanden eine gute Osterie (so nennen die Italiäner die Wirthshäuser), in welcher die vornehmen Fremden einzukehren pflegen. So wie wir ins Haus traten, erblickte ich einen Mann, der mir bekannt schien, ich sah ihn an, er mich auch, zuletzt erkannte ich Don Manrique

Mandrano, bei welchem ich in Cordova gedient hatte. Sennor, rief ich, auf ihn zu eilend, ist es möglich, daß euer Scipio das Glück hat, euch wieder zu sehen? Er empfing mich herzlich und sagte: Guter Scipio erkläre mir doch, warum du, da ich dich so sehr liebte, mich heimlich verließest, und wie ist es dir seitdem gegangen? Ich erzählte ihm meine Geschichte, ohne ihm die Ursache zu verschweigen, die mich bewog, so herum zu schwärmen, und fragte darauf: Wie ging es ihnen denn, Sennor, mit der Marchesa von Allmenara? lebt sie noch, die trefliche Sennora, und hat sie ihnen die Freiheit gegeben, sich ihren Jahren gemäßer zu verheirathen, um ihre Familie nicht aussterben zu lassen? Scipio, antwortete er, vier Jahre nach deiner Entfernung starb die Marchesa und setzte mich zum Erben ihres Vermögens ein. Ich heirathete darauf ein Mädchen aus dem Hause Mendoza, das mir eine zahlreiche Nachkommenschaft schenkte, die jetzt der Trost meines Alters seyn würden, wenn ich sie nicht alle durch einen traurigen Zufall verloren hätte.

Zehn Jahre sind es nun, daß mir der König eine Gouverneurstelle auf Sardinien gab; ich eilte nach der Insel, und nahm, da ich voraussah, daß ich dort lange bleiben müßte, meine ganze Familie mit. In Barcellona mietheten wir ein Spanisches Schiff, stachen mit günstigem Wind in See, und waren nicht weit mehr von dem erwünschten Hafen entfernt, als zwei Algierische Korsaren Jagd auf uns machten. Sie beschossen uns, enterten, und nach einem tapfern Widerstande mußten wir uns ergeben; sie schleppten uns

nach Algier, wo wir alle von einander getrennt wurden. Meine Gattin ward in das Serail des Beys gebracht, meine Kinder wurden von verschiedenen Herren gekauft, und ich ward der Sclave des Anführers der beiden Raubschiffe, der mich nach einem Landgute, in den Bergen an der Gränze zwischen Tunis und Algier, brachte. So schrecklich auch der Zustand eines Sclaven ist, so quälte mich doch mein eigenes Leiden nicht so sehr, als das Unglück meiner Frau und meiner Kinder. Mich peinigte die Ungewißheit über ihren Zustand, da ich wußte, wie wenig man in diesem Lande, wo Liederlichkeit ein Verdienst ist, auf Sittsamkeit hielt, und ich hatte weder bei Tage, noch bei Nacht Ruhe, weil mir stets die Gefahr, in welcher meine Frau und meine Töchter sich befanden, vorschwebte. Ich war gewiß überzeugt, daß man in Spanien, sobald man nur Nachricht von unserm Unglück erhielt, sich alle Mühe geben würde, uns zu befreien, aber es konnte lange dauern und die Gefahr, in der sich die armen Geschöpfe befanden, war dringend.

Ich erhielt nach einiger Zeit einen andern Herrn und das verschaffte mir endlich die sehnlichst erwünschte Freiheit. Ein Renegat kaufte mich; er war Capitain eines zum Auslaufen fertig liegenden Raubschiffes; wir gingen unter Segel, und sobald wir in den Sicilianischen Gewässern waren, rief er mich in seine Cajüte und sagte: ich freue mich, daß du mein Sclave bist, ich kaufte dich nur, um dir einen wichtigen Dienst zu erzeigen. Wisse, ich bin ein Florentiner, in meinem zwölften Jahre raubten mich die Corsaren an der

Küste der Insel Elba. Es kostete nicht viele Mühe, mich zu überreden, die muhamedanische Religion anzunehmen, aber sobald ich heranwuchs reute mich mein Abfall; doch heuchelte ich den größten Eifer für den Moslemismus, um alle sicher zu machen, und nur dadurch erhielt ich die Erlaubniß, gegen die Christen zu kreuzen. Meine Absicht ist nun, in einen christlichen Hafen einzulaufen, das Gesetz des Muhamed abzuschwören, und in den Schooß der heiligen katholischen Kirche zurückzukehren. Zu meinem Schiffsvolke nahm ich daher so viele Christensclaven, als möglich, damit wir um so leichter die wenigen Türken überwältigen und meinen Vorschlag ausführen könnten, und morgen hoffe ich uns zu befreien. Alles ist bereit, und mich treibt jetzt noch mehr meine Liebe zu einer schönen Christensclavin, die ich vor einigen Monaten kaufte und die bei mir ist. Sie widerstand den Bitten und Drohungen ihres ersten Herrn standhaft, aus Anhänglichkeit an ihre Religion, er ward endlich zornig, bot sie öffentlich feil, und ich war so glücklich, sie zu erhandeln. Sobald ich mich nun öffentlich zu ihrem Glauben bekenne, wird sie hoffentlich nicht länger anstehen, mir ihre Hand zu geben und die Meinige zu werden. Laß uns eilen, meinen Anschlag auszuführen, dich erkläre ich zum Anführer deiner Gefährten, sie sollen die wenigen Muselmänner entwaffnen und in Ketten legen.

Du kannst nicht glauben, lieber Scipio, wie sehr ich mich über diesen Vorschlag wunderte; und doch kostete es mir, mitten in meiner Freude über meine Befreiung, Mühe, mich zu entschließen, ein Land zu

verlassen, das alle meine Lieben behielt. — Wir machten indeß alle nöthigen Anstalten, überwältigten die Türken ohne große Mühe, und segelten glücklich, unter französischer Flagge, nach dem Hafen von Palermo. Der Entschluß des Renegaten und seine Kühnheit erregten in der ganzen Gegend großes Erstaunen, und alle bewunderten ihn. Er übergab sein Schiff dem Aufseher der königlichen Marine, ging mit seinen Schätzen ans Land, und miethete sich ein prächtiges Haus, das er mit den schönsten Geräthen schmückte und zur Aufnahme seiner Geliebten einrichtete.

Noch hatte ich die von dem Renegaten so sehr gerühmte Sclavin nicht gesehen, er bewahrte sie immer sorgfältig; aber, heilige Jungfrau! wer schildert meine Ueberraschung, als er mich, wie ich zuerst in sein Haus trat, in ein artiges Zimmer führte und meine Frau mir als seine Sclavin vorstellte. Dieser unvermuthete Anblick raubte mir alle Besinnung, ohnmächtig stürzte ich nieder und sie sank ebenfalls hin wie todt. Der Renegat konnte vor Bestürzung kein Wort hervorbringen, sobald er sich indeß erholt hatte, sagte er zu mir: Don Manrique, was ist das? Seyd ihr mit dieser Sclavin bekannt? Ach! Sennor, antwortete ich, ihr habt mir meine Freiheit gegeben, und wollt mir mein Weib rauben! sie ist die Meinige, Corsaren haben sie mir entführt, und sie kann nie die eure werden! Stille! stille! unterbrach mich der Renegat, ich bin euer Freund, und unserer Freundschaft will ich ein Opfer bringen, nehmt euer Weib zurück und seyd glücklich mit ihr! Er entfernte sich darauf, um uns durch seine Gegenwart nicht zu

stören, und wie groß unsere Freude über diesen glücklichen Zufall war, könnt ihr leicht denken. Nur der Gedanke an unsre Kinder störte unser Glück; sie waren noch in einem fremden Lande, und wir hatten durchaus keine Nachricht von ihnen!

Der Renegat, der uns vollkommen glücklich zu sehen wünschte, versprach uns, nach Algier zurückzukehren und sie frei zu kaufen. Er zeigte dem Vicekönig von Sicilien sein Vorhaben an, und erhielt die Erlaubniß, mit derselben Galeere, womit er gekommen war, nach Afrika zurück zu segeln. Sie ward mit einer hinlänglichen Anzahl Türken, die in Palermo in Gefangenschaft waren, bemannt, welchen er sagte, daß er ihnen die Freiheit durch Christensclaven erkauft hätte; in einigen Tagen verließ er Sicilien und stach in See, von unseren heißen Wünschen begleitet.

Ich wartete in Palermo lange auf seine Rückkunft und blieb noch mehrere Monate nach dem festgesetzten Termin; da er aber gar nicht erschien, und ich auf keine Weise etwas von ihm erfahren konnte, reiste ich mit meiner Frau nach Spanien zurück. Ich schrieb an die Klosterbrüder, die in Algier die Loskaufung der Gefangenen besorgen, um durch sie Nachricht von meinen Kindern zu erhalten; sie antworteten mir: daß vor einiger Zeit ein Corsar sie alle gekauft habe, und mit ihnen nach Constantinopel gesegelt sey, daß man aber weiter nichts von ihm wisse. Dieß erweckte in mir den Argwohn, daß der Renegat, seinem Versprechen ungetreu, meine Kinder dem Großherrn geschenkt haben möchte, und dieser schreckliche Gedanke quälte

mich

mich so, daß ich nach Constantinopel zu reisen beschloß, um selbst Nachricht einzuziehen. Ich verließ Spanien, verschaffte mir am Französischen Hofe Empfehlungsschreiben an die Gesandten bei der Pforte, und erreichte glücklich die Hauptstadt des Türkischen Reichs; aber vergebens forschte ich allenthalben nach dem Renegaten Abdul Osmann, keiner wußte etwas von ihm, und nur so viel erfuhr ich mit Gewißheit, daß er nie in der Hauptstadt gewesen war. Halb in Verzweiflung reiste ich zurück, ging durch Ungarn, und war nun so glücklich, euch hier zu finden. Jetzt denke ich wieder nach Sicilien zu reisen, und vielleicht treibt mich meine väterliche Liebe noch selbst nach der Barbarei zu gehen, denn es ist mir unmöglich, nach Spanien zurück zu kehren, ohne von meinen Kindern Nachricht erhalten zu haben.

Don Abel und ich wurden durch diese Erzählung innig gerührt, wir freuten uns, daß Don Manrique uns begleiten wollten, und reisten am folgenden Morgen zusammen nach Trient, der ersten italänischen Stadt von dieser Seite.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er hält sich mit Don Abel und Don Manrique in Trient auf; sie finden die Leonilde.

Gleich nach unserer Ankunft in Trient gingen wir aus, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, die indeß nicht sehr erheblich sind. Als wir schon auf dem Rückwege nach unserer Wohnung waren, stießen wir auf zwei Leute, die man nach dem Richtplatze führte, um sie lebendig zu verbrennen. Don Abel sah sie aufmerksam an, und erkannte die Leonilde, die, obgleich sie mit niedergeschlagenen Augen in der Mitte der Leute, die sie zum Tode führten, ging, doch kein Zeichen von Furcht äußerte. Wir erkundigten uns, was dieß Weib verbrochen hätte? und erfuhren Folgendes:

Schon seit mehreren Jahren lebte Leonilde in Trient, mit demselben Manne, der jetzt auch zum Tode geführt ward, sehr eingezogen in einem gemietheten Hause: sie ging nicht anders aus, als in die Kirche, wo ihre Frömmigkeit alle, die sie sahen, erbaute. Keiner hatte Zutritt zu ihr, als nur ihr vermeinter Ehemann, und der Besitzer des Hauses, der alle Monat auf einen Augenblick hinging, seine Miethe zu holen. Dieser, ein Mann von vierzig Jahren, hatte sich unglücklicher Weise in ein Mädchen von funfzehn Jahren verliebt, die ihm auf keine Weise Gehör geben wollte, und er nahm es so zu Herzen, daß er ganz traurig und melancholisch ward. Eines

Tages, als er ganz in sich gekehrt zur Leonilde kam, fragte ihn diese nach der Ursache seines Kummers, und bot sich an, alles, was in ihrer Macht stünde, zu thun, ihm zu helfen. Glaubt nur nicht, fügte sie hinzu, daß ich diese Frage blos aus Neugier thue; ich kann nun einmal nicht anders, ich fühle gleich Mitleid, wenn ich einen Mann leiden sehe, und, dem Himmel sey Dank, ich besitze wirksame Mittel, die Leidenden zu trösten, und Geheimnisse, sie Trotz der bösen Sterne glücklich zu machen. Entdeckt mir aufrichtig eure Noth, es soll euch wahrhaftig nicht gereuen. Der gute Mann bekannte ihr, daß er verliebt sey, und erzählte mit Thränen von der Grausamkeit seiner angebeteten Schönen. Muth gefaßt, unterbrach ihn Leonilde, ich gebe euch mein Wort, ihr sollt in vierzehn Tagen das Mädchen haben; ich will sie zu mir kommen lassen, und da könnt ihr euch mit ihr unterhalten.

Da übernehmt ihr eine schwierige Sache, versetzte der Bürger, und wenn ich es aufrichtig sagen soll, so glaubte ich nicht, daß eine so heilige Frau, wie ihr, sich in solche Liebesangelegenheiten einließe. Ich will euer Zutrauen erwiedern, antwortete Leonilde, und euch über mein Leben aufklären. Alle äußeren Zeichen von Frömmigkeit, die ihr bei mir seht, sind nichts, als Heuchelei: ohne diesen heiligen Schein könnte ich meinen Nebenmenschen nur schlecht dienen, besonders wenn es darauf ankommt, einem feurigen Liebhaber ein Mädchen zu verschaffen, die in der Einsamkeit zwischen ihren vier Mauern lebt, und von Eltern oder Verwandten bewacht wird. Um meine mit=

leidige Absicht bei solchen Angelegenheiten zu erreichen, suche ich die Herzen der Mütter und Aufseher durch geheuchelte Bußübungen, tiefe Seufzer und dgl. zu gewinnen. Oft höre ich selbst, daß sie ausrufen: O! welch eine heilige Frau! wer doch ihr ähnlich wäre! was gäbe ich darum, wenn meine Tochter sie immer zum Muster hätte! Dann suchen sie Gelegenheit, mich zu sprechen, und ich gebe mir Mühe, durch meine Unterhaltung die gute Meinung, die sie von mir haben, zu bestärken. Wenn sie mir Almosen geben wollen, so weigere ich mich, sie anzunehmen, weil Wasser und Brod meine Nahrung, und ein altes Tuch mein Kleidung sey. Ich erzähle ihnen von meinen Kasteiungen, Geißelungen, und daß ich keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Bußübungen mache, und trage alles in einem solchen Tone vor, als ob es etwas ganz gewöhnliches sey. Bitten sie mich, sie Gott in meinem täglichen Gebete zu empfehlen, so ist meine Antwort: ich bin eine zu große Sünderin, als daß Gott mein Gebet erhören sollte. Dieß hilft gewöhnlich, sie bitten mich, fleißig zu ihnen zu kommen, sie besuchen mich, und erbauen sich nicht wenig, wenn sie meine Wohnung so schlecht und so armselig finden, und an den Wänden die Heiligenbilder sehen.

Merke ich nun endlich, daß sie von meiner Frömmigkeit fest überzeugt sind, dann fange ich an, mit den Töchtern allein zu sprechen, und allmählig bringe ich sie zu allem, was ich will, oder besser gesagt, zu allem, was ihre Liebhaber wollen. Zuerst suche ich ihre schwachen Seiten kennen zu lernen, habe ich die

nur gefunden, dann sind sie gefangen, ich leite sie, wie ich will, ich vermag jede Rücksicht zu beseitigen, und alles, was sie nur irgend halten kann, wegzuschwatzen. Keine hat bis jetzt mir widerstehen können, und die eurige wird es auch nicht. Sagt mir nur ihren Namen, ihre Eltern, und für das Uebrige laßt mich sorgen. Der Bürger, voller Freude, dem Ziele so nahe zu seyn, sagte ihr alles, und ging fröhlich und voll Hoffnung weg.

Nicht lange darauf brachte Leonilde es wirklich dahin, daß der Vater des Mädchens, die sie ins Verderben stürzen wollte, sie zur Aufseherin seiner Tochter bestimmte, und durch mancherlei Kunstgriffe und durch Ueberredung bewog sie das Mädchen, ihrem Liebhaber Gehör zu geben und ihm heimliche Zusammenkünfte zu erlauben. Als aber nach einigen Monaten die Folgen dieses unerlaubten Umganges zu sichtbar wurden, ward Leonilde bange, sie hielt es für das klügste, Trient zu verlassen, da sie wohl wußte, welche Strafe sie verdiente. Durch ihre plötzliche Entfernung entdeckte Leopoldo, der Vater des Mädchens, sein Unglück; seine Tochter erzählte ihm, wie schändlich sie verführt und betrogen sey, er rief die Gerichte zu Hülfe, man setzte der Kupplerin nach und holte sie glücklich ein. Als sie sah, daß das Läugnen nichts half, bekannte sie noch viele Verbrechen, an denen sie Theil hatte, Geisterbeschwörungen, Diebstähle, Mordthaten u. dgl., und da man ihren vermeinten Ehemann eben so strafbar, als sie selbst fand, wurden beide zum Scheiterhaufen verdammt.

Meine beiden Begleiter und ich wir freuten uns,

Zeugen der gerechten Strafe dieses verabscheuungswürdigen Weibes gewesen zu seyn, und setzten darauf unsere Reise weiter fort.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er reist mit seinen beiden Gefährten nach Neapel; sie treffen dort Polyandria.

Wir besuchten alle berühmte Städte Italiens, fuhr Scipio fort, und allenthalben, in Dörfern, Flecken und Städten, in Klöstern und Einsiedeleien, fragte ich umsonst nach Gil Blas. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen zu Rom, reisten wir nach Neapel, wo Don Abel sich von uns trennen und nach Spanien segeln wollte, um dort seine übrige Lebenszeit, nach so langem Herumirren, in ungestörter Ruhe hinzubringen. Eines Abends spazierten wir drei am Hafen herum, plötzlich ward Don Abel blaß und zitterte: was ist euch? was fehlt euch? fragten wir; in demselben Augenblicke aber eilte ein anständig gekleidetes Frauenzimmer aus einem Haufen Leute auf uns zu, fiel dem Don Abel zu Füßen und zerfloß in Thränen. Uns schien eine solche Begrüßung, an einem öffentlichen Orte, sehr sonderbar; aber unser Erstaunen ward noch vermehrt, als wir den Namen des Frauenzimmers erfuhren, und hörten, daß es — Polyandria sey. Don Abel bot ihr den Arm und führte sie nach unserm Gasthofe, dort befriedigte sie unsere Neugierde und erzählte uns ihre Geschichte.

Sobald Don Abel Turin verlassen hatte, fing sie an, um nicht Zeuge meines martervollen Todes zu seyn, änderte sich schnell mein Zustand. Der Richter, welcher mich, unter dem Vorwande des Verhörs, oft gesehen hatte, gewann mich lieb, und befahl dem Gefangenwärter, mich mit aller möglichen Achtung und Schonung zu behandeln. Damit nicht zufrieden, besuchte er mich einige Mal des Nachts, und weil ich ihm immer mehr gefiel, beschloß er, alles anzuwenden, mich zu retten, und sein Geiz mußte jetzt der süßeren Leidenschaft nachstehen. Ich ward in Freiheit gesetzt, als alle glaubten, daß ich zum Scheiterhaufen wandeln müßte. Den größten Theil meines Hausgeräthes und meines Geldes erhielt ich wieder, ich zog nach meinem Landhause, wo mich der gütige Richter oft besuchte; doch war es mir nicht möglich, mein unverhofftes Glück ganz rein zu genießen, ich konnte den Don Abel nicht vergessen, und wünschte ihn zu mir. Kurz, ich konnte es nicht länger ohne ihn aushalten, und entschloß mich, ihn aufzusuchen.

Ich brachte meine Sachen in Ordnung und durchreiste zuerst die Lombardei, aber vergebens; von Genua schiffte ich nach Spanien über, landete glücklich in Barcellona, und fand zu meinem Erstaunen, wie ich ans Land stieg, den Don Rafaelino. Er war hübsch gekleidet, und auf meine Frage, was er in dieser Stadt mache, antwortete er: er habe die Ehre einer von den Anführern der Polizeibedienten zu seyn; es ist ein Amt, fuhr er fort, das mich nicht allein anständig nährt, sondern mir Ueberfluß verschafft und mich bei allen Leuten in Ansehen setzt. Ich habe ein-

gesehen, daß man, um bei dieser Profession reich zu werden, nicht sehr gewissenhaft seyn muß, die Befehle der Obrigkeit auszurichten. Diejenigen, die nicht gut bei ihr angeschrieben sind, bezahlen uns unsere Nachsicht theuer, ich will euch ein Beispiel erzählen: In diesen Tagen kam Befehl vom Hofe, einen fremden Cavalier, der in dieser Stadt wohnte, und den man für einen französischen Spion hielt, gefangen zu nehmen; ich steckte es ihm, aus Menschenliebe, er schenkte mir fünfhundert Dublonen und entging glücklich allen Nachsuchungen, die wir zum Schein in seinem Hause anstellten. — Gerade, als Don Rafaelino mir dieß saubere Stückchen erzählte, kamen einige seiner Untergebenen und schleppten ihn ins Gefängniß. Drei Tage nachher sah ich ihn, zu meinem Schrecken, am Galgen hängen, und ich bekenne, daß mir nicht wohl zu Muthe war, daß ich gerade zu dieser unglücklichen Zeit nach Barcellona gekommen war, besonders da ich mich als die erste Urheberin seines Unglücks ansehen mußte. — Ich durchreiste darauf ganz Spanien, und erfuhr endlich in eurer Vaterstadt, daß ihr euch in Italien aufhieltet. Ohne Verzug eilte ich nach Alikante, ging zu Schiffe, und habe nun, zu meiner größten Freude, das Glück, euch zu finden.

Beide Liebenden waren hoch erfreut über dieß Zusammentreffen. Nach einiger Zeit fragte Don Abel: was ist denn aus eurem Golde, euren Edelsteinen und eurem Silber geworden? Ich habe es einem Kloster in Turin anvertraut, versetzte sie, und jetzt, da ich so glücklich gewesen bin, euch wieder zu finden, will ich meinen längst gefaßten Vorsatz ausführen, euch

mein ganzes Vermögen übergeben, in ein Kloster gehen und Buße für meine schweren Sünden thun. Ich kenne jetzt den Unbestand des menschlichen Glücks, und nichts soll mich abhalten, der Welt zu entsagen. Don Abel suchte sie zu bereden, ihren Plan zu ändern, sie ließ sich aber nicht davon abbringen; er erklärte endlich, daß er ihr Vermögen nicht annehmen würde, sondern es unter die Armen in Turin vertheilen wollte, um verunglückte Familien dem Elende zu entreißen; arme, tugendhafte Mädchen, die der Verführung zu sehr ausgesetzt wären, zu retten, und Kranke zu erquicken. Polyandria war damit zufrieden, und reiste am folgenden Morgen mit Don Abel nach Turin, um die Vertheilung zu besorgen, und dann den Schleier anzunehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er reist mit Don Manrique nach Sicilien und schifft sich mit ihm ein nach Algier. Sie leiden Schiffbruch und Don Manrique findet seine Kinder wieder.

Don Manrique reiste darauf mit mir nach Reggio in Calabrien, und von da nach Sicilien. In Palermo erkundigte sich mein Begleiter nach dem Renegaten, aber ebenfalls vergebens; und seine väterliche Liebe brachte ihn endlich zu dem kühnen Entschluß, selbst nach Afrika zurück zu kehren. Ein Englisches Schiff, das nach Algier wollte, lag segelfertig, er ward mit

dem Capitain wegen der Ueberfahrt einig, und ich begleitete ihn. Mit dem frischesten Winde legten wir die Hälfte des Weges zurück, das Schiff flog durch die Wellen, aber plötzlich erhob sich ein Orkan, verstürmte unser Schiff, und wir trieben im Mitelländischen Meere herum, ohne zu wissen, wo wir waren. Endlich, bei Tages Anbruch, erblickten wir eine steile, felsige Insel; sie schien eine Bai zu haben, worin wir ankern könnten, wir steuerten darauf zu, um unser Schiff auszubessern, und erreichten sie glücklich.

Die Vorsicht selbst schien uns hieher gebracht zu haben: denn kaum traten wir ans Ufer, so erblickten wir zwei junge Leute in Afrikanischer Sclaventracht. Sie waren durch das Geschrei der Matrosen bei dem Einziehen der Segel und beim Ankerwerfen herbeigelockt und betrachteten uns neugierig. Als sie sahen, daß wir Christen waren, kamen sie freudig heran gesprungen und bewillkommten uns. Beide sahen den Don Manrique an, standen still, bis plötzlich der Aelteste von ihnen mit den Worten: mein Vater! mein geliebter Vater! ihm zu Füßen fiel. Don Manrique konnte vor Freude kein Wort hervorbringen, endlich sagte er: meine Kinder, wie kommt ihr hieher? wo sind eure Geschwister? Wir sind alle hier, antwortete der Aelteste, sind frei und gesund, nur konnten wir diese Insel nicht verlassen, da die Wellen unser Schiff zertrümmert haben. Wie er dieß sagte, kam der Renegat mit den andern Kindern, die zu ihrem Vater eilten, ihn freudig umarmten und liebkosten. Der Capitain und die Matrosen standen da und staunten, und wußten sich dieß Schauspiel

nicht zu erklären, bis Manrique ihnen seine Geschichte erzählte, worauf er den Renegaten bat, ihm zu sagen, auf welche Weise er nach dieser Insel gekommen wäre.

Das Glück war mir günstig, fing der Renegat an, ich fand in Algier eure Kinder, kaufte sie alle ihren Herren ab, obgleich es mir viele Mühe kostete, besonders bei den Mädchen, die von ihren Herren nicht zum Verkauf bestimmt waren, und nur durch ein Mittel gelang es mir, sie ihren Gebietern zu entreißen; ich ging nämlich gerade zum Bei, sagte ihm, daß ich die Absicht hätte, diese Mädchen dem Großherrn zu schenken, und durch eine beträchtliche Summe Geldes bewog ich ihn, sie mir zu verschaffen. Sobald sie in meinem Hause waren, rüstete ich mein Schiff wieder aus, um, wie ich vorgab, nach Constantinopel zu gehen; als wir aber nur die Küsten aus dem Gesichte verloren hatten, steuerte ich nach Sicilien. Mein Schiff fing aber plötzlich an Wasser zu schöpfen, alle Mittel, die wir anwandten, den Leck zu stopfen, waren vergeblich, und ich mußte mich mit euren Kindern, so gefährlich es auch war, ins Boot werfen und das Schiff seinem Schicksale überlassen. Einen Tag und eine Nacht trieben wir auf dem Meere herum, ohne Land zu sehen und von Hunger und Durst gequält; doch endlich erreichten wir glücklich diese Insel.

Wir erkletterten die höchste Spitze der Felsen, um das ganze Eiland zu überschauen und Menschen aufzusuchen, aber so weit wir sehen konnten, war alles öde und wüste. Keine Spur eines lebenden We=

sens war zu finden, eine traurige Stille herrschte rings umher, wir hielten uns unwiderruflich verloren. Nirgends war ein Obdach, uns gegen die brennende Sonne und gegen den kalten Thau zu schützen. Die dürre Erde brachte kein Gewächs, nicht einmal Gras hervor, unsern Hunger zu stillen. Der Tod schien uns unvermeidlich, und wir machten uns darauf gefaßt, als wir plötzlich in weiter Entfernung einen Hund bellen hörten. Hier müssen Menschen wohnen, rief ich voll Freude, laßt uns suchen und der Stimme nachgehen! Wir horchten, um die Gegend zu finden, woher der Schall kam, er schien aus einem tiefen Thale herauf zu tönen, wir kletterten daher mit der größten Gefahr hinab. Zu unserer Freude ward aber auch, je tiefer wir kamen, das Bellen immer häufiger und stärker. So wie der Hund uns erblickte, kehrte er um, und diente uns als Führer bis in die äußerste Ecke des Thales, wo sich bis in die Wolken ein prächtiges Gebäude, in Gestalt eines Grabmahls, erhob. Sind wir bei dem Mausoläum? rief ich verwundernd aus, als plötzlich eine alte Frau erschien, mit triefenden, eingefallenen Augen, klapperdürre und ohne Zähne, mit einzelnen weißen Haaren auf dem Kopfe. An einem Stabe wankte sie, in Afrikanischer Tracht, langsam daher: wer seyd ihr? sagte sie, als sie nahe genug war, mit zitternder, schwacher Stimme, was führt euch hieher?

Mit Mühe verstand ich ihre Frage und beantwortete sie umständlich, wobei ich entsetzlich schreien mußte, da ich merkte, daß die alte Frau taub war. Seyd mir willkommen, sagte sie, folgt mir, ich will

euch etwas zu essen geben. Wir mußten um das ganze Grabmahl herumgehen, welches in einem Halbkreise gebaut war und fünfhundert Schritte im Umfang hatte, wozu wir, da das Mütterchen mit uns ging, eine ganze Stunde gebrauchten. Durch eine kleine Thüre kamen wir in eine große Halle, in deren Mitte ein Sarg von Marmor stand, die Wände waren mit Türkischen Inschriften bemahlt. Die Alte öffnete eine andere Thüre, ging in eine anstoßende Halle und brachte einen Korb mit Muscheln und Eicheln zum Frühstück. Wir verschlangen den ganzen Vorrath mit Heißhunger, und in der Zeit, daß wir aßen, holte uns das Mütterchen frisches Wasser, das in der Nähe aus einem Felsen sprudelte. Ihr werdet euch wundern, fing die Alte an, als wir mit dem Frühstücke fertig waren, hier in dem Grabmahle auf diesem wüsten Eilande ein lebendes Wesen zu finden; meine Geschichte ist wunderbar genug, und ich will sie euch erzählen, wenn ihr Lust habt, mich anzuhören.

Funfzehntes Kapitel.

Geschichte der Alten in dem Grabmahle auf der wüsten Insel. Fortsetzung der Geschichte des Scipio, des Don Manrique und des Renegaten.

Wir waren alle begierig, ihre Geschichte zu erfahren, sie hob die Stimme so sehr sie konnte, und fing an: Ich stamme aus Mauretanien her, in meiner Jugend war ich von sehr hitzigem Temperamente und zur Liebe geneigt, und hatte auch nach und nach zwanzig Männer, die aber leider alle bald starben. Da sah ich mich für ein Weib an, das dem Menschengeschlechte Verderben brächte, und es schien mir eine heldenmüthige That zu seyn, jede Gelegenheit zu einer neuen Heirath zu vermeiden, um nicht noch mehr Menschen hinzuopfern. Ich bat daher einen Corsaren, mich nach einem Orte zu bringen, wo kein Mensch lebte, und er versprach es mir. Ich ging an Bord, nahm Lebensmittel mit, und hatte die Absicht, mich in einer Felsgrotte in einem Walde aufzuhalten, um, wenn mein Vorrath aufgezehrt wäre, von Eicheln und wilden Früchten zu leben, und so die Schuld meiner bösen Lust abzubüßen.

Der Capitain setzte mich auf diese Insel aus, wo ich so ganz meinen Vorsatz auszuführen dachte. Ich durchsuchte das ganze Eiland, ob irgendwo eine Wohnung zu finden sey, und entdeckte bald dieß Grabmahl, worin ich einen sonderbaren Menschen fand. Ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren stand vor dieser Thüre, sein Gesicht zeigte noch Spuren von

Schönheit, aber er war jetzt durch Schmerz und seine traurige Lebensart ganz abgezehrt. Wie er mich erblickte, eilte er zurück, verschloß die Thüre, und es kostete mir viele Mühe, ihn zu bewegen, sie zu öffnen. So wie ich hineintrat, erblickte ich diesen Sarg, den ihr hier seht, und blieb bestürzt stehen.

Dieser Sarg, sagte der junge Mensch, verschließt den Gegenstand meiner feurigsten Liebe. Es war mein himmlisches, angebetetes Weib, ach! sie starb zu früh, und ihr Verlust betrübte mich so sehr, daß ich sie nicht überlebt haben würde, wenn ich nicht beschlossen hätte, durch ein prächtiges Monument meine Treue und Liebe zu verewigen. Ich dachte ihr an einem Orte, der nie von Menschen besucht würde, ein köstliches Grabmahl zu erbauen und mich für immer darin einzuschließen. Von dieser wüsten Insel hatte ich gehört, verschaffte mir Handwerker und Materialien, und segelte hieher. In kurzer Zeit stand der Bau fertig da, die Asche meiner theuern Gattin wurde beigesetzt, ich entließ alle Leute und blieb allein mit meinem Schmerze. Ihr, Sennora, seyd das erste lebende Wesen, das ich hier auf dieser Insel sehe, ihr seyd mir aber, verzeiht mir — nicht willkommen. — Der junge Mann mißfiel mir nicht, da man so selten Männer findet, die so treu lieben, gewöhnlich vergessen sie nur zu leicht ihre Weiber.

Der Leidtragende sah mich gar nicht an, sondern betrachtete immer den Sarg, der die Asche seiner Geliebten enthielt. Mir gefiel der schöne Einsiedler immer besser, und nach und nach verschwand der Abscheu, den ich gegen die ein und zwanzigste Heirath hatte. Es

schien mir, als ob ich das glücklichste Weib auf der Welt seyn würde, wenn ein Mann, der so innig seine verstorbene Gattin liebte, mein Gemahl wäre, und daß es kein kleiner Ruhm für mich seyn würde, ein Herz zu besiegen, das so ganz dem Schmerz über seinen Verlust nachhing. Ich beschloß daher, seine Melancholie zu verscheuchen, nahte mich ihm, ergriff seine Hand und schüttelte sie, als ob ich ihn aufwecken wollte: macht doch die Augen auf und beschaut mich, von oben bis unten! Er that es und mußte lachen; das machte mir Muth und ich hoffte in meinem Unternehmen glücklich zu seyn. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, bewies ihm, daß er seiner Liebe schon völlig Genüge gethan hätte, und daß Alles, was er nun noch thun würde, bei einem so verständigen und geistreichen Manne als Schwäche Tadel verdiente. Ich fuhr in diesem Tone fort, lobte seine Jugend, und gab ihm zu verstehen, daß er Unrecht daran thäte, sein Leben so unter unnützen Thränen und mit Wehklagen hinzubringen.

Anfänglich hörte er mich mit Unruhe, darauf mit Gleichgültigkeit, endlich gefiel ihm meine Rede. So ward er allmählig menschlicher, und gab zuletzt leicht meiner Bitte um Gegenliebe Gehör. Ich hütete mich wohl, ihm von meinen zwanzig Männern zu erzählen, und um ihn vollends zu überreden, mich zu heirathen, schilderte ich ihm meine Ankunft auf dieser Insel als ein wahres Wunder. Wir feierten endlich ohne viele Ceremonien unsere Hochzeit, und lebten lange recht vergnügt mit einander; das Meer gab uns Muscheln in Menge, die Wälder in der Nachbarschaft liefer-

lieferten uns Eicheln in Ueberfluß. Vor ungefähr zehn Jahren starb auch dieser mein letzter Mann, und ich legte ihn in denselben Sarg, in welchem seine erste Frau ruhte, um im Tode wenigstens die beiden Liebenden zu vereinen. Seit der Zeit traure ich hier um ihn, und tröste mich, daß ich nicht im Stande bin, seine Ruhe durch den Gedanken an eine neue Heirath zu stören.

Trotz der schönen Worte entbrannte die Alte nach einigen Tagen aufs Neue, und — ich war der unglückliche Gegenstand ihrer Liebe; sie entdeckte mir ohne Hehl ihre Zuneigung; als sie aber keine Gegenliebe fand, zehrte sie sich ab und starb in kurzer Zeit.

Wir waren durch ihren Tod unumschränkte Herren des Mausoläums und der wüsten Insel, wünschten indeß herzlich, daß ein Schiff kommen und uns nach Spanien bringen möchte. Täglich erkletterten wir die höchsten Felsen, um zu sehen, ob nicht am Horizonte irgend ein Segel sich zeigen würde, aber nur erst heute waren wir so glücklich, unsere Wünsche erfüllt zu sehen.

Als Don Manrique sah, daß er nun nicht mehr nach Algier segeln durfte, beschloß er mit seinen Kindern auf dieser Insel zu bleiben, bis daß der englische Capitain von Afrika zurück käme, um uns an Bord zu nehmen und nach Cadix zu bringen, wie er es mit ihm verabredet hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Ankunft einer lustigen Gesellschaft. Don Manrique segelt mit seinen Kindern und Scipio nach Cadix.

Wir harrten lange auf die Rückkunft des Englischen Capitains, aber er erschien nicht, und nie hätte ich den Gil Blas wieder gefunden, wenn nicht, nachdem wir zehn Jahre auf dieser entlegenen Insel zugebracht hatten, durch Sturm ein Spanisches Schiff an die Küste getrieben worden wäre. Die ganze Mannschaft bestand aus Musikern, Comödianten, Tänzern und Taschenspielern von beiden Geschlechtern, die der Spanische Hof aus Italien zum Carneval, bei der Vermählung des Königs, nach Madrid kommen ließ. Alle diese lustigen Personen sprangen ans Ufer, freilich etwas matt, da sie mehrere Tage hindurch sehr unsanft von den Wellen geschaukelt waren, sobald sie sich aber nur ein wenig erholt hatten, übten sie sich in ihren Künsten. Dort sang einer, hier recitirte ein anderer eine Scene, der spielte die Geige, ein anderer blies die Flöte, dort machte einer Bocksprünge, ein Taschenspieler fing an zu peroriren, kurz, die ganze Insel ward plötzlich voll Lärm. Das Geräusch lockte uns aus dem Grabmahle hervor, und wir setzten die neuen Ankömmlinge durch unsere langen Bärte, durch unsere verwirrt herumhängenden, ungekämmten Haare, und ausgemergelten Gesichter, nicht wenig in Erstaunen. Sie ließen sich aber nicht lange stören, und da sie sahen, daß sie nun Zuschauer und

Zuhörer hatten, fing jeder wieder an, seine Kunst zu produziren. Das war ein köstlicher Anblick, das fröhliche Leben auf einer so öden und traurigen Insel gefiel uns, wohin wir uns auch wenden mochten, allenthalben fanden wir etwas zu sehen und zu hören. Schauspieler, Schauspielerinnen und Verschnittene trillerten und deklamirten durch einander; dort zappelte ein Tänzer in der Luft, wie ein Gehenkter am Galgen, dort machte eine Tänzerin tausend Verdrehungen, nicht so wohl ihre Geschicklichkeit, als um die schöne Gestalt und die reizende Form ihrer Glieder zu zeigen.

Nachdem wir lange dem tollen Gewühle, das den jungen Leuten viel Spaß machte, zugesehen hatten, kam der Direktor der Gesellschaft zu Don Manrique und bot ihm seine Dienste an, wenn er in irgend einer Sache ihm gefällig seyn könnte: Don Manrique, der je eher, je lieber die Insel zu verlassen wünschte, bat ihn, uns alle in sein Schiff aufzunehmen. Ich will es gerne thun, antwortete der Direktor, nur möchte ich gerne das Grabmahl vorher besehen, die Geschichte desselben kann ein lustiges Zwischenspiel abgeben. Er besichtigte darauf das Mausoläum, der Mahler zeichnete es ab, und der Theaterdichter machte Anstalt, eine Tragi-Comödie zu entwerfen.

Am folgenden Morgen schifften wir uns ein und gingen unter Segel. Die Schauspieler unterhielten uns durch ihr aufgeräumtes Wesen und mancherlei Schwänke. Der Raum im Schiffe war sonderbar vertheilt: den ersten und besten Platz hatten die Sänger, den zweiten die Comödianten und Tänzer, die Musi-

ker den vierten, den fünften die Taschenspieler, und die Bedienten hatten mit dem Maler, Dichter und den Soufleuren den letzten und schlechtesten Platz. Der Dichter war mein Freund geworden, und obgleich er bei dieser wunderlichen Gesellschaft war, so schien er doch kein gewöhnlicher Kopf und nicht ohne Anlagen zu seyn. Ich nahm mir einmal die Freiheit, ihn zu fragen, wie ein Mensch von seinen Talenten sich so wegwerfen könne, sich mit den schlechtesten unter der Truppe gemein zu machen? Sennor, erwiederte er, ich muß es thun, da mich das Schicksal gezwungen hat, unter diese Leute zu gehen, die es sehr übel aufnehmen würden, wenn ich mich ihnen gleich stellen, oder mich gar höher halten wollte. Sie sehen selbst die närrische Rangsucht, die unter ihnen herrscht, und darnach behaupten sie, daß dem Dichter die unterste Stelle zukomme, weil Musiker und Comödianten seine Werke vortragen müßten. Sie können kaum das Schlechte von dem Guten unterscheiden, und wollen doch, daß wir uns ganz nach ihrem Geschmack richten sollen; den natürlichen Ausdruck schelten sie kalt, und der feierliche heißt ihnen hochtrabend. Von so unvernünftigen Urtheilen kommt es aber auch, daß man so wenig gute Comödien sieht, worin die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung beobachtet wird. Wir sind gezwungen, uns nach dem jedesmaligen Geschmack zu richten, der jetzt die Regeln des Aristoteles gänzlich verwirft, weil sie der herrschenden Mode durchaus entgegen sind. Alle nicht wunderbare Stücke nennt man kalt und unschmackhaft; wer die Griechen nachahmt, macht sich lächerlich, und wer die Wahr-

scheinlichkeit beobachtet, den halten sie für arm an Erfindungskraft und Phantasie.

Auf meine Bitte zeigte er mir darauf einige Stücke, die er für gut hielt, und ich fand sie in der That lobenswerth; dann ersuchte ich ihn, mich einige andere, die den Comödianten gefielen, sehen zu lassen, und er gab mir eine Oper, die in Madrid aufgeführt werden sollte: das Chaos des Kapitols, ein wahres Ungeheuer, wie der Titel; da sah man Rom von den Galliern belagern, die Schlacht bei Cannä, die Bürgerkriege des Marius und Sylla, die Verschwörung des Catilina und endlich den Sturz der Republik und Julius Cäsar: dann kam noch Mucius Scävola vor, die Tuccia, Lukretia u. s. w., und das alles sollten die Zuschauer in drei Stunden sehen. In der ersten Scene erschienen sogar die Gänse, die das Capitol durch ihr Geschnatter retteten, auf dem Theater, der Gott Tibris, kurz, es war so toll, daß mir die Lust verging, es zu lesen, und ich gab dem Poeten die Oper zurück.

Doch ich will zu Ende eilen. Unsere Reise war glücklich; nach einer Fahrt von vier Wochen erreichten wir den Hafen von Cadix.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Scipio; er trift den Don Abel und geht mit ihm nach Neu-Spanien; Ende der Geschichte des Scipio. Fortsetzung der Geschichte des Isidoro.

Sobald wir ans Land gestiegen waren, wurde ein Eilbote abgeschickt, der Gattin des Don Manrique in Cordova die frohe Nachricht von seiner und ihrer Kinder Rückkehr nach Spanien zu überbringen, und Geld zu holen, um für die ganze Familie Kleider anzuschaffen und so manche andere Ausgaben zu bestreiten, da Don Manrique sich zum Zeugen angeboten hatte, wenn der Renegat seine Religion abschwören würde. Ich hatte die Besorgung übernommen und genug zu thun; als ich nun in der Stadt herumlief, um selbst alles schnell zu betreiben, traf ich ganz unvermuthet den Don Abel. Er umarmte mich und freute sich sehr, daß wir endlich beide, nach so langer Abwesenheit, gesund und wohl in unser Vaterland zurückgekehrt wären. Sennor, fragte ich ihn darauf, wie ist es ihnen denn gegangen? was macht Polyandria? Sie hat standhaft ihren Entschluß ausgeführt, antwortete er, und lebt jetzt, als ein Muster der Büßenden, in Turin in einem Kloster. Ihr Vermögen haben wir ganz vertheilt und viele unglückliche Familien vom Elende und Hungertode gerettet. Ich behielt für mich nichts davon, und lebe nun zufriedener und ruhiger, als jemals. Das Spiel habe ich ganz aufgegeben, und will nach Amerika gehen, um diesen Welttheil zu durchreisen. Wie ich das hörte, bekam ich Lust, ihn zu

begleiten, um meinen geliebten Gil Blas zu suchen; und auf meine Bitte versprach er mich mitzunehmen. Wir warteten, bis daß der Renegat seinen Irrglauben abgeschworen hatte, gingen dann an Bord eines Kriegsschiffes, das nach Mexiko segelte, und auf demselben erhielt ich endlich die so lange ersehnten Nachrichten von meinem ehemaligen Herrn.

Auf demselben Schiffe war ein Passagier, der immer tiefsinnig umherging und große Dinge zu bedenken schien. Don Abel und ich wir waren neugierig zu wissen, wer er sey, und fragten ihn sehr höflich nach seinem Namen, worauf er uns zur Antwort gab, daß er Diego heiße und auf eine wunderseltsame Weise in einer Höhle erzogen sey. Er erzählte uns darauf mehrere von seinen Begebenheiten und nannte dabei zufällig den Gil Blas, von dem er bis dahin immer als seinem zweiten Vater gesprochen hatte. Froh rief ich aus: O ich Glücklicher! endlich werde ich die Freude haben, meinen geliebten Herrn wieder zu sehen! Als Diego dieß hörte, schien er bestürzt, weil er, wie er sagte, ein Geheimniß, das Gil Blas ihm anvertraut hätte, unvorsichtiger Weise verrathen habe. Ich beruhigte ihn jedoch bald, und er erzählte uns umständlich seine Lebensgeschichte und schloß damit, daß er auf den Rath seines zweiten Vaters eine Wallfahrt nach Rom und Jerusalem unternommen habe, und jetzt in sein Vaterland zurückkehre, mit der Absicht, sein Leben in der Grotte, in welcher er geboren sey, zu beschließen.

Als wir in Mexiko angekommen waren, eilten Diego und ich der Höhle zu; unterwegs aber fielen

uns Räuber an, beraubten uns und ließen uns ganz nackt liegen. Zum Unglück hatten sie uns von dem Wege ab in ein Dickigt geführt, und wir konnten den Weg nach der Grotte nicht wieder finden. Wir irrten lange herum und kamen endlich an einige Hütten, worin drei oder vier Spanische Familien wohnten, die uns beiden die Matrosenkleider schenkten. Diego ward krank, und obgleich seine Krankheit nicht gefährlich war, so schien sie doch langwierig zu werden, ich überließ ihn daher der Pflege dieser guten Leute, einer von ihnen zeigte mir den rechten Weg, und ich eilte zu der Grotte. Ich traf den Gil Blas noch lebend, wie ihr wißt. Diego wird wahrscheinlich nachkommen, sobald er sich erholt hat, um dem Nachfolger seines zweiten Vaters Gesellschaft zu leisten.

Noch ehe Don Lope, Mathilde und ich nach Mexiko abreisten, fuhr Isidoro fort, kam Diego und blieb bei Scipio, mit dem festen Vorsatze, sich immer in der Einöde aufzuhalten. Seit der Zeit habe ich nichts von ihnen gehört; wahrscheinlich sind beide schon gestorben.

Mathilde und Don Lope feierten in Mexiko ihre Hochzeit mit aller Pracht, wir reisten bald nachher zusammen nach Veracrux, schifften nach Spanien, und ich verließ die beiden jungen Eheleute in Cadix, um nach Sicilien zu gehen, meine Mutter aufzusuchen, und wo möglich dem Herrn Advokaten mein Vermögen zu entreißen. Leichtsinn indeß hinderte mich an der Ausführung meines Vorsatzes: der Krieg wegen der Thronfolge in Spanien dauerte noch immer fort, die Staaten, welche diese Monarchie in Italien besaß,

waren von Oestreichischen Truppen besetzt, und aus den Spanischen Häfen segelten keine Schiffe nach jenen Gegenden, um nicht den Engländern, die im Mittelländischen Meere kreuzten, in die Hände zu fallen. Ich reiste also zu Lande durch Frankreich nach Toulon, und segelte nach Genua. Don Lope hatte mir Reisegeld gegeben, ich glaubte eine ungeheure Summe zu besitzen, ging daher, so wie ich ans Land trat, in das beste Wirthshaus und schmauste und lebte königlich.

In kurzer Zeit aber war das Geld verzehrt, und der Wirth, sobald er merkte, daß ich nichts mehr hatte, warf mich zum Hause hinaus. Da stand ich nun und sann nach, wovon ich leben sollte: ich hatte mehrere Plane: ich konnte in einem guten Hause einen Dienst suchen, aber wenn mich das auch gegen den Hunger schützte, so schien es mir doch, weil ich einen bösen Herrn erhalten könnte, unerträglich; und schwerlich hätte ich auch einen irgend guten Dienst erhalten, weil ich in dem Orte ganz unbekannt war. Ich gab also diesen Gedanken auf, und überlegte, ob ich Soldat werden wollte, ich hielt das Beschwerliche und Angenehme des Kriegsdienstes gegen einander; das erstere überwog jedoch bei weitem das letztere, daher mußte ich auf etwas anderes sinnen.

Plötzlich fand ich Licht; ein guter, lebhafter Kopf wird sich ja wohl seinen Unterhalt auf eine unabhängige Art verschaffen können, dachte ich; und da schien mir unter allen möglichen Beschäftigungen keine für mich passender, als die eines Astrologen. Ich wußte, daß mit einem Buche über Chiromantie, mit einem andern über Physiognomik, einem Quadranten, einem

Tubus und einem Sprachrohr, um mit den Dummen und Leichtgläubigen, die in der Entfernung stehen, zu sprechen, ein talentvoller Mensch eine ganze Stadt in Bewegung setzen und großes Aufsehen erregen kann. Voll von solchen Ideen verkaufte ich etwas Wäsche, schaffte mir die nöthigen Geräthschaften an, errichtete auf dem großen Markt zu Genua meine Bude und hatte ziemliches Glück. In kurzer Zeit galt ich für einen außerordentlichen Astrologen, ich wurde in Mönchsklöster gerufen und in Privathäuser, wo Leute, die sich schämten, öffentlich zu mir zu kommen, mich im Geheim befragten, was für ein Sternbild oder Planet jetzt herrsche und was ihr Schicksal seyn werde.

Mir begegneten wunderseltsame Dinge, die ich ein ander Mal erzählen werde, jetzt ist es zu spät. — Isidoro stand auf, weil die Sonne schon anfing unterzugehen, und wir kehrten langsam nach dem Landhause des Demetrio zurück.

Cäsar und Irene.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Entführung der Irene; Reisen des Sicilianers, sie aufzusuchen; er geräth in Sclaverei; findet sie in Buda, entflieht mit ihr und lebt in Polen.

Als wir uns nur eben einige Schritte vom Meere entfernt hatten, sprangen aus einem nahen Gebüsche bewaffnete Männer hervor, stürzten auf uns zu und rissen Irenen fort. Vergebens rief die Arme uns um Hülfe an, die Räuber trugen sie ans Ufer, brachten sie in eine kleine Barke, die schon in Bereitschaft stand, und ruderten aus allen Kräften davon, ohne auf unser Geschrei, auf unser Wehklagen zu achten. Was soll ich euch meinen Schmerz schildern, wer geliebt hat, wird sich leicht in meine Lage versetzen können: der Verlust der Geliebten ist das größte Uebel, das einen zärtlich Liebenden treffen kann, seine beste Hälfte ist dahin, er ist ein Leib ohne Seele. Isidoro trauerte mit mir; ich kehrte in Verzweiflung nach dem Landhause zurück und reiste gleich nach der Stadt. Demetrio schien bestürzt, wie ich ihm meinen Verlust klagte, er suchte allenthalben mit mir meine Irene, aber unsere Nachforschungen waren vergeblich, und ich beschloß, die Insel zu verlassen und alle Länder zu durch-

ziehen, um meine Geliebte wieder zu finden. Der Cefalonier billigte mein Vorhaben und machte mir Hoffnung, daß ich Irene wahrscheinlich auf der Griechischen Küste wiederfinden würde, denn die Räuber, meinte er, könnten aus keinem entfernten Orte seyn, weil sie sonst nicht mit einer so kleinen Barke sich aufs Meer gewagt haben würden.

Mir schien dieß nicht unwahrscheinlich; ich schiffte mich mit Isidoro ein und segelte nach Lepanto. Wir fanden bei unserer Ankunft die ganze Stadt in Verwirrung, weil die Türken Morea bedrohten. Meine Absicht war, in fremder Tracht das Land zu durchreisen und alle Seestädte in Epirus und Albanien zu besuchen, da wir aber erfuhren, daß das Türkische Heer in Eilmärschen nach dem Isthmus von Korinth zöge, mußte ich mein Vorhaben aufgeben. Isidoro ging unter das christliche Heer, und da er bald Befehl erhielt, mit seinem Corps nach Napoli di Romania zu gehen, verlor ich auch diesen Freund. Der Ausgang des Krieges ist euch bekannt, die Türken eroberten Morea; ich kam um meine Freiheit und ward der Sclave des Ali Togli, der mich mit nach Constantinopel nahm.

Ich ward Aufseher über seine Pferde, und mußte noch andere kleine Dienste verrichten. Ali Togli behandelte seine Sclaven menschlich, und ich hatte es recht gut. Sobald die Zeit wieder herankam, den Feldzug zu eröffnen, erhielt mein Herr Befehl, zu der Armee zu gehen nach Ungarn, wo an der Gränze ein Heer versammelt ward. Ich nebst vielen anderen Sclaven mußte ihn begleiten. Unter seinen Frauen,

die er gleichfalls mitnahm, war eine Christin; diese wußte mir einen Brief in die Hände zu spielen, worin sie mir eine große Belohnung versprach, wenn ich ihr die Freiheit verschaffen würde. Mir fehlte der Muth zu einem solchen Abentheuer nicht, ich wartete nur auf eine gute Gelegenheit, und in der Schlacht bei Peterwardein, welche der Prinz Eugen gegen die Türken gewann, benutzte ich die Verwirrung im Lager, ging in das Zelt meines Herrn, nahm die Christensclavin, setzte sie auf ein Pferd und entfloh mit ihr nach dem kaiserlichen Lager. Sie hatte viele kostbare Edelsteine mitgenommen, sobald sie sich in Sicherheit sah, zog sie einen schönen Ring vom Finger und schenkte ihn mir mit dem Versprechen, mich in ihrem Vaterlande noch reichlicher zu belohnen.

Wir ließen uns dem Prinzen Alexander von Würtemberg vorstellen, diesem entdeckte sie, daß sie eine vornehme Spanierin sey, Corsaren hätten sie geraubt, als sie in ihrem dreizehnten Jahre mit ihrem Vater von Sardinien nach Barcelona zurückgekehrt sey, und dem Bassa geschenkt. Der Prinz schickte sie mit einer starken Bedeckung nach Buda, und weil sie es wünschte, begleitete ich sie dahin. Bei unserer Ankunft miethеten wir Zimmer in einem Hause, wobei ein Garten war, der an die Kasernen stieß. Die Dame war mir gewogen, und es schien ihr nicht lieb zu seyn, daß ich selbst unter dem Geräusche der Waffen und in der Sclaverei meine Irene nicht vergessen konnte.

Unsere Absicht war, auf der Donau nach Wien zu gehen, wir mußten daher eine Zeit lang bleiben, um eine Gelegenheit abzuwarten, und vertrieben uns

die Zeit, so gut wir konnten. Des Abends pflegten wir in den Garten, der bei unserer Wohnung war, zu gehen. Eines Tages, da ich allein darin herumging, kam ich, ohne darauf zu achten, bis nahe an die Kasernen, tiefsinnig wandelte ich fort und dachte an meine Irene; plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Bestürzt blieb ich stehen, blickte umher und sah meine Geliebte, die mir einen Brief herunterwarf und ohne ein Wort zu sprechen sich entfernte. Ich raffte eilig den Brief auf, ging in einen einsamen Gang, riß voll Ungeduld ihn auf und las:

Der treulose Demetrio gab aus Geiz dem Capitain Arnaldo Nachricht, daß ich mit Dir mich in seinem Hause aufhielte; und von dem Capitain erhielt er den Auftrag, meine Entführung zu veranstalten. Man brachte mich nach Zante, wo Dein Nebenbuhler mich erwartete und gleich mit mir nach Neapel ging, denn er war aus dem Dienst des Königs von Sardinien unter das kaiserliche Heer gegangen. Seit der Zeit bin ich immer in seiner Gewalt gewesen, aber ich konnte den Abscheu, den ich gegen ihn hege, nicht besiegen, ich hasse ihn, wie ich Dich liebe. Im Frühjahre nöthigte ihn der Türkenkrieg nach Ungarn zu gehen, ich mußte ihn begleiten, er sperrte mich aber immer ein und ließ mich wie eine Gefangene bewachen. Ich sah Dich hier im Garten, ich hörte Dich mit der Dame sprechen, und meine Angst verkehrte sich bald in Freude, als ich aus Deinem eignen Munde hörte, daß Du mich noch immer liebtest. Ich wünsche frei zu seyn; aber Dich der Gefahr auszusetzen,

Deine

Deine Ruhe zu stören, würde mich unglücklich machen. Morgen um dieselbe Stunde komme, wenn Du kannst, allein an diesen Ort, und sage mir, was Du beschlossen hast.

Sobald ich den Brief gelesen hatte, brach ich in Verwünschungen über die Treulosigkeit des Demetrio aus. Als ich wieder ruhig ward, sann ich auf ein Mittel, meine Irene zu befreien: aber viele Hindernisse traten mir entgegen; sie ward bewacht, war eingeschlossen, die Spanische Dame stand mir im Wege, denn hätte sie mein Vorhaben gemerkt, sie würde es gewiß hintertrieben haben. Endlich fiel mir ein, daß ich Irene wohl durch Hülfe der Spanierin befreien könnte; ich schrieb daher meiner Geliebten, sie möchte mit dieser reden, über die Gewaltthätigkeit klagen, mit der man sie festhalte, sie sollte die Gefahr schildern, in der sie sich befände, und um Hülfe bitten, damit sie der Sclaverei entrinnen könnte.

Am folgenden Tage eilte ich zur bestimmten Stunde in den Garten, fand Irene, die schon auf mich wartete, und sobald ich nur den Brief in ihren Händen sah, entfernte ich mich, um keinen Verdacht zu erregen. Gegen Anbruch der Nacht ging ich mit der Spanierin in den Garten; als wir an den bezeichneten Platz kamen, hörte sie sich bei Namen rufen, neugierig blickte sie umher, und als sie ein Frauenzimmer sah, stand sie still. Sennora, sagte Irene, befehlen sie doch Ihrem Begleiter, sich zu entfernen. Sie winkte mir, ich begab mich weg; und meine Geliebte erhielt von der Dame das Versprechen, daß sie alles anwenden wollte, sie zu befreien.

Als Irene fortgegangen war, rief die Spanierin mich, erzählte mir, was ich schon wußte, und fügte hinzu: wir müssen für dieß arme Mädchen etwas wagen; besorge eine Strickleiter, sie kann sie hinaufziehen, an ihrem Fenster befestigen, und in der Nacht, die wir zu unserer Abreise bestimmt haben, herunter steigen. Sennora, versetzte ich, ich werde alles besorgen. Wir waren auch so glücklich bei diesem Wagstück, daß Irene unbemerkt entfloh, sich mit uns einschiffte und nach Wien abfuhr.

Ich hütete mich wohl, anf dieser Reise mit meiner Schönen zu sprechen, damit die Spanierin kein Verständniß unter uns beiden ahnden könnte; sie gewann Irene lieb und beide waren unzertrennlich. Wien war bei unsrer Ankunft voll Lustbarkeiten, man feierte die Einnahme der Festung Temeswar. Allenthalben waren frohe Menschen, nur ich konnte nicht von ganzem Herzen an der allgemeinen Freude Theil nehmen, denn die Spanierin hatte beschlossen, sobald als möglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren und mich und Irene mitzunehmen. Ich sah die großen Schwierigkeiten, die ein längerer Aufenthalt bei ihr uns verursachen würde; ihre Liebe zu mir nahm mit jedem Tage zu, und sie erklärte mir, daß sie die Absicht habe, mich in Spanien zu heirathen. Irene erfuhr dieß aus ihrem eigenen Munde, und lebte seit der Zeit in Angst und Sorgen. Sie sprach oft mit mir darüber und drang in mich, die Störerin unserer Ruhe so schnell als möglich zu verlassen. Wir mußten heimlich davon gehen, ich verkaufte den kostbaren Ring, bestellte einen Wagen, und eines Morgens früh,

vor Tages Anbruch, verließen wir Wien und eilten nach Polen, um desto besser jeder Verfolgung auszuweichen.

In acht Tagen erreichten wir Polen; aber unser Geld war verzehrt, und wir mußten auf ein Mittel denken, uns Unterhalt zu verschaffen. Irene hatte gute Anlagen zur Musik, ich konnte die Guitarre spielen, wir entschlossen uns also, als Bänkelsänger von Stadt zu Stadt zu ziehen und Romanzen abzusingen. Die Polen lieben die Musik, ohne viel davon zu verstehen, ihr Geschmack ist nicht gebildet, daher fanden wir allenthalben großen Beifall: zahlreich versammelten sich die Leute um uns her, viele indeß lobten nicht unser Spiel, sondern die Schönheit meiner Irene. Jünglinge und Männer suchten sie zu verführen, und mir selbst that man Anträge, meiner Geliebten zu erlauben, Besuche anzunehmen, da alle glaubten, daß der Gewinn mich, wie andere Leute meines Standes, dazu bewegen würde; als sie aber kein Gehör fanden, wunderten sie sich und staunten solche Sittsamkeit bei herumziehenden Musikanten, die man allgemein für äußerst leichtfertig hält, anzutreffen. Irene konnte nie auftreten, ohne roth zu werden, und oft bat sie mich, auf ein anderes Mittel zu denken, unser Brod zu verdienen.

Wir kamen endlich nach Warschau, der Residenz des Königs, die von vielen begüterten Herren des Reichs besucht wird. Der Ruf von der Schönheit, lieblichen Stimme und dem angenehmen Vortrage der fremden Sängerin, verbreitete sich bald, und einige Magnaten wünschten sie zu sehen und zu hören. Ihre Stimme gefiel ihnen, sie bemerkten es nicht, daß sie

etwas heiser war und manchmal aus dem Tone fiel, schenkten ihr ihren Beifall, lobten sie dem Könige, der uns die Ehre erzeigte, uns in seiner Gegenwart spielen und singen zu lassen. Irene gefiel der Königin, vermuthlich ihrer Bescheidenheit und Schönheit wegen, auf ihr Verlangen mußte sie einige Tage am Hofe bleiben, und ich erhielt eine Stelle unter den Bedienten des Königs. Meine Geliebte entdeckte der Königin unsern Stand und erzählte ihr unsre Abentheuer, die Fürstin nahm Theil an unserm Schicksal und suchte uns zu trösten. Unsere Hochzeit ward gefeiert, der König gab mir eine Pension, die in Sachsen ausgezahlt werden sollte, und wir verließen Warschau, mit Geschenken überhäuft, um nach Deutschland zu reisen.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; Treulosigkeit seines Bedienten; Irene wird ihm geraubt, er reist nach Italien.

In Warschau hatten wir für die Reise einen Bedienten angenommen, der uns als ehrlich und treu empfohlen war, wir fanden uns aber sehr getäuscht, denn nahe bei einem kleinen Städtchen an der Gränze von Polen griff er uns, in Gemeinschaft mit unserm Fuhrmann, an, und versetzte mir mit einem Dolche einen Stich in die Brust, so daß ich ohne Besinnung zu Boden sank. Wie lange ich in meinem Blute gelegen

habe, kann ich nicht sagen; als ich aus meiner Betäubung erwachte, befand ich mich in einer armseligen Hütte, und bei meinem Bette saß eine alte Frau, die mich aus Mitleiden aufgenommen und verbunden hatte.

Wo ist Irene? rief ich, wie meine Besinnung wiederkehrte, aber die war weit entfernt, und die gute Alte wußte nichts von ihr. Von zwei mitleidigen Reisenden, die mich in meinem Blute dem Tode nahe angetroffen hatten, war ich in diese Hütte gebracht, von meiner Irene hatten sie nichts gesagt.

Wuth und Verzweiflung überfielen mich, ich riß meine Binden ab, und nur mit Mühe konnte die Alte mich halten: vergebens suchte sie mich zu trösten, ich fand keine Ruhe, und täglich nahm meine Traurigkeit zu. Ich wußte nicht, was ich machen, wohin ich mich wenden sollte, um meine Frau wiederzufinden. Lange war ich unschlüssig, endlich schien es mir das beste umher zu reisen und allenthalben zu fragen und zu suchen, und so machte ich mich auf und ging nach Sachsen. Ohne Geld, wie ich war, sah ich mich genöthigt zu betteln, und nur mit Mühe und Noth erreichte ich Dresden, wo ich meine Dokumente hervorsuchte, mich vor dem Magistrat als denjenigen, dem der König eine Pension bewilligt hätte, legitimirte, und den Verbrecher, der mir meine Habe und mein Weib geraubt hatte, angab. Es wurden Untersuchungen angestellt, aber der Thäter war nicht ausfindig zu machen.

Alle Einwohner dieser Stadt bemitleideten mich, und behandelten mich mit Liebe und Achtung, und

dieß linderte ein wenig meinen Schmerz. Unter andern erzeigte mir ein Sächsischer Cavalier viele Gefälligkeiten, ich mußte bei ihm wohnen und mit ihm essen. Er hieß Baron Sternheim, war ungefähr dreißig Jahr alt, geistreich, gebildet, und besaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Da er zu seinem Vergnügen und um sich zu belehren eine Reise nach Italien machen wollte, lernte er von mir Italiänisch. Die Lust zu reisen, fremde Völker zu sehen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, ist lobenswerth, und findet sich häufig bei den Völkern, die um Italien wohnen. Die Italiäner selbst reisen wenig, höchstens lesen sie Reisebeschreibungen, die so oft voll von Lügen sind. Die Spanier entfernen sich ungern aus ihrem Vaterlande, es sey denn des Handels wegen, aber Kaufleute kümmern sich gewöhnlich wenig darum, auch andere Kenntnisse zu erlangen, als die gerade auf ihren Vortheil Bezug haben.

Sternheim wünschte mich zum Begleiter, und ich erfüllte sein Verlangen gern, weil ich bei der Gelegenheit etwas von meiner Irene zu hören und ihren und meinen Aeltern Nachricht von uns zu geben hoffte, was ich seit unserer Entfernung aus Cefalonia versäumt hatte. Mit guten Empfehlungsbriefen und Wechseln versehen, verließen wir Dresden im April 1718., um nach Wien, und von dort durch Tyrol nach der Lombardei zu gehen. Ohne merkwürdige Vorfälle erreichten wir einen kleinen Ort, nahe bei Castelara, wo wir einen Monat verweilten, um die Truppen zu sehen, die hier durch nach Neapel und Genua zogen, da der Kaiser damals mit den Spaniern Krieg führte.

Wir machten Bekanntschaft mit einem Obersten, einem strengen Mann, den die Soldaten indeß sehr liebten, nur die Offiziere waren ihm nicht gut. Er war gebildet, artig und angenehm, er wußte sich aus den verwickeltsten Lagen herauszuhelfen, und hatte stets neue Hülfsmittel bei der Hand. Wir waren immer beisammen und er erzeigte uns tausend Gefälligkeiten. Eines Tages, da wir ausgeritten waren, ein Cavallerieregiment vorbei ziehen zu sehen, kamen wir an ein Bauernhaus; unser Freund stieg ab, ging hinein und verweilte beinahe eine Stunde.

Wir muthmaßten wohl, daß eine Liebesangelegenheit ihn festhielte, und er versicherte uns, wie er herauskam, daß wir nicht falsch gerathen hätten. Freunde, sagte er, wir Soldaten müssen rauh und wild seyn, aber dennoch ist es süß, durch schöne, fröhliche Gegenstände unsere Wildheit zu bändigen: der immer gespannte Bogen zerbricht. In allen Städten und Dörfern, wo ich mich befand, auch mitten im Kriege, dem Feinde gegen über, sorgte ich immer für eine gute Freundin; bei einem schönen Kinde vergaß ich die drohenden Gefahren; und hier in diesem Hause habe ich ein Mädchen, die alle anderen an Schönheit und Annehmlichkeit weit übertrifft. Obgleich sie hier in dieser Hütte wohnt, so ist sie doch von edler Geburt, und sie hat einen originellen, sonderbaren Charakter; sie kann keinen Mann lieben, der sie nicht mißhandelt; Schmeicheleien und Liebkosungen verachtet sie, wer ihr gefallen will, muß grob und barsch seyn. Die Weiber sind alle schlecht, sagt sie, sie können den Männern nicht gefallen, und diejenigen daher, die die

Frauenzimmer loben, sind Schmeichler, und Schmeicheln ist ein Laster, das sich mit wahrer Liebe nicht verträgt. Um nach ihrem Geschmack zu seyn, muß man alle Feinheiten, alle Complimente, alle Artigkeiten bei Seite setzen, und sie verspotten, schimpfen, schelten, ja selbst schlagen, dann ist sie sanft, gefällig, anschmiegend, zärtlich, als wenn man eine andere mit Gold und Liebkosungen überhäufte. Durch Trotz und Härte erhält man alles von ihr, und sie ist nie zärtlicher, als wenn man sie mißhandelt. Sonderbar, unterbrach ihn Sternheim, gemeine Weiber lassen sich wohl Schläge und Schimpfwörter gefallen, aber daß ein vornehmes, gebildetes Mädchen sich so behandeln ließe, davon giebt es wohl kein anderes Beispiel. Ich merke wohl, versetzte der Offizier, ihr haltet meine Erzählung für ein Mährchen, ihr sollt euch durch eure eignen Augen und Ohren überzeugen. Morgen müßt ihr zu Abend bei mir essen, nachher verschließe ich euch in ein Cabinet, wo ihr uns sehen könnt, ohne gesehen zu werden, und ihr sollt finden, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Am folgenden Abend, wie wir schon unsern bestimmten Platz eingenommen hatten, kam das Frauenzimmer zu dem Offizier, er empfing sie sehr unfreundlich und schalt sie, sie antwortete sanft und artig, lächelte bei seinen Grobheiten und küßte die Hand, die sie mißhandelte. Wir konnten zuletzt das Lachen nicht länger zurückhalten und entfernten uns. Den Tag darauf fragte uns der Offizier, wie uns das, was wir gesehen hätten, gefiele? ob er uns eine Fabel erzählt hätte? sollte ich wohl noch ein anderes Mädchen

chen der Art finden? fügte er hinzu. Gewiß nicht, antwortete Sternheim. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er sich entschließen könnte, sie so zu behandeln. Sie will es ja nicht anders, versetzte er, und kann man etwas anderes thun, als den Damen, denen man gefallen will, zu Willen zu leben?

Bald darauf mußte der Offizier mit seinem Regimente weiter gehen; wir setzten unsere Reise fort und besuchten alle merkwürdigen Städte im Kirchenstaat.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Schwänke eines Italiänischen Bedienten. Der Sicilianer findet seine Irene wieder. Zweite Reise nach Polen. Der treulose Arzt zu Fraustadt.

In einem kleinen Orte fanden wir einen großen Auflauf, und der Wirth, den wir nach der Ursache dieser Unruhe fragten, erzählte uns, daß man Haussuchung halte, um einen entlaufenen Bedienten eines Landedelmannes zu finden: er hat schon manchen angeführt, fuhr er fort, und wird seiner Strafe nicht entgehen; schon ehe er bei diesem Herrn diente, war er durch Schelmereien berüchtigt. Warum aber hat man denn den Edelmann nicht gewarnt? fragte ich. Weil das ein so sonderbarer Mann ist, erhielt ich zur Antwort, der darauf nicht achtet; er läßt sich nicht rathen, handelt nur nach seinen Launen, und keiner kann ihm

etwas recht machen. Er hält alle für Lügner, thut immer das Gegentheil von dem, was man ihm sagt; selbst seine Frau behandelte er auf dieselbe Art; wenn sie sich ein Kleid wünschte, so mußte sie nur sagen, daß sie es durchaus nicht haben wolle, verlangte sie etwas anderes, so brauchte sie nur zu erklären, daß sie es nicht ausstehen könne, und sogleich ward es herbeigeschafft. Es war eine kluge Frau, und sie wußte sich dadurch, daß sie sich nicht in die Launen ihres Mannes fügte, Ruhe zu verschaffen. Wollen Euer Gnaden in der Zeit, daß für sie das Abendessen zubereitet wird, einige von den Schwänken des Bedienten sich erzählen lassen, so kann ich damit aufwarten, ich kenne viele von ihm, die recht artig sind. Mir fiel gleich der Wirth ein, den Scipio und Don Abel antrafen, und dieser schien ihm sehr ähnlich zu seyn; einem Reisenden indeß ist es immer wichtig, verschiedene Charaktere kennen zu lernen, und ich versicherte dem Wirth, daß ich begierig sey zu hören.

Dieser Bediente, fing er an, soll der Sohn eines getauften Juden aus Rimini seyn seine Mutter war vor ihrer Verheirathung ihrer lockeren Lebensart wegen berüchtigt, und die Ehe diente ihr blos zum Deckmantel ihrer Liebschaften. Nur dieser Sohn sah der Jude für seinen rechtmäßigen an, weil er ihm sehr ähnlich war, und doch soll, wie man sagt, die Aehnlichkeit ein sehr unsicherer Beweis der Vaterschaft seyn. Sobald der Knabe nur gehen konnte, unterrichtete ihn seine Mutter im Stehlen, worin sie große Geschicklichkeit besaß, und in kurzer Zeit ward er Mei-

ster in dieser Kunst, so daß kein Diebstahl vorfiel, wobei er nicht thätig war.

Einige liederliche Bursche, die auf anderer Leute Unkosten lebten, hatten Lust den Laden eines reichen Krämers zu plündern, sie bestimmten eine Nacht zu der Ausführung ihres Vorhabens. Ursacio, so hieß dieser lockere Zeisig, ward von ihnen eingeladen, mit Theil daran zu nehmen, und dieser ließ sich nicht zweimal bitten. Sie schlichen sich hin zu dem Laden, erbrachen die Thüre und trugen die Sachen weg. Mitten in der Arbeit aber, da einige beladen fortgingen, andere zurück kamen, um mehr zu holen, kam eine Schaar von der Nachtwache vorbei; dem Anführer fiel diese Geschäftigkeit in der Nacht auf, er ging hinzu und fragte: warum man hier ausräume? Herr, erwiederte Ursacio, der einen Besen ergriffen hatte und ganz unbefangen den Laden auszukehren schien, der Krämer ist eben gestorben und wir erfüllen hier nur den Willen seines Erben, der uns, ich weiß nicht warum, befahl, alle Sachen, sobald nur der Kaufmann gestorben wäre, schnell fortzubringen und den Laden zu reinigen. Wie zum Henker aber, versetzte der Anführer der Nachtwache, kommt es denn, daß alles im Hause so stille ist und keiner weint? Morgen werdet ihr Klagen genug hören und Thränen fließen sehen, erwiederte Ursacio; und die Wache zog ab mit der Antwort zufrieden. Bei Anbruch des Tages, als man den Betrug entdeckte, machte der Krämer das Wort des Schurken wahr, und brachte die ganze Nachbarschaft durch sein Geschrei in Bewegung.

Nicht lange nachher erfuhr Ursacio, daß in einem

Hause vor der Stadt für einige Cavaliere ein großes Gastmahl bestellt sey. Dieß schien ihm eine passende Gelegenheit, etwas zu erbeuten, und als er glaubte, daß der Schmaus beinahe geendigt sey, eilte er in die Küche und fragte den Haushofmeister, ob die und die Personen, deren Namen er nannte, noch bei Tische wären? Sie sind noch oben und schon beim Nachtisch, war die Antwort. Gut, versetzte Ursacio, verwahrt mir doch einen Augenblick meinen Mantel und meinen Huth, ich will ihnen oben einen Spaß machen. Der Haushofmeister argwöhnte nichts, er ließ ihn gehen. Der Schelm eilte die Treppen hinauf, trat in das Speisezimmer, als ob er zu den Bedienten des Hauses gehörte, nahm, so wie man abgegessen hatte, die Tischtücher ab, wickelte die silbernen Teller darin, holte seinen Huth und seinen Mantel, und schlich sich fort zu seinen Kameraden, um mit ihnen den Raub zu theilen.

Unser Wirth wollte noch mehrere Schwänke erzählen, man brachte aber gerade das Essen, er ließ uns daher in Ruhe, und gleich nachher legten wir uns zu Bett, ohne weiter auf ihn zu hören.

Am folgenden Morgen reisten wir nach Rom, woselbst wir uns lange Zeit aufhielten, um die Herrlichkeiten dieser weltberühmten Stadt zu sehen. Darauf gingen wir nach Neapel, mit der Absicht, auch Sicilien zu besuchen, indeß der Krieg zwischen den Spaniern und Deutschen hinderte uns daran. Zu meinem größten Leidwesen erfuhr ich in Neapel, daß meine Aeltern gestorben und ganz untröstlich gewesen wären, weil sie keine Nachrichten von mir erhalten

hätten. Zu spät bereute ich jetzt meine Nachläßigkeit und vergoß bittere Thränen. Die Aeltern der Irene waren beide noch am Leben, wie man mir erzählte, und glaubten, daß ihre Tochter mit dem Capitain Arnaldo, von dem sie seit seiner Abreise zum Türkenkriege nichts gehört hatten, verheirathet sey.

Ich mochte ohne meine Gattin nicht in mein Vaterland zurückgehen und reiste daher mit dem Baron Sternheim nach Genua. Diese prächtige Stadt gefiel uns, wir betrachteten die herrlichen Gebäude, und vorzüglich zog der Palast Doria unsere Augen auf sich. Als wir aufmerksam ihn betrachteten, erblickte ich unter den Bedienten des Prinzen, die vor der Thüre standen, den verwünschten Burschen, der mich auf meiner Reise von Polen nach Dresden beraubt hatte; ich eilte, ihn bei seinem Herrn anzugeben, und auf meine Bitte ward er gleich verhaftet. Der Schurke gestand sein Verbrechen und bekannte, daß er noch viele andere Frevelthaten verübt hätte. Er erzählte auch, daß er oft versucht hätte, meine Irene zu verführen, endlich aber in Mailand, über ihren Widerstand erbittert, sie beraubt und verlassen hätte und seit der Zeit nichts von ihr wüßte.

Mehr verlangte ich nicht zu wissen, ich eilte mit dem Baron nach Mailand, und fand nach langem Suchen endlich meine Irene im Hause der Marchesa von Carjoval, die sie großmüthig in Schutz genommen hatte. Es schien uns ein Traum zu seyn, uns wieder zu sehen; längst schon hatte Irene die Hoffnung aufgegeben, mich zu finden. Im Taumel der Freude verließen wir Mailand. Aber Trauer und Leid wech-

seln schnell auf dieser Erde! Bald stürzte ich in einen tieferen Abgrund des Elends.

Ich wünschte sehnlichst nach Sicilien zurück zu kehren, Irene ihren Aeltern vorzustellen und zu den Füßen derselben Verzeihung zu erbitten; auf der andern Seite aber schien es mir undankbar, wenn ich nicht selbst dem Könige von Polen für seine Güte dankte, und mich seiner fernern Gnade empfähle, und dieß fand ich so nöthig, daß ich wirklich aufbrach, zu ihm zu reisen. Im Anfange des Jahres 1720. erreichte ich Dresden, aber zu meinem Unglück war der König schon abgereist, und ich beschloß ihm zu folgen. Kaum hatten wir Fraustadt erreicht, so ward ich krank; Irene verpflegte mich mit der größten Sorgfalt, und hätte mein Arzt mich nicht ins Verderben gestürzt, so wäre ich bald wieder hergestellt. Dieser Arzt war schon ein bejahrter Mann, dennoch entbrannte er gegen meine Frau von böser Lust, und hielt es für das beste Mittel, sie zu besitzen, mich schnell aus der Welt zu schicken. Er bereitete daher ein starkes Gift, das er für ein köstliches Arzneimittel ausgab, und um der Wirkung sicher zu seyn, verordnete er, daß ich es des Morgens nüchtern einnehmen sollte. Mein Ekel gegen Essen und Trinken, der Grund meiner Krankheit, rettete mich, ich konnte die Arznei nicht nehmen, schon ihr Anblick erregte mir Uebelkeiten. Irene, um mich zu überreden, kostete dieß gepriesene Mittel, und versicherte, daß es nicht übel schmecke. Ich nahm das Gift, aber ich mußte mich übergeben und das rettete mich und schaffte zugleich die Ursache meiner Krankheit weg; Irene hingegen sank ohnmäch-

tig nieder, war bleich, zilterte, bekam Zuckungen und schien dem Tode nahe. Ob dieser Anblick und der Schmerz über den Verlust meiner Gattin, oder meine Wuth gegen den boshaften Arzt die Ursache war, kann ich nicht sagen, genug, ich fühlte mich plötzlich stark, stürzte aus dem Bette, kleidete mich an, ergriff meinen Degen und flog auf die Straße, um den Giftmischer aufzusuchen. Ich durfte nicht lange herum laufen, nahe bei meinem Hause, wo er die Wirkung des Giftes abwartete, traf ich ihn, und ehe er sich nur umsehen konnte, sank er durchbohrt nieder. Wie er hinstürzte, eilte ich fort, ohne zu wissen, was ich that, noch wohin ich wollte: zu meinem Glücke kam ich an ein Kloster, und die guten Mönche nahmen mich freundlich auf. Ich erzählte dem Abt meinen Unfall und die Ursache des verübten Mordes, er bemitleidete mich und versprach mir, mich aus Polen wegzuschaffen, ohne daß ich Gefahr liefe, den Häschern in die Hände zu fallen.

Da ich gewiß glaubte, daß meine Irene todt sey, wagte ich es gar nicht, mich nach ihr zu erkundigen, um nicht diese Wunde wieder aufzureißen, und die guten Mönche schonten mich und sprachen nicht davon. Am folgenden Tage ward beschlossen, daß ich mich in der Ordenstracht aus dem Kloster entfernen sollte, um einen ehrwürdigen Mönch, der die Fastenzeit über in Schlesien predigen mußte, zu begleiten.

Wir traten unsere Reise zusammen an, und ich gewann den Alten bald recht lieb, er war ein wahrer Heiliger, gelehrt und brav, und ich freute mich nicht wenig, als er mir vorschlug, daß ich, so lange er

hier predigen mußte, bei ihm bleiben sollte. In dem ersten Orte, wo er die Kanzel betrat, redete er über den Tod, an den wir immer denken müßten, und flößte Allen Verachtung gegen jede irdische Glückseligkeit ein. Ich ward so bezaubert, daß ich mich gleich entschloß, der Welt zu entsagen und in eine Einöde zu ziehen, um dort, ferne von den Menschen, zu leben. Als ich dem Mönch meinen Vorsatz eröffnete, rieth er mir, mich nicht zu übereilen, sondern alles reiflich zu überlegen. Er sagte mir, daß mein Entschluß wohl von einer Art Muthlosigkeit herrühren könnte, und daß bald, wenn ich ihn ausführte, die Reue nachfolgen würde, zum großen Schaden meiner Seele. Mein Sohn, fuhr er fort, wie viele habe ich schon unter uns gesehen, die im Anfange frei von allen irdischen Gedanken waren: sobald aber die erste Hitze verflogen war, gingen sie bald von der größten Strenge zu der größten Nachläßigkeit über, verwünschten den Tag, an welchem sie ihr Gelübde abgelegt hatten, und gaben selbst den Weltlichen ein Aergerniß durch ihr Betragen. Das sind die Geistlichen, die den anderen so vielen Schaden thun, so daß man jetzt nur einen Mönch oder einen Klosterbruder zu nennen braucht, um Gelächter und Naserümpfen zu erregen. Darum muß man nie eilen Ja zu sagen, wenn man nach einiger Zeit nicht wieder Nein sagen kann. Gedulde Dich daher, und sobald ich meine Mission vollendet habe, will ich mit Dir die Sache weiter überlegen.

Dieser Rath gefiel mir, ich beruhigte mich, be-

suchte seine Predigten, und mein Entschluß schien mit jedem Tag fester zu werden.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Er durchreist Schlesien, segelt nach Ostindien und geräth in Madagascar in Gefangenschaft.

Eines Tages predigte der Mönch in einer Stadt mit großem Eifer und großer Wirksamkeit, gegen ein gewisses Laster, das in dieser Gegend sehr im Schwange war, und einige seiner Zuhörer, die sich getroffen fühlten, beschlossen ihm dafür einen Possen zu spielen und ihn zu beschimpfen. In demselben Orte wohnte eine sehr schöne junge Frau, die mit einem äußerst eifersüchtigen Handwerksmann verheirathet war, und die ihn dennoch zu täuschen wußte, wenn ihr ein junger Mann gefiel. Einer ihrer Liebhaber war mit unter denjenigen, die sich gegen den Mönch verschworen hatten, und er bat sie, an diesen zu schreiben, ihm zu sagen, daß sie in vielen Jahren nicht gebeichtet hätte, weil ihr Mann, aus Haß gegen alle Geistlichen, es nicht erlaube; sie habe sich daher entschlossen, durch ihn Absolution zu erhalten, und bäte ihn daher, an einem bestimmten Tage, wenn ihr Mann nicht zu Hause wäre, zu ihr zu kommen, und zwar in weltlicher Kleidung, die sie ihm schicken würde, damit ihr Mann nichts von allem erführe, und sie doch ihr Gewissen beruhigen könnte.

Ohne die traurigen Folgen zu überlegen, die dieser gefährliche Spaß haben könnte, erfüllte sie den Wunsch ihres Geliebten, der ihr versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätte, und der Mönch, der lange anstand, den Vorschlag einzugehen, willigte endlich ein, da er bedachte, wieviel er zum Heile ihrer Seele beitragen könnte. Sie ließ ihn bald darauf zu sich rufen; er warf den mitgeschickten Bauerkittel über, begab sich nach dem Hause der Frau, und ward von ihr in das entlegenste Zimmer geführt. Dort legte er die Verkleidung ab, fing an die Sünderin zu vermahnen, und brachte sie endlich zur aufrichtigen Reue, so daß sie, die an nichts weniger gedacht hatte, in sich ging, auf die Knie fiel und unter vielen Thränen beichtete.

Indeß hatten die lockeren Gesellen aufgepaßt, und da sie wußten, daß der Handwerker auf einem nicht weit entfernten Dorfe war, ging einer hin und sagte ihm, daß der Predigermönch sich in weltlicher Kleidung in sein Haus geschlichen habe und von seiner Frau freundlich empfangen sey. Das war genug seine Eifersucht zu entflammen, er flog nach seinem Hause, stürzte in das Zimmer, und fand seine Frau — in Thränen zu den Füßen des Beichtigers. Bleich und bestürzt blieb er stehen, und, plötzlich umgestimmt, statt gegen den Mönch und seine Frau zu wüthen, fiel er auf die Knie und bat um Verzeihung, daß er sie gestört habe. Er erzählte darauf Alles, was man ihm gesagt hatte; der Mönch erkannte den Fallstrick, der ihm gelegt worden war, ließ sich aber nicht stören und hörte die Beichte der Büßenden an, die seit dieser

Zeit ihren Lebenswandel änderte. Mit Segenswünschen und Danksagungen überhäuft, ging er ruhig nach seiner Wohnung zurück, herzlich zufrieden, so glücklich der drohenden Gefahr entronnen zu seyn, und noch zufriedener, daß er die Seele der Sünderin dem Verderben entrissen hatte.

Als die Verschwornen sahen, daß der Mönch ganz ruhig und in seiner gewöhnlichen Kleidung aus dem Hause ging, und hörten, wie der Mann ihn allenthalben selbst lobte, konnten sie es nicht begreifen, schrieben es einem Wunder zu, bereuten ihre Frevelthat gegen einen Heiligen und hörten seine Predigten aufmerksam und mit großem Nutzen.

Ich sah immer deutlicher, daß die Tugend meines Gefährten ungeheuchelt war, und mein Wunsch, der Welt zu entsagen und ihm nachzufolgen, ward immer lebhafter. Ich hoffte meinem Vorbilde gleich zu werden, und bat ihn oft, mein Verlangen zu stillen, er hielt mich aber immer hin und hieß mich warten, damit ich gewiß wüßte, ob ich berufen sey, oder nicht. Meine Irene hatte ich in der Zeit ganz vergessen; sie hat schon den Lohn ihrer Tugend empfangen, dachte ich, und noch im Kreise der Seligen wird sie sich freuen, wenn ich ein Heiliger zu werden wünsche.

Als die Fastenzeit verflossen war, gingen wir von Schlesien nach Böhmen, wo der Mönch bei einem Ordenskapitel zugegen seyn sollte. In Prag bat ich ihn wieder, mir zu erlauben, das Ordenskleid anzunehmen, er aber wollte meine Geduld prüfen, und befahl mir, noch ein Jahr zu harren und der Sache gar

nicht zu erwähnen. Ich mußte mich darein fügen, so schwer es mir auch ward, und fühlte mich erst getröstet, als der Mönch, der zum Anführer der Missionäre nach Ostindien ernannt war, mich fragte, ob ich Lust hätte, ihn zu begleiten, wobei er mir zugleich versprach, daß mein Wunsch erfüllt werden sollte, sobald ich Proben meiner Festigkeit und Standhaftigkeit abgelegt hätte. Ich nahm den Vorschlag an, reiste mit dem Mönch durch Deutschland nach Frankreich, und von dort nach Portugal, wo wir uns auf ein Schiff begaben, das nach Goa segeln sollte. Wir erreichten glücklich Brasilien, umschifften das Vorgebürge der guten Hoffnung, und ankerten bei Madagascar, um für den noch übrigen Theil unserer Reise Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Die Küsten dieser Insel sind von Europäern bewohnt, hohe Berge, die unersteiglich scheinen, umschließen das Innere, wohin die alten Einwohner sich zurück gezogen haben.

Während der Zeit, daß die Schiffe hier vor Anker lagen, streifte ich mit einigen Portugiesischen Kaufleuten umher, die Gegenden in Augenschein zu nehmen. Unsere Neugierde aber lockte uns zu weit. Eines Tages, als wir eben auf einer grünen Wiese, die vom Meeresufer sich bis an die Berge erstreckte, hingingen, hörten wir plötzlich jemand um Hülfe rufen. Wir eilten nach dem Orte hin, und fanden einen von unsern Leuten in seinem Blute liegen. Er erzählte uns, daß er, um die Quelle des kleinen Flusses, der diese Wüste durchströmte, aufzufinden, sich zu weit gewagt hätte, und plötzlich von Leuten, die in einem, aus einem hohlen Baumstamme gemachten Kahne her-

beiruderten, angefallen wäre. Sie hätten versucht, ihn mit fortzuschleppen, bei unserer Annäherung aber wären sie eilig entflohen.

Kaum hatte er seine Erzählung geendigt, so sahen wir mehrere Kähne hervorkommen. Die sonderbar gekleideten Leute darin stiegen aus, griffen uns an, und obgleich wir uns tapfer widersetzten, mußten wir endlich der größeren Anzahl weichen und uns ergeben. Sie plünderten darauf die Todten, schleppten diejenigen von uns, die noch Zeichen des Lebens von sich gaben, in die Kähne, und stießen ab. Am entgegengesetzten Ufer setzten sie uns auf eine Bahre von Baumzweigen, und trugen uns mit vieler Sorgfalt und Behutsamkeit durch enge Fußpfade, bis auf den Gipfel des Berges. Fünf Tage wurden wir so transportirt, endlich erreichten wir eine Art von Lager, das aus Barracken bestand. Sobald wir angekommen waren, wurden unsere Wunden, die schon vorher mit Blättern und ausgepreßten Kräutersäften verbunden waren, untersucht und gereinigt, und in drei Tagen waren alle geheilt. Darauf brachten sie uns zu einem ehrwürdigen Alten, der ihr Anführer zu seyn schien, wie wir aus der Ehrenwache vor seinem Zelte und aus der Achtung, die man ihm erwies, schlossen. Ihr seyd die Gefangenen meines Königs, sagte er, wie er uns erblickte, aber fürchtet euch nicht, ihr sollt nicht wie Sclaven behandelt werden, man wird euch an die Spitze des Heeres stellen. Ich selbst befand mich anfänglich in demselben Zustande, wie ihr, und es war mein Glück, darf ich sagen, daß die Leute mich zum Gefangenen machten, da sie an Menschlichkeit keiner

kultivirten Nation nachstehen. Sie wünschen sich in der Kriegskunst zu vervollkommnen, daher suchen sie Europäer zu Anführern zu erhalten, weil sie gehört haben, daß Europa alle Welttheile in der Behandlung der Waffen übertrifft. Was ich angefangen habe, sollt ihr vollenden. Ihr genießt hier völlige Gewissensfreiheit, seyd gänzlich frei, und erhaltet Alles, was zu eurem Unterhalte nöthig ist.

Wir waren über diese Nachricht nicht wenig erfreut, weil wir eine ganz andere Aufnahme erwartet hatten, und mit jedem Schritte dem Tode näher zu kommen fürchteten. Jeder Gedanke an Mönch und Kloster war bei mir verschwunden, ich brannte vor Begierde, ein Held zu werden. Habe ich doch nicht umsonst fechten gelernt und den Soldaten beim Exerciren zugesehen, dachte ich, jetzt darf ich hoffen, hier eine bedeutende Rolle zu spielen!

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er kommt mit seinen Gefährten in die Hauptstadt und zieht in den Krieg.

Was soll ich euch mit der Beschreibung unserer ferneren Reise und unserer Ankunft in Tarapasar hinhalten? Wir erreichten glücklich diese Haupt- und Residenzstadt, wurden dem Könige vorgestellt, der sich über unsere Ankunft freute, und lebten eine Zeit lang ruhig an seinem Hofe. Eines Tages, als wir alle

vom Könige zur Tafel eingeladen waren und eben anfingen zu essen, kam ein Courier und brachte die Nachricht, daß ein starkes, feindliches Heer in die südlichen Provinzen eingebrochen sey und alles mit Feuer und Schwert verwüste. Er fügte hinzu, daß die Armee des Königs noch weit entfernt und zu schwach sey, um den Verheerungen Einhalt zu thun, und daher erst auf Verstärkung warten müsse. Das Mittagsmahl verwandelte sich in einen Kriegsrath, und zuletzt ward beschlossen, daß wir Europäer alle mit zu Felde ziehen, und daß die einzelnen Regimenter der Armee in Eilmärschen nach den südlichen Provinzen aufbrechen sollten.

Wir kamen in wenigen Tagen zur Armee, die in kurzer Zeit aus zwanzigtausend Mann bestand. Der General, ein guter Alter, der den Wein sehr liebte, freute sich über unsere Ankunft, weil er hoffte, uns einen Theil seiner Geschäfte aufbürden zu können, und als er sah, daß ich die meisten Kenntnisse besaß, ernannte er mich zu seinem Generaladjudanten, überließ mir die Sorge für das Heer, und blieb den ganzen Tag bei der Flasche.

Ich brannte vor Begierde, mich durch eine kühne That auszuzeichnen, und ersuchte den General um die Erlaubniß, mit zwei oder drei Regimentern dem Feinde entgegen gehen zu dürfen, um zu recognosciren. Er gestand es mir endlich zu, als die feindliche Armee sich uns bis auf fünf oder sechs Meilen genähert, und viele Städte und Dörfer niedergebrannt hatte, jedoch mit der Bedingung, daß ich in zwei oder drei Tagen zurückkehren sollte. Wir stießen bald

auf einen feindlichen Haufen, den wir leicht zerstreuten und größtentheils zu Gefangenen machten, die ich unter Bedeckung ins Lager zurück schickte. Am folgenden Morgen schlugen wir uns mit einem andern Haufen herum, der geplündert hatte und viel Schlachtvieh wegführte; wir nahmen ihm dieß wieder ab und machten hundert Gefangene. Als ich nach dem Lager zurück kam, ward ein Courier an den König abgefertigt, ihm Nachricht von meinen glücklichen Unternehmungen zu bringen, und ich erhielt zur Belohnung das Patent als General, und das Versprechen, der Nachfolger des alten Feldherrn zu werden.

Eines Morgens brachten uns Ueberläufer die Nachricht, daß der Feind die Absicht habe, uns anzugreifen. Ich eilte auf eine Anhöhe und sah das Heer schon in Bewegung, es war weit stärker, als das unsrige, und nahte heran, uns einzuschließen und von allen Seiten anzufallen. Ich ließ unsere Soldaten schnell ausrücken und stellte sie in drei Treffen. Im ersten standen die ungeübtesten, um den ersten Anfall der Feinde, der gewöhnlich sehr heftig war, aufzuhalten, im zweiten und dritten erwarteten ihn die muthigsten und tapfersten, um mit frischen Kräften den Sieg zu erfechten. Unser General saß bei der Weinflasche und war nicht fortzubringen, so daß ich das Commando übernehmen mußte. Das erste Treffen wurde gänzlich geschlagen; als aber, auf meinem Befehl, das zweite vorrückte, ward der Feind, der schon gesiegt zu haben glaubte, stutzig; ich selbst fiel aus einem Hinterhalte über ihn her, und die Portugiesen, die bei mir waren, fingen jetzt an zu feuern; da

ward die Unordnung allgemein, alles floh, ein großer Theil ward niedergehauen, die königliche Fahne fiel in unsere Hände, und ich hatte das Glück selbst, den König gefangen zu nehmen. Noch auf dem Schlachtfelde schrieb ich an unsern Monarchen und meldete ihm, daß wir gesiegt hätten; aber daß wir dieß meiner Thätigkeit und Anordnung zu verdanken hätten, verschwieg ich, und lobte den General und das Heer, und die Tapferkeit meiner Portugiesischen Gefährten. Der König erfuhr jedoch durch seine Unterthanen den wahren Verlauf der Sachen, und dankte mir in einem eigenhändig geschriebenen Briefe. Meine Sorge war jetzt nur, den erfochtenen Sieg zu benutzen, da ich oft gelesen hatte, daß dieß die vornehmste Pflicht der Feldherren sey.

Sobald sich daher die Armee nur etwas ausgeruht hatte, schickte ich den König, der in unsere Hände gefallen war, und die anderen Gefangenen unter starker Bedeckung nach der Hauptstadt, und führte unser Heer ins feindliche Gebiet. Wir erreichten bald die engen Pässe, die den nördlichen Theil von Madagascar von dem südlichen trennen, drangen in verschiedenen Colonnen durch, und sammelten uns wieder an einem bestimmten Orte, in der jenseitigen Ebene. Unvermuthet fielen wir über die Dörfer her und erfüllten Alles mit Schrecken und Entsetzen. Die Einwohner flohen, verließen ihre Häuser und Habe, die Festungen und Städte öffneten ihre Thore, und alle wetteiferten, sich so schnell als möglich zu ergeben, so daß ich nach vierzehn Tagen in die feindliche Hauptstadt, die Palabatar hieß, einzog.

Im Namen des Königs, unsers Herrn, nahm ich alles in Besitz. Die Gemahlin und die Schwestern des gefangenen Monarchen, die hier in meine Hände fielen, behandelte ich mit gebührender Achtung. Meinen Dolmetscher, Dagal, ernannte ich zum Gouverneur der Residenz, schickte verschiedene Abtheilungen meines Heeres nach den andern Provinzen des Reichs, und in einem Monate hatten wir das ganze feindliche Gebiet erobert, worauf ich dem König Bericht abstattete und ihm schrieb, daß wir jetzt für lange Zeit Frieden haben würden, weil kein Feind mehr da sey, der ihn stören könnte.

Nachdem ich alles in Ordnung gebracht hatte, machte ich Anstalt, an den Hof zurück zu kehren, um den verdienten Beifall einzuärndten, und, wenn es möglich wäre, die katholische Religion einzuführen, was ich für meine ruhmwürdigste und herrlichste That gehalten haben würde.

Voll von diesen frohen Gedanken, kam ich in Tarapasar an, wo ich mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen ward. Unter dem Jubel und Beifallklatschen der Menge zog ich ein, der König nahm mich huldreich auf und ich ward sein Vertrauter. Auf dieser hohen Stelle fing ich an, den Mann von Bedeutung zu spielen, ich behandelte alle, die zu mir kamen, mit Ernst, aber zugleich leutselig und bescheiden. Da erkannte ich zuerst, wie die Geschäfte den Menschen bilden und wie sie ihn fähig machen, auch die wichtigsten Sachen zu betreiben, wenn er eine Stelle hat, wo er seine Talente entwickeln kann. Wie viele große Geister schlummern nur und

werden nicht bemerkt, weil das Glück sie an keinen Platz brachte, wo sie glänzen konnten, und wie viele spielen eine große Figur in der Welt, weil sie von vornehmen Familien abstammen, obgleich sie beschränkt und einfältig sind! Die Zimmer des Königs standen mir immer offen, nichts ward unternommen und beschlossen, wobei man mich nicht um Rath fragte, so daß ich alles nach meinem Willen lenken konnte. Ich vergab alle Stellen, ohne daß man sich beklagte, noch mich beneidete, und ohne daß die Eingebornen es versucht hätten, mich zu stürzen.

Was aber diese nicht thaten, das unternahmen meine Gefährten; sie sahen es mit neidischen Augen, daß ich, ihnen an Geburt gleich und noch jünger als sie, so hervorgezogen und geachtet wurde, und waren damit unzufrieden, daß ich Eingeborne zu Gouverneurs und Befehlshaber in den eroberten Provinzen ernannt hatte. Ich hatte dieß mit großem Vorbedacht gethan, um die Herzen der Unterthanen zu gewinnen, und weil ich es nicht für nöthig hielt, den Portugiesen diese Aemter zu geben, da sie schon in der Armee vortheilhafte Stellen hatten, und noch dazu die Landessprache nicht verstanden. Aeußerst unzufrieden mit mir, suchten sie nur eine Gelegenheit, mich zu stürzen, heuchelten jedoch im Umgange die größte Ergebenheit und Freundschaft gegen mich. Sie beschlossen endlich, mir durch Verleumdung zu schaden, und dazu diente ihnen der Aufenthalt des gefangenen Königs in meiner Wohnung, die Pracht, womit ich ihn bewirthete, und die häufigen Unterredungen, die ich mit ihm hatte. Dieß alles gebrauchten sie, mich der Verrätherei anzukla-

gen: ich sollte damit umgehen, den Gefangenen wieder in Freiheit und auf den Thron zu setzen, und meinem Könige nach dem Leben stehen. Ihre Verleumdung erhielt noch einige Wahrscheinlichkeit, als im Staatsrathe die Frage aufgeworfen wurde, was man mit dem Gefangenen machen sollte, und ich vorschlug, ihn mit seiner Familie frei zu lassen und ihm sein Reich wieder zu geben. Meine Gründe siegten, und es ward beschlossen, daß man meinem Rathe folgen wollte. Dieß war es, was mich gänzlich stürzen sollte; die Portugiesen suchten und erhielten eine Privataudienz bei dem Könige, warfen sich ihm zu Füßen, klagten mich an, als einen Verräther, und betheuerten, wie schwer es ihnen würde, einen Europäer anzugeben, daß sie aber doch ihre Pflicht nicht hätten versäumen wollen. Der König erschrak, ließ sich alles umständlich erzählen, und die Verräther suchten jeden Umstand zu benutzen, um mich als einen Verbrecher zu schildern.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers; er wird angeklagt als Verräther; der König stellt eine Untersuchung an und findet ihn unschuldig. Er reist mit Dagal nach Europa.

Ein Fürst, der weniger klug gewesen wäre, würde in einer so wichtigen Sache einen schnellen Entschluß gefaßt haben; denn, kommt es auf das Leben des Monarchen an, so ist gewöhnlich ein Schatten des Ver-

brechens, oft auch schon die Angabe hinreichend, daß dem Angeklagten der Prozeß gemacht und er verdammt wird. Der König von Madagascar aber nahm sich ganz anders; zuerst befahl er, die Portugiesen zu verhaften, mich aber ließ er frei und überhäufte mich immer mehr mit Ehre und Gunst. Den Grund seines Verfahrens gegen die Fremden entdeckte er keinem, nur ließ er merken, daß er sie für ein kleines Vergehen gegen die Gesetze des Reichs strafen wolle, und keinem ward der Zutritt zu ihnen gestattet. Er beobachtete ganz genau alle meine Tritte und Schritte, der gefangene König blieb in meinem Hause, mein Monarch fand Mittel, ungesehen eine Unterredung, die ich mit meinem Gaste hatte, anzuhören, und entdeckte nichts, woraus er Verdacht schöpfen konnte.

Am folgenden Morgen ließ er mich rufen. Freund, sagte er, wie ich ins Zimmer trat, dem Himmel sey Dank, daß er mich von der größten Sorge, die ich in meinem Leben gehabt habe, befreit hat! Deine Gefährten klagten Dich als einen Verräther an, aber ich selbst habe Deine Unschuld entdeckt und gefunden, daß es nur Verleumdung war; ich übergebe sie Dir daher, damit Du Dich selbst rächen und sie bestrafen kannst. Ganz bestürzt warf ich mich dem Könige zu Füßen. Erhabener Monarch, sagte ich, mich betrübt nicht so wohl die Anklage, als daß Ew. Majestät jetzt eine schlechte Meinung von den Europäern hegen werden, da diejenigen, die meine Erhebung wünschen sollten, mich zu stürzen suchen. Ich bitte Ew. Majestät, da Sie am meisten beleidigt sind, selbst die Frevler zu züchtigen. Das werde ich thun,

antwortete der König, und zwar mit aller Strenge; keiner aber soll wissen, warum sie bestraft werden, denn bis jetzt ist meinen Unterthanen das Wort Verrätherei nicht bekannt, lernten sie es aber kennen, so könnten sie vielleicht Verräther werden. Die kluge Vorsicht des Königs gefiel mir, und ich rieth ihm, die Portugiesen vom Hofe fortzuschicken und einzeln an entfernten Orten einzusperren, damit sie in der Einsamkeit, von Gewissensbissen gequält, ihre Frevelthat bereuen könnten. Mein Vorschlag ward angenommen, und die Portugiesen wurden nach den Gränzfestungen gebracht.

Dem Fallstricke, den man mir gelegt hatte, war ich auf die Art glücklich entgangen, lebte wieder mit demselben Glanze in ungestörter Ruhe, und brachte nach und nach dem Könige und seinen Hofleuten die Grundsätze der wahren Religion bei. Sie sehnten sich nach der Taufe, es fehlten uns aber Priester, und ich bat endlich den König um Erlaubniß, nach Europa zu reisen. Ich versprach in zwei Jahren wieder zu kommen und tugendhafte, ehrwürdige Geistliche mitzubringen, die das Licht des Evangeliums unter seinen Unterthanen verbreiten sollten. Ich gelobte auch, keinem Europäer zu entdecken, wie fruchtbar und reich die Insel sey, damit keiner auf den Einfall käme, sie zu erobern. Der König erlaubte mir endlich, wiewohl ungerne, die Reise zu machen, und gab mir den Dagal, der große Lust hatte, Europa zu sehen, zum Begleiter.

Nach einem Aufenthalte von drei Jahren verließ ich Madagascar wieder. Dagal und ich begaben uns

nach der Westküste der Insel, die Afrika gegen über liegt, um in einem der kleinen Hafen ein Europäisches Schiff aufzusuchen; aber über drei Wochen mußten wir warten, ehe ein Schiff ankam. Dagal hatte sich als ein Spanier gekleidet, wofür ihn auch alle hielten, und um jeder Untersuchung zu entgehen, sagten wir, daß ein Spanisches Schiff aus Unachtsamkeit uns am Ufer zurück gelassen hätte, und daß wir nur auf eine Gelegenheit warteten, in unser Vaterland zurück zu kehren. Eines Morgens sahen wir endlich in der Ferne eine Fregatte mit Englischer Flagge. Weil sie nicht auf die Insel zusteuerte, gaben wir von einer Anhöhe Zeichen, und der Capitain schickte sein Boot aus, uns an Bord zu bringen. Wir erzählten dem Capitain dasselbe, was wir den Hafenleuten gesagt hatten, er glaubte es und behielt uns bei sich. Das Schiff setzte seinen Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort, und 1725. im September erreichten wir glücklich Lissabon.

Meine Absicht war, nach Sicilien zu gehen, mich zu erkennen zu geben, die Güter meines Vaters und meines Oheims in Besitz zu nehmen, und alles zu einer zahlreichen Mission nach Madagascar anzuschaffen. In der Zwischenzeit, da wir eine Gelegenheit nach Italien abwarteten, führte ich den Dagal überall herum, ihm die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt von Portugal zu zeigen. Er konnte sich nicht genug verwundern, daß man hier das Gold so hoch hielte, da es in Madagascar gar nicht geachtet wurde, und staunte über den Hof und die Menge der Granden, Ritter und Minister, wie sie alle mit Gold, Silber und

Edelsteinen prangten. Als er nachher sah, was diese Stadt für einen ausgebreiteten Handel mit allen Nationen hatte, erklärte er, daß die Europäer außerordentlich betriebsame und geistreiche Menschen wären; aber, setzte er hinzu, mir gefällt unsere Beschränktheit, unser einfaches Leben doch besser, denn das Meiste von dem, was ihr durch den Handel erhaltet, dient ja nur zum Luxus und zur Pracht. Als er die Prediger immer gegen Völlerei, Ausschweifungen, Geiz und Laster der Art predigen hörte und zugleich sah, daß nichts gewöhnlicher sey, als Unmäßigkeit, Liederlichkeit und Habsucht, konnte er nicht begreifen, wie bei so treflichen und nützlichen Lehren die Sitten so anstößig seyn könnten.

Endlich fanden wir ein Schiff, das nach dem Mittelländischen Meere segeln wollte, wir gingen an Bord, erreichten Livorno glücklich, und reisten, nach einem Aufenthalte von zwei Tagen, nach Florenz und Rom. Nun sind wir, sagte ich zu Dagal, in der ersten Stadt der Welt, der ehemaligen Hauptstadt des Römischen Reichs, jetzt dem Hauptsitze der katholischen Religion. Hier thront der Statthalter Christi, und von hier gehen die Verkündiger des Evangeliums nach allen Seiten der Welt aus. Dagal stand und hörte mich an, und betrachtete staunend Gebäude, Tempel und alte Ruinen, und dankte mir, daß ich ihn an einen Ort gebracht hätte, wo alles so groß, geschmackvoll und majestätisch wäre.

Sieben=

Siebentes Kapitel.

Der Sicilianer geht mit Dagal nach Palermo; trift unvermuthet den Isidoro, der eine Ueberraschung veranstaltet.

Nachdem wir einige Tage geruht hatten, führte ich den Dagal nach einem Kloster und stellten ihn dem Abt vor, damit dieser es übernähme, ihn zu unterrichten. Ich entdeckte ihm, daß Dagal aus Madagascar herstammte, und daß er, als der erste aus einer großen Nation, die das Licht des Evangeliums noch entbehrte, begierig sey, sich belehren zu lassen. Der Abt war sehr erfreut, umarmte seinen Zögling, räumte ihm eine Zelle ein, und versprach ihn selbst zu unterrichten. Ich verließ darauf Rom und eilte nach Sicilien, um meine Sachen daselbst in Ordnung zu bringen.

Eben wollte ich in Palermo in ein Wirthshaus treten, als mich jemand zurück zog; ich sah mich rasch um, und zu meinem größten Erstaunen erblickte ich den Isidoro. Welch' ein glücklicher Zufall hat Dich hieher geführt? rief er, wie froh bin ich, Dich zu sehen! Wie freue ich mich, Dich hier zu finden! war meine Antwort, und Dich in einem glücklicheren Zustande anzutreffen! Das wollen wir ein andermal besprechen, versetzte er, aber nun laß Dir sagen, daß für Dich keine andere Wohnung in Palermo ist, als mein Haus; ich habe, dem Himmel sey Dank! mein Vermögen wieder erhalten und lebe mit meiner Mutter in Ruhe von meinen Zinsen.

Unvermerkt hatte er mich während dieses Gesprächs von dem Gasthofe weggeführt und in eine enge Straße gebracht. Wir traten in ein kleines, aber freundliches und artig eingerichtetes Haus. Alles, was Du hier siehst, sagte Isidoro, gehört von jetzt an eben so gut Dir, als mir; nun aber erzähle mir, in der Zeit, daß die Mahlzeit zubereitet wird, wie es Dir seit unserer Trennung gegangen ist. Ich erfüllte seinen Wunsch, und als ich bei der Erzählung von dem Verluste meiner Irene die Thränen nicht zurückhalten konnte, ward er gerührt und suchte mich durch die Vorstellung, daß ich wohl noch Ersatz für diesen Verlust finden könnte, zu trösten. Nein! rief ich schnell, nein, mein Freund! ich will Wittwer bleiben, so lange ich lebe! —

Ich erzählte ihm darauf, was ich für Schicksale in Polen gehabt hatte, meine Abentheuer in Madagascar, und daß es meine Absicht sey, mit einer Mission dahin zurück zu kehren. Mir ahndet, unterbrach er mich, daß Du noch eine ganz andere Mission unternehmen wirst. Dein Vermögen ist in Deiner Abwesenheit sehr gut verwaltet worden, von einer Person, die Dich sehr liebt, und ich hoffte immer, trotz der Gerüchte von Deinem Tode, Dich im Besitze desselben zu sehen, und ich habe mich, dem Himmel sey Dank! nicht betrogen.

Mir war es unmöglich, zu errathen, wer so liebevoll für mich gesorgt haben könnte, und ich war beinahe überzeugt, daß nur Isidoro selbst so freundschaftlich für mich bemüht gewesen wäre. Man rief uns zum Essen, dadurch ward unser Gespräch unterbrochen

und wir setzten uns zu Tische mit der Mutter des Isidoro, einer schönen, obgleich schon bejahrten Frau. Die Zeit des Essens verkürzte sie uns durch mancherlei Schnurren, wir schonten den Wein nicht und wurden alle recht aufgeräumt. Die Erinnerung an unsere überstandenen Leiden machte uns die Gegenwart noch angenehmer. Zwei Tage war ich schon bei Isidoro, als er mit mir ausging und mir recht absichtlich die schönsten und artigsten Frauenzimmer der Stadt zeigte. Die wäre für Dich eine gute Partie, sagte er und zeigte mir eine schlanke Brünette, sie ist eine junge und reiche Wittwe; — Wittwen gefallen Dir nicht? gut, sieh, dort geht ein schönes, kluges und sittsames Mädchen, sie ist die Tochter eines reichen Vaters. Ich kann Dir leicht von diesen beiden diejenige, die Dir am besten gefällt, verschaffen. Sprich mir nicht von heirathen, unterbrach ich ihn, seitdem meine Irene todt ist, hasse ich dieß Wort. Ich verstehe Dich, antwortete Isidoro, Du willst also frei leben und die Freuden der Ehe genießen, ohne ihre Lasten zu tragen; ist das die schöne und strenge Moral, die Du in Madagascar gelernt hast? Stille! erwiederte ich ein wenig aufgebracht, Dein Scherz ist bitter; ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich das Cölibat mit der äußersten Strenge beobachten will, und Gott weiß, ob meine Schwermuth nicht noch größer werden wird. Bester Cäsar, sagte mein Freund, die Melancholie ist dem Menschen schädlich, kein gescheidter Mann sollte ihr nachhängen, sie gränzt zu nahe an Wahnsinn. Ich hoffe indeß noch einen Gegenstand zu finden, der Dir, so wie Du ihn nur erblickst, die Grillen ver-

scheuchen und Dich umwandeln wird. Mir schien dieß im Scherz gesagt, und ich lachte darüber.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich des Abends in mein Zimmer trat und ein weibliches Wesen erblickte. In dem Halbdunkel konnte ich sie nicht deutlich erkennen. Ich glaubte, daß Isidoro sich einen Spaß mit mir machen wolle, um meine Standhaftigkeit zu prüfen; daher warf ich die Thüre zu und ging hin und bat ihn, mir ein anderes Zimmer für diese Nacht zu geben, weil in meinem bisherigen Schlafzimmer die Luft verpestet sey. Wie ist das möglich? rief er, laß räuchern, denn eine andere Stube kann ich Dir nicht geben, da ich keine andere habe: komm, wir wollen eine Untersuchung anstellen und die Luft reinigen. Mit diesen Worten stand er auf und ich folgte ihm; an der Thüre kam uns aber schon seine Mutter entgegen, die an der Hand — meine geliebte Irene führte. Hier, Don Cäsar, sagte sie, ist das Mädchen, die Euch so in Schrecken setzt. Stellt euch mein Erstaunen und meine Freude vor, es schien mir ein Traum seyn, bis ich Irene in meine Arme schloß. Tausend Fragen that ich, ohne eine Antwort abzuwarten, ich vergoß Thränen in ihren Armen und sie konnte keine Worte finden; sprachlos umarmten wir einander.

Als ich etwas ruhiger geworden war, fragte ich meinen liebevollen Wirth, wie er diese Ueberraschung veranstaltet hätte? Sobald Du angekommen warst, versetzte er, schickte ich nach Deiner Frau, die die sorgsame Verwalterin Deines Vermögens gewesen ist, und benachrichtigte sie von Deiner Ankunft. Auf mein

Bitten kam sie schnell nach Palermo, es kostete mir aber viele Mühe, sie zu überreden, einige Tage verborgen zu bleiben und nicht gleich in Deine Arme zu eilen, um uns nicht den Spaß zu verderben. Ueber ihre Schicksale kannst Du sie selbst befragen. Er ging darauf weg, und ich eilte mit Irene nach meinem Zimmer.

Achtes Kapitel.

Geschichte der Irene seit ihrer Vergiftung in Fraustadt. Trauriger Tod des Capitains Arnaldo.

Mit Sonnen Aufgang standen wir auf und gingen zu Isidoro und seiner Mutter, die uns schon erwarteten, und Irene befriedigte unsere Neugierde durch die Erzählung ihrer Schicksale nach meiner plötzlichen Entfernung. Sie fing an:

Als die Wirthsleute in Fraustadt Dich so wüthend aus dem Zimmer stürzen und zum Hause hinauseilen sahen, kamen sie zu mir, und da sie mich in dem traurigen Zustande, worin mich das Gift versetzt hatte, fanden, glaubten sie anfänglich, daß Du mich verwundet hättest; als sie aber nachsuchten und keine Verletzung zu entdecken war, muthmaßten sie bald die wahre Ursache, gaben mir ein gewisses Gegengift, das sie gerade im Hause hatten und das mich rettete. Als ich meine Besinnung wieder erhielt und Dich nicht sah, fragte ich nach Dir, sie erzählten mir,

daß Du den Arzt ermordet hättest und sicher entflohen wärest, mehr konnten sie aber nicht ausfindig machen. So sehr ich mich auch über Deine glückliche Flucht freute, so quälte mich doch die Ungewißheit, worin ich über Deinen Aufenthalt war. Ich reiste nach Dresden, weil ich Dich dort zu finden hoffte, aber Du warst nicht zu erfragen, der Baron Sternheim konnte mir keine Nachricht von Dir verschaffen. Er gab sich alle mögliche Mühe, ich blieb über zwei Monate in seinem Hause, während er Nachsuchungen anstellte, aber nirgends warst Du zu finden, nur so viel erfuhren wir, daß Dich ein Mönch mit nach Schlesien genommen hätte. Der Baron eilte nach Schlesien, hörte aber, daß Du schon nach Böhmen gereist seyst. Häusliche Geschäfte hinderten ihn Dir zu folgen, ich machte mich daher selbst auf den Weg. Es giebt kein Land in der Welt, wo Frauenzimmer mit größerer Sicherheit reisen können, als in Deutschland, man wird sie nirgends beleidigen. Ich erreichte daher Prag glücklich und erfuhr dort, daß Du die Absicht gehabt hättest, den Mönch nach Ostindien zu begleiten, und vermuthlich in Italien, in Genua oder Livorno zu Schiffe gehen würdest. Mir schien es wahrscheinlich, daß Du den Mönch nur bis an den Hafen gebracht hättest und dann nach Sicilien gegangen wärest, um Deine Güter in Besitz zu nehmen, da ich wußte, daß dieß Deine Absicht gewesen war, ehe wir nach Sachsen gingen. Ich entschloß mich, Dir zu folgen; nur hatte ich nicht Geld genung zu einer so weiten Reise.

Als ich eben darüber nachsann, wie ich mir am

besten helfen könnte, kam ein Fremder an, dem der Wirth ein Zimmer, das an das meinige stieß, einräumte. Ich hörte, daß er schlecht Deutsch und gut Italiänisch mit dem Aufwärter sprach, und ich war neugierig, ihn zu sehen. Wie er aus seinem Zimmer ging, sah ich ihm durch eine Spalte in meiner Thüre nach und erblickte — unsern Freund Isidoro. Für mich konnte nichts erwünschter seyn, als dieses zufällige Zusammentreffen; ich gab mich ihm zu erkennen, und er wunderte sich sehr, mich zu finden. Er fragte gleich nach Dir, und als er unser Unglück hörte, bot er sich an, mich zu begleiten, um Dich aufzusuchen. Wir reisten zusammen nach Italien, weder in Genua, noch in Livorno konnten wir Dich erfragen, noch etwas von dem Missionär hören. Ich ging darauf nach Sicilien, versöhnte mich wieder mit meinen Aeltern, die mir zum Besitz Deines Vermögens verhalfen, aber mir war es unausstehlich, ohne Dich im Hause zu seyn. Alle nur ersinnliche Mittel versuchte ich, Dich aufzufinden, aber umsonst war meine Mühe, ich hätte mich selbst aufgemacht, wenn ich nicht wäre von meinem Vater und unserm Freunde abgehalten worden. Ich hatte keinen ruhigen Augenblick und beweinte Dich als todt.

Noch größer ward mein Kummer, als plötzlich der Capitain Arnaldo nach Mazara kam. Er hatte mich allenthalben vergebens gesucht; seine leidenschaftliche Liebe war noch stärker geworden, und wie er mich nun wiederfand, obgleich er hörte, daß ich verheirathet war, daß Du entflohen wärest und man Deinen Aufenthalt nicht wüßte, wollte er mich doch

besitzen, trotz des heiligen, unauflöslichen Bandes, das uns beide vereinte. Seine größte Lust war, das Unmögliche zu unternehmen; je gefährlicher und verwegner ein Wagstück war, um so mehr zog es ihn an. Er hatte vieles von Dir erfahren, was wir nicht wußten, er hatte gehört, daß Du mit einem Missionär nach Ostindien gegangen seyst, und zeigte uns einen Brief, den dieser Mönch aus Goa geschrieben hatte, worin er meldete, daß Du mit einigen Portugiesen auf Madagascar von den Eingebornen erschlagen wärest. Ich weinte Tag und Nacht, und hätte mich nicht Isidoro getröstet, der mir vorstellte, wie so oft Leute, die man schon für todt gehalten hätte, wieder zum Vorschein gekommen wären, so hätte mich der Schmerz ins Grab gebracht.

Arnaldo verfolgte mich nun allenthalben, stand ich am Fenster, so zeigte er sich in der Gasse, ging ich in die Kirche, so eilte er mir nach; auch meine Aeltern waren auf seiner Seite und trieben mich, doch endlich einen Menschen, der mich so treu und zärtlich liebte, glücklich zu machen. Oft schalten sie es Dummheit, daß ich über einen Landstreicher, der mich böslich verlassen hätte, noch weinen könnte; aber ich achtete ihre Reden und Ermahnungen nicht, widerstand allen Bitten und erklärte, daß ich nicht wieder heirathen würde. Als Arnaldo endlich sah, daß er sich vergebens bemühte, verwandelte sich seine Liebe in tödtlichen Haß, wie es bei rohen Menschen oft der Fall ist, und er beschloß, sich auf die niedrigste Art zu rächen. Er suchte öffentlich meine Ehre zu schänden, verbreitete nachtheilige Gerüchte von mir, und

ich mußte das hören und konnte nichts thun, als weinen. Aber der Himmel, der die Unschuld beschirmt, ließ ihn nicht lange ungestraft. Eines Tages traf ihn, da er mich eben lästerte, auf öffentlicher Gasse der Schlag und lähmte ihm die Zunge. Da ging er in sich, erkannte seine Sünde, und weil er nicht sprechen konnte, forderte er Dinte und Papier, setzte ein Bekenntniß auf, daß die ausgesprengten Gerüchte falsch und erlogen wären, und bat mich um Verzeihung. Zwei Tage nachher starb er.

Sein Tod, der mich von großem Elende befreite, war der Anfang meines Glückes; ich hoffte auf eine frohe Zukunft und habe mich nicht getäuscht; noch sind keine sechs Monate verflossen, und mein sehnlichster Wunsch, Dich wieder zu sehen, ist erfüllt.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Sicilianers. Irene weigert sich, ihm nach Madagascar zu folgen. Entschluß des Isidoro.

Bald darauf, fuhr Cäsar fort, schrieb ich an meinen Freund Dagal und erzählte ihm, wie glücklich ich gewesen war. In seiner Antwort meldete er mir, daß er im Beiseyn vieler Kardinäle und Prälaten feierlich getauft sey; mir wünschte er Glück dazu, daß ich meine Gattin wiedergefunden hätte, und ermahnte mich, ihr nicht zu sehr anzuhängen und mich ja nicht von meinem Vorhaben, nach Madagascar zurück zu

kehren und Missionäre hinzuführen, abwendig machen zu lassen. Ich erhielt diesen Brief in meiner Vaterstadt Mazara, wohin ich mit Irene gereist war, um selbst meine Güter in Besitz zu nehmen, und er beunruhigte mich sehr, da ich mich nicht mehr so gleichgültig und frei fand, als zu der Zeit, wo ich meinen Dolmetscher in Rom verließ, oder wie ich in Tarapasar die Mission in Vorschlag brachte. Damals sah ich die Dinge in der Welt ganz anders an, und weil ich an die Lebensart der Insulaner gewohnt war, konnte nichts mein Herz bewegen, nicht seinem ersten Antriebe zu folgen, der mich spornte, Alles anzuwenden, um die Bewohner von Madagascar und ihren Beherrscher zum Christenthume zu bekehren, und keine Gefahr, selbst den Tod nicht zu scheuen. Jetzt aber stellte mir meine Liebe zu Irene die Gefahren einer solchen weiten Schifffahrt durch so unsichere Meere vor, und was mir damals eine Kleinigkeit schien, ward jetzt ein unübersteigliches Hinderniß. Tausend Zweifel über den glücklichen Erfolg dieser Mission erwachten in meiner Brust; wer weiß, dachte ich, ob alle so geneigt seyn werden, die neue Lehre anzunehmen, ob sie mich nicht statt mit Beifall und Achtung, wie ehemals, jetzt mit Schmach und Hohn empfangen werden?

Auf der andern Seite aber schien ich mir selbst strafbar, wenn ich wortbrüchig würde und nicht zurückkehrte, da ich doch dem Könige mein Wort gegeben hatte, der dafür sich an allen Europäern, die in seine Hände fielen, rächen könnte, so daß ich auf diese Weise Schuld an unzähligen Hinrichtungen seyn würde.

Meine Unruhe, mein Schwanken, ehe ich mich entschließen konnte, machten, daß ich nicht so heiter wie gewöhnlich war. Irene bemerkte es bald, drang in mich, ihr die Ursache zu entdecken, und als sie hörte, daß ich noch ungewiß und unentschlossen war, ob ich mich den unzähligen Gefahren zu Wasser und zu Lande aussetzen, oder ruhig zu Hause bleiben und für meine Familie sorgen sollte, fing sie an bitterlich zu weinen, und ihre Thränen, ihre Bitten bewogen mich endlich jeden Gedanken an die Rückreise nach Madagascar aufzugeben. Isidoro kam um diese Zeit von Palermo, uns zu besuchen, und sobald wir ihn begrüßt hatten, erzählte ihm Irene, daß ich die Absicht gehabt hätte, nach Madagascar zurück zu kehren. Scheint es Euch nicht auch so, fragte sie ihn, als ob er mich, da ich doch so viel für ihn gelitten habe, gar nicht liebe! Er kann sich nicht entschließen, die übrige Zeit seines Lebens bei mir hinzubringen, und will sich wieder den Gefahren einer so beschwerlichen Reise aussetzen. Zu meiner Rechtfertigung sagte ich dem Isidoro, daß mich mein Wort hielte, das ich dem Könige gegeben hätte. Gut, gut, sagte er, wenn denn alle Gründe Deines Weibes nicht hinreichten, Dein Felsenherz zu bezwingen, so wirst Du doch nachgeben und beruhigt seyn, wenn ein Freund Deine Stelle vertritt und alle Deine Verpflichtungen übernimmt? Ich selbst, lieber Cäsar, will für Dich hingehen, ich will mit Dagal und den Missionären nach Madagascar reisen. Wie, unterbrach ich ihn, Du willst Dein Vaterland, Dein Vermögen, Deine Mutter verlassen, und Dich so vielen drohenden Gefahren

aussetzen? Ja, mein Freund, antwortete er, ich habe das heftigste Verlangen, die Länder, die der Ocean von uns trennt, kennen zu lernen; ich fühle Muth und Kraft genug, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Ich bin jung, gesund, unverheirathet, und seit meinen Kinderjahren treibe ich mich in der Welt herum, was soll mich halten? Ich muß Dein Nachfolger werden. Wie, fragte ich, hast denn Du die Absicht, nie zu den Deinigen zurück zu kehren? Das wird von Umständen abhängen, versetzte er, vielleicht komme ich wieder; das ruhige Leben gefällt mir nicht, ich muß wandern. Meine alte Mutter empfehle ich Dir, sey Du ihr Sohn, nimm sie zu Dir, ich übergebe Dir mein ganzes Vermögen.

Wir brachten darauf Alles in Ordnung; er blieb noch einige Tage bei uns. Wir waren neugierig zu wissen, was er für Schicksale gehabt hatte, seit der Zeit, daß wir von einander getrennt lebten, und Irene bat ihn, den Faden seiner Erzählung da wieder aufzunehmen, wo wir durch den Ueberfall der Räuber in Cefalonia gestört wurden, weiter zu hören.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er lebt in Genua als Astrolog.

Ich weiß noch recht gut, fing Isidoro an, daß ihr gerne erfahren wolltet, Sennora, was ich als Astrolog für ein Leben führte, jetzt sollt ihr es hören.

Sobald ich in Genua nur unter dem großen Haufen, der mich immer umringte, berühmt ward, erhielt ich auch Ansehen bei solchen Leuten, die mir nützlicher seyn konnten, und ich suchte meinen Credit auf alle Weise zu heben. Ein junger Kaufmann, den ich am vorhergehenden Tage im Laden seines Vaters, der eifrig durch seine Brille die Rechnungsbücher studirte, hatte Tuch verkaufen sehen, trat eines Morgens in den Kreis der mich umringenden Leute, und ich merkte, daß er aufmerksam zuhörte, aber mit einer Miene, die mir zeigte, daß er große Plane im Kopfe habe. Seine Absicht glaubte ich so ungefähr errathen zu können, daher winkte ich ihm, näher zu kommen und mir die Hand zu zeigen. Nachdem ich etwas länger, wie gewöhnlich, die Linien in derselben betrachtet hatte, ohne auch nur das Geringste von der Chiromantie zu verstehen, sagte ich ihm leise ins Ohr: Sennor, ihr seyd in ein schönes Mädchen verliebt, die euch aber nicht ausstehen kann, und jetzt bedenkt ihr die Art, wie ihr sie erobern wollt, durch ein Stück Atlas, das ihr eurem Vater zu entwenden die Absicht habt. Ich hatte glücklicherweise recht ge=

rathen, der junge Mensch bekannte, daß ich die Wahrheit gesagt hätte, und bat mich, an einen gewissen Ort zu kommen, damit ich dort ungestörter ihm wahrsagen könnte. Ich entließ darauf die Umstehenden, die haufenweise herzugeströmt waren, (da sie sahen, daß ein gut gekleideter Mensch mich um Rath fragte, der, wie er mich staunend verließ, allenthalben meine Kunst rühmte) und auch ihr Schicksal zu wissen verlangten.

So schnell ich konnte, eilte ich nach dem bestimmten Orte, und fand den jungen Kaufmann, der mich mit Ungeduld erwartete. Ihr werdet euch leicht denken, daß ich mich nicht lange damit aufhielt, seine Physiognomie zu studiren und ihm das Horoskop zu stellen, ich sagte ihm, was mir in den Mund kam, tausend tolle Dinge, die aber alle seinem Verlangen entsprachen und ihm gefielen. Er verschluckte alles mit großer Begierde, als ob meine Aussprüche Orakel des Delphischen Apollos oder der Sibylla wären. Es ist in der That nichts leichter, als die Zukunft zu verkünden, jeder, der nur irgend Kopf hat, kann leicht etwas ersinnen, was dem Hörenden gefällt, und was man wünscht, glaubt man ja so leicht: man darf auch eben nicht fürchten, Lügen gestraft zu werden, denn man geht davon, ehe die Zeit erfüllt ist. Das schwerste ist, von der Vergangenheit zu reden, da die Fragenden diese meistentheils besser kennen, als der Wahrsager, daher muß man sich sehr in Acht nehmen, sich mit Muthmaßungen begnügen, allgemeine, doppelsinnige Ausdrücke gebrauchen und sich so viele Ausflüchte, als möglich lassen, um seine Worte ändern, anders bestimmen und erklären zu können.

Nachdem ich dem jungen Kaufmanne versichert hatte, daß er nach zwei Monaten seine Geliebte für immer besitzen würde, sagte ich ihm noch unzählige Albernheiten, die er wie Evangelium glaubte, und erhielt von ihm eine Dublone, wofür ich mir, sobald er sich entfernt hatte, in einem nahen Wirthshause ein gutes Mittagsessen bestellte.

Kaum hatte ich auf Kosten des Einfaltspinsels geschmaust, so trat eine Frau herein, mich aufzusuchen; sie sagte, sie sey Aufwärterin bei einigen Nonnen, die meine Prophezeihungen zu hören wünschten und mich bitten ließen, doch sobald als möglich zu ihnen zu kommen. Ich versprach zu erscheinen, und wie die Magd sich entfernt hatte, dachte ich nach, was ich diesen frommen Kindern sagen sollte, da ich keine von ihnen kannte und durchaus nichts von ihnen wußte. Nach langem, vergeblichen Nachsinnen schien es mir das beste, meiner Laune freien Lauf zu lassen und zu sagen, was mir einfiele. Der einen empfehle ich, dachte ich, mit dem Gärtner zu zanken, weil er die Blumen vernachläßige; einer anderen will ich rathen auf die Hühner böse zu seyn, weil sie nicht an Einem Tage zwei Eier legen; einer dritten sage ich, daß ihr Vater sie gegen ihren Willen ins Kloster gesteckt hat, um seine älteren Kinder desto besser zu versorgen. Mit diesen sauberen Vorsätzen ging ich in das Kloster, wo ich erfuhr, daß eine Schwester des jungen Kaufmanns, dem ich gewahrsagt hatte, unter den Nonnen wäre, und daß ich auf ihren Antrieb gerufen sey. Ich weissagte allen, von der Aebtissin bis zur Köchin, sie waren über meine Erwartung mit mir zufrieden

und beschenkten mich reichlich. Die Wahrheit zu gestehen, so war ich noch nie in meinem Leben so in Verlegenheit gewesen, als damals; alle drängten sich, um zuerst mein Orakel zu vernehmen, und legten mir so tolle, wunderliche Fragen vor, daß ich meine ganze Geduld und Klugheit nöthig hatte, um mich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen.

Ich kam erst spät vom Kloster nach meiner Wohnung zurück, und fand einen Bedienten eines der angesehensten Männer in Genua, der mich bitten ließ, noch an demselben Abend zu ihm zu kommen. Ich eilte augenblicklich hin, nicht sowohl aus Achtung gegen seinen Stand, als weil ich eine gute Belohnung erwartete. Sogleich wie ich in den Palast trat, ward ich in ein Cabinet geführt, wo der Herr ganz allein auf einem Sopha saß und mich erwartete. Er war schon bejahrt, aber noch stark und munter, und rauchte mit vielem Anstande und großer Würde Taback. Ich verbeugte mich tief und er dankte höflich, doch nicht freundlich. Ich habe euch holen lassen, sagte er, damit ihr durch die Täuschung eurer lügenhaften Kunst meine Lust befriedigt. Obgleich ich schon über sechzig Jahr alt bin, so habe ich doch noch ein solches Feuer, daß ich nie ohne ein hübsches Mädchen leben kann. Neulich starb mir meine bisherige Geliebte an einem hitzigen Fieber, und kaum war sie beerdigt, so mußte ich mich auch schon nach einer andern umsehen. Die ganze Stadt habe ich durchsucht, um eine zu treffen, die mir ganz gefiele, endlich habe ich ein allerliebstes, junges Mädchen gefunden, sie ist erst vierzehn Jahre alt, die Tochter ehrlicher, aber armer Aeltern und gut

erzogen. Das Alles ist mir hinderlich, ich kann sie nicht bewegen, meinen Willen zu thun. Nun habe ich mich nach ihren Neigungen und Gesinnungen erkundigt, und erfahren, daß sie ehrgeiziger ist, als die meisten Mädchen, so daß sie im Hause ihrer Aeltern der vornehmen Miene wegen, die sie annimmt, nur die Prinzessin genannt wird, und die Mutter bestärkt sie in ihrem Hochmuth. Meine Diener sollen euch ihre Wohnung zeigen, dann macht Bekanntschaft mit dem Mädchen, und sobald ihr sie sprecht, gebt ihr zu verstehen, daß ihr Stern sie zu hohen Dingen bestimmt habe, daß ihr durch die Astrologie wüßtet, daß einer in der Stadt sie heftig liebe, und daß sein ganzes Glück von ihrem Besitz abhänge. Macht ihr eure Sachen gut, so sollen vier und zwanzig Dublonen eure Belohnung seyn. Das Geld lachte mich an, aber dazu beizutragen, daß ein solches Mädchen verführt würde, das fiel mir aufs Gewissen, und ich suchte mancherlei Entschuldigungen auf, um es abzulehnen; meine Gründe aber wurden nicht gehört, der alte Herr gerieth in Eifer und drohte, mich derb abprügeln zu lassen, wenn ich nicht thäte, was er verlangte. Solchen triftigen Gründen konnte ich nicht widerstehen, ich verbeugte mich und versprach blinden Gehorsam.

Sobald ich die Straße, das Haus und den Namen des Mädchen wußte, ging ich am nächsten Morgen in jenes Stadtviertel und rief laut: Wer hat Lust einen Astrologen zu hören, der die Vergangenheit und Gegenwart durchschaut und ganz unfehlbar das Zukünftige vorhersieht! Die Weiber stürzten an

die Fenster und auf die Balkone, die rief von dieser, jene von einer andern Seite, alle wollten mich sehen, mit mir sprechen, und ich eilte nur sie abzufertigen, da ich etwas ganz anderes beabsichtigte, als ihre Neugierde zu befriedigen. Wie ich an das bezeichnete Haus kam, sah ich das Mädchen, ihre Mutter und ihre Schwestern auf dem Balkon. Ich machte tausend Verdrehungen und possierliche Stellungen, als wenn mich die Wuth überfiele, endlich rief ich aus: was sehe ich! welch ein heil- und segenbringender Stern herrschte in der Stunde, worin jenes hochbeglückte Mädchen geboren ward! Was für wichtige Sachen lese ich auf ihrer Stirne! Was entdecken mir ihre hellen Augen! Zerreiß den Schleier, der mir das Uebrige verbirgt! So lange ich lebe habe ich noch kein so liebliches Gesicht gefunden, das so schöne und Glück weissagende Züge in sich vereinigte! Erlaube mir, wunderseliges Mädchen, dir das Glück zu verkünden, das deiner hochbegnadigten Familie durch dich bestimmt ist!

Die ganze Nachbarschaft gerieth in Bewegung, das Mädchen öffnete mir schnell die Hausthüre, ich ging hinein und bestellte meinen Auftrag, wie ich es versprochen hatte, so daß keiner zweifelte, daß von dem alten Herrn ihr Glück und ihr Heil, das ich verkündigte, ausgehen würde.

Ich eilte nun meine vier und zwanzig Dublonen zu holen, die mir auch sogleich ausgezahlt wurden, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, augenblicklich Genua zu verlassen. Ich mußte gehorchen,

und entschloß mich, nach Parma und Piacenza, nach Florenz und endlich nach dem Kirchenstaate zu gehen.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er muß aufhören als Astrolog herumzureisen.

Ich reiste schnell nach Piacenza, wo ich einige Spaßvögel antraf, die mich gebrauchten andere zu necken, wofür sie mich reichlich bezahlten. Einer von ihnen sagte mir eines Tages: Herr Astrolog, seht ihr dort wohl den Menschen, der so tiefsinnig an jenem Laden steht? Das ist ein ehemals reicher Mann, der aber sein ganzes Vermögen daran gesetzt hat, den Stein der Weisen zu finden; geht hin und sagt ihm, daß er vergebens suche, daß er nie den philosophischen Stein erhalten würde, wofern er sich nicht den Bezoar der Basilisken verschafft hätte. Ich eilte hin zu ihm, redete ihn ohne Umstände an, und sagte: ich sehe, mein Herr, daß sie ein Alchymist sind. Was wollt ihr damit sagen? fragte er barsch. Große Dinge will ich euch entdecken, antwortete ich, ich lese in euren Augen, in den Linien eurer Stirne, daß ihr mit der Zeit noch glücklich seyn und den Stein der Weisen finden werdet; auf einer Reise, die ihr machen müßt, werdet ihr endlich das Ingredienz, das euch noch fehlt, erhalten. Und was ist das für ein Ingredienz? fragte er neugierig. Der Bezoar der Basilisken, war

meine Antwort. Geht zum Teufel! versetzte er verdrießlich, ihr seyd ein Narr, oder ein Schelm, in allen Büchern, die ich gelesen habe, wird dieß Ingrediens nicht angeführt. Darum gerade, erwiederte ich, nannte ich euch glücklich, weil ihr, was alle andere nicht wissen, durch mich erfahrt. Vor langer Zeit schon habe ich das Geheimniß in einem Arabischen Buche gefunden, und konnte es noch keinem entdecken, weil mir immer das Wort stecken blieb, wenn ich es jemand offenbaren wollte, bis ich endlich euch antraf.

Der arme Tropf ließ sich bald überreden, daß ich ihm die Wahrheit gesagt hatte, und schenkte mir ein großes Goldstück, womit ich mich schnell entfernte, herzlich froh, daß ich den Alchymisten geprellt hatte. Die lustigen Gesellen, die alles mit angesehen hatten, konnten vor Lachen nicht reden und bezahlten mich reichlich, weil ich meine Sachen so gut gemacht hatte.

Am folgenden Tage zeigten sie mir einen Arzt, den nie eine vornehme Person rufen ließ, weswegen er immer traurig und niedergeschlagen umherging, weil er glaubte, daß man ihn verachte. Geh, sagten mir die lustigen Brüder, und tröste den armen Teufel, dessen Talente nur wenige kennen und zu schätzen wissen. Ich näherte mich ihm, grüßte ihn und sagte, mit eurer Erlaubniß, ich möchte euch gerne allein sprechen. Der Arzt, in der Meinung, daß ich ihn wegen einer Krankheit um Rath fragen wollte, ging mit mir bei Seite, als er aber hörte, daß meine Absicht sey, ihm zu wahrsagen, stieß er mich zurück: fort, rief er, du hast fehl geschossen, ich bin für andere ein Astrolog

und habe keinen Wahrsager nöthig. Das wußte ich schon, versetzte ich schnell, ich weiß, daß ihr ein großer Arzt seyd und daß ein Mediciner die Astrologie studiren muß, um nach dem Einflusse der Planeten und der obern Gestirne die Behandlung der Kranken anzuordnen und die Vorherverkündigung des Ganges der Krankheit darnach einzurichten. Ich glaubte daher auch mit Grund sagen zu können, daß die Sterntafeln, die ihr gebraucht, für dieß Jahr ganz falsch sind, und daß ihr euch bei euren Kuren nicht darauf verlassen müßt. Ich will wetten, daß ihr, obgleich ihr der Hippokrates unsrer Zeit heißen könnt, darnach wenig Glück habt und der große Haufe euch nicht achtet.

Das ist wahr, antwortete er, man schätzt mich wenig in der Stadt, und schon oft war ich entschlossen, wegzuziehen, weil ich den Satz: nemo propheta in patria sua, wahr fand; es scheint, als ob man mich für einen unbekannten und unwissenden Menschen hält, obgleich ich in Bologna, dem Italiänischen Athen, zum Doktor kreirt bin. Kein angesehener Patient läßt mich rufen, nur die Armen wenden sich an mich, und die können leider nichts bezahlen. Findet ihr, versetzte ich, daß ich von vergangenen Dingen auch die Wahrheit verkündigt habe, obgleich ich nicht das Glück habe, euch zu kennen und erst gestern hier angekommen bin, so schenkt mir auch für das, was ich euch von der Zukunft sagen werde, Vertrauen. Jetzt endlich nahet die Zeit eures Ruhmes, noch in diesem Jahre wird euch das Glück anlächeln und euch aus dem Staube emporheben. In diesem Jahre wird es viele

Kranken geben, alle Mittel, die man gewöhnlich gebraucht, werden nichts helfen, da die herrschende Constellation es hindert; wollt ihr nun glücklich in euern Kuren seyn, so verschreibt gerade das Gegentheil von dem, was man euch gelehrt hat und was andere Aerzte hier geben. Habt ihr ein Mal Ruf und Zutrauen, dann fürchtet nicht, daß irgend einer euch schaden wird, wenn ihr auch angefeindet würdet, wenn ihr auch die Kirchhöfe füllen und die Städte entvölkern solltet. Der Doktor hörte mich mit Wohlgefallen an, dankte tausendmal und versprach mir zur Belohnung, mich in der ersten Krankheit umsonst nach diesen Grundsätzen zu kuriren. Auch das wußte ich, sagte ich, indem ich wegging, daß ihr nicht einmal einige Maravedis besitzt, mich zu belohnen, aber meine Absicht war auch nicht, Geld zu erhaschen.

Nach Verlauf von drei oder vier Tagen traf ich ihn wieder auf der Gasse; kaum erblickte er mich, so eilte er auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: Mein Freund, wie froh bin ich, euch hier zu finden, ihr seyd für mich ein neuer Zoroaster gewesen, und ihr wißt nicht, welchen Dank ich eurer Prophezeihung schuldig bin. Ihr hattet mich neulich kaum verlassen, so fand sich schon eine Gelegenheit, euren Rath zu benutzen. Ich trat in eine Apotheke, wo man eben über die Krankheit eines vornehmen Herren sprach, den schon alle Aerzte aufgegeben und ihn den Geistlichen überlassen hatten. Seine Krankheit war eine Art von Wassersucht, und vergebens hatten die geschicktesten Aerzte Italiens ihre Kunst aufgeboten, ihn zu retten. Als ich das hörte, dachte ich an euren Rath und be-

schloß, ihn zu prüfen. Ich erbot mich, den Patienten herzustellen, wenn man ihn mir ganz überlassen wollte. Alle fingen an zu lachen, und einige Aerzte zuckten, mit hämischem Lachen, die Achseln. Der Apotheker, ein bejahrter und geschickter Mann, sagte halb im Scherz: wenn dieser Medikus Wunder thun kann, so laßt es ihn versuchen; es ist nichts daran verloren, wenn der Kranke auch unter seinen Händen stirbt, da ihn die andern ja schon zum Tode verurtheilt haben. Kurz, der Patient ließ mich rufen, und ich ward sein Arzt.

Ich erkundigte mich nach der Art, wie meine Vorgänger ihn behandelt hatten; dürre gebratenes Fleisch war seine Nahrung gewesen, und alles Trinken hatten sie ihm verboten. Ich kehrte es um, ließ Wasser holen, schüttete zum Schein einige Pulver hinein und erlaubte dem Kranken zu trinken, so viel er nur wollte. Nach einigen Stunden mußte er recht starken Wein trinken, und ich brachte die ganze Nacht an seinem Bette zu, um die Wirkungen meiner Arzneimittel zu beobachten. Ihr könnt kaum glauben, wie alles nach Wunsch ging, schon am folgenden Morgen war der Kranke ganz wohl, nur noch schwach und hinfällig, und bald hatte ich ihn wieder hergestellt. Diese Kur ward mir gut bezahlt und ich will mit euch theilen, da ich euch mein Glück verdanke. Mit diesen Worten gab er mir einen vollen Beutel, den ich nicht zurückwies. Ich ermahnte ihn darauf, die angerathene Methode nicht zu vergessen und entfernte mich schnell, voll Verwunderung darüber, daß die Wassersucht blos durch Wein und Wasser kurirt werden

konnte. In dem Beutel fand ich vier und zwanzig Thaler, die ich zu meinem kleinen Schatze, den ich als Astrolog gewonnen hatte, hinzulegte.

In der ganzen Stadt galt ich nun für einen großen Propheten; haufenweise strömten Männer und Weiber herbei, meine Weissagungen zu hören, und alle suchte ich zu befriedigen. Den unverehlichten sagte ich, daß sie bald heirathen würden, den Eheleuten entdeckte ich, wie viele Kinder sie hätten und noch bekommen würden; Leute, die Prozesse hatten, kamen zu mir, um den Ausgang derselben zu erfahren; Ehemänner fragten mich, ob ihre Weiber treu wären? Liebhaber erkundigten sich nach der Treue ihrer Mädchen, und so ging es mit allen; ich schien das Orakel der ganzen Gegend zu seyn. Aber mitten im Glanze meines Glücks wurden jene Spaßvögel, von denen ich vorher sprach, die Ursache, daß ich mich entschloß, der Astrologie für immer zu entsagen.

Eines Morgens zeigten sie mir einen dicken, wohlgemästeten Mann, der auf dem Markte um einige Hühner handelte. Geh hin, sagten sie, und rathe ihm, das Geld nicht für Lebensmittel auszugeben, weil du wüßtest, daß er zu einem großen Gastmahle eingeladen würde, wo er sich mit Leckerbissen sättigen könnte. Ohne die Folgen zu bedenken that ich, was sie mir sagten, und der Parasit, der schon das Geld hingeben wollte, zog schnell die Hand zurück und dankte mir für eine so erwünschte Nachricht. Seine Hoffnung mußte aber eitel gewesen seyn, denn kaum hatte ich zu Mittag gegessen, so trat er wüthend in mein Zimmer, mit sieben andern, die seine

Bedienten zu seyn schienen, und befahl diesen, mich derb abzuprügeln, und während sie mich zerbläuten, rief er höhnisch: rathet doch, Herr Astrolog, wie viele Schläge ich euch zugedacht habe! Vergebens suchte ich ihn durch tausend Entschuldigungen zu besänftigen, vergebens bat ich um Barmherzigkeit, er ließ nicht ehe nach, bis ich halb todt niedersank, worauf er sich mit seiner Heldenschaar entfernte. Ich lag auf der Erde, ohne mich rühren zu können, meine Kleider waren zerrissen und ich verwünschte die Stunde, worin ich den tollen Gedanken faßte, ein Astrolog zu werden.

Mein Unglück ward bald in der ganzen Stadt bekannt, einige lachten, andere bemitleideten mich, besonders als sie hörten, daß ich von andern zu diesem Spaß verleitet worden war. Einer der ersten, der meinen Unfall erfuhr, war mein berühmter Arzt, der auch sogleich zu mir kam, um mich zu kuriren. Das beste war, daß er meine Wunden und Quetschungen, meiner Vorschrift gemäß, ganz anders behandeln wollte, als seine Kunst es ihm lehrte, und nur mit vieler Mühe konnte ich ihn überzeugen, daß diese Regel bei mir und in diesem gegebenen Falle viele Ausnahmen litte.

Als ich wieder hergestellt war, zauderte ich keinen Augenblick, dieß Land zu verlassen, zählte, sobald ich Parma erreichte, meine Baarschaft, und fand, daß ich dreihundert Thaler gewonnen hatte. Aus Erfahrung wußte ich, daß man das Geld bald verzehrt, wenn es nicht durch Fleiß immer ersetzt wird, daher sann ich nach, was ich anfangen sollte, weil ich sah,

daß die Astrologie eine so gefährliche Wissenschaft war. Jede Beschäftigung, die mich nicht ganz unabhängig ließ, war mir verhaßt, und so, nach langem Umhersinnen, schien es mir gut, mich als ein reisender Dichter anzukündigen, als einen Improvisatoren, deren es in Italien viele giebt.

Zwölftes Kapitel.

Isidoro giebt sich für einen Improvisatoren aus und besucht Parma, Florenz und Rom.

In Barcellona hatte ich einige Grundregeln der Poesie gelernt, die besten Italiänischen Schriftsteller hatte ich fleißig gelesen, auf meiner Reise nach Mexiko hatte ich vorzüglich die Dichter studirt, doch besaß ich keine Anlage zum Poeten, und keine Leichtigkeit, Verse zu machen. Nichts desto weniger benachrichtigte ich das Publikum, daß ein reisender Dichter nach Parma gekommen sey, der sich anheischig mache, aus dem Stegreif über jeden Gegenstand ein Gedicht zu verfertigen, und in gereimten Versen auf jede Frage zu antworten. Mein Anschlag machte in Parma Aufsehen, und wie ich zum ersten Male auftrat, strömten die Adlichen und Gelehrten der ganzen Gegend zusammen, um mich zu hören. Ich fing an mit einem schwülstigen Lobe der Dichtkunst und ihrer Verehrer, und bemühte mich zu zeigen, daß sie die eigentliche Sprache der heidnischen Gottheiten gewesen sey. Mein Gedicht

fand großen Beifall, ich ließ es drucken und gewann beträchtlich. Wie ich nach Hause ging umringten mich viele Stutzer, die mich ersuchten, ihnen Liebeslieder für ihre Göttinnen zu dichten, und jeder gab mir einen Zettel, worauf das stand, was ich von der Dame seines Herzens wissen mußte, um die Madrigale oder Sonnette darnach einrichten zu können. Der eine wollte, daß ich den schönen Mund und den nach Ambra riechenden Athem seiner Geliebten loben sollte; ein anderer wollte die Zähne seines Schätzchens, die weiß wie Elfenbein waren, gepriesen haben; dem sollte ich die Wangen seiner Schönen, jenem den Busen seines Mädchens verherrlichen, und einer verlangte sogar, daß ich den köstlichen Buckel der Dame seines Herzens lobpreisen sollte, worüber ich recht herzlich lachen mußte.

In der Nacht verfertigte ich vierzehn kleine Gedichte, nach den Angaben eines jeden, der für einen Dichter gehalten werden wollte. Am Morgen erschienen die Stutzer, um die Verse abzuholen, und waren sehr zufrieden, wie ich aus ihrer Bezahlung schließen konnte. Ich war herzlich froh über einen so glücklichen Anfang. Die Zeit, da ich zum zweiten Mal auftreten sollte, nahte heran, ich hatte dazu ein langes Lobgedicht auf den regierenden Herzog von Parma verfertigt, das künstlich aus vielen Stücken der besten Lobgedichte zusammengesetzt war, so daß es ganz mein Eigenthum schien. Dadurch sah ich denn, daß, wenn man nur ein wenig Verstand hat, nichts leichter ist, als stehlen, ohne daß der Leser es merkt. Mein Gedicht fand den größten Beifall, und wie ich es dem

Herzog überreichte, schenkte er mir eine große goldene Medaille, die er mir eigenhändig, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, umhing. Alle Hofleute kauften mein Gedicht, so daß bald die ganze, nicht kleine Auflage vergriffen war, und ich ohne große Mühe reich ward.

Da ich in meinem Anschlage versprochen hatte, jede Frage aus dem Stegereif in Versen zu beantworten, so erhielt ich noch an demselben Abend von mehreren schönen Geistern einige Fragen, und das Glück war mir hold, meine Antworten wurden, da man die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit ich sie gab, mit in Anschlag brachte, gut aufgenommen. Noch oft trat ich mit demselben Erfolg auf, und zu Hause hatte ich ebenfalls viel zu thun, so daß ich Geld genug gewann, obgleich ich oft die erbärmlichsten Gegenstände besingen mußte, und mich ärgerte, daß die Poesie, die sonst nur Götter und Helden erhob, jetzt so herabgewürdigt ward. Ich zog indeß aus dem schlechten Geschmack unsers Zeitalters Vortheil, hatte Zutritt zu den besten Gesellschaften, und fing an, mich selbst für einen außerordentlichen Menschen zu halten.

So verlebte ich fröhlich meine Tage in Parma, bis ein unglücklicher Zufall mich fortzuziehen zwang. Unter vielen Fragen, welche mir zur Beantwortung vorgelegt wurden, war endlich eine folgenden Inhalts: Kann ein Mensch, der tüchtig abgeprügelt ist, mit Anstand in guten Gesellschaften zugelassen werden? Ich merkte gleich die boshafte Absicht und was man mir dadurch zu verstehen geben wollte; um aber keine Blöße zu geben, antwortete ich ganz unbefangen, daß, wenn dieser Mensch

die Schläge für eine niedrige, schändliche That erhalten hätte, so wäre er nicht durch die Schläge, sondern durch sein Verbrechen geschändet, und daher verdiene er von jeder rechtlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden; hätte er aber die Schläge nur aus Eifersucht, Neid oder Haß bekommen, so müßte der Beleidiger, nicht der Beleidigte entfernt werden. Meine Antwort gefiel demjenigen, der mir die Frage vorgelegt hatte, und am folgenden Tage kam er zu mir und bekannte, daß er, weil er mich als Astrologen in Piacenza gesehen und mein Unglück erfahren hätte, mir diese Frage vorgelegt. Er versprach mir, daß er dieses Abentheuer nicht ausplaudern wollte, und aus Achtung gegen mein Genie mich auf jede Weise zu heben und zu empfehlen suchen würde.

Ich sah recht gut, wie thöricht und unvorsichtig ich gehandelt hatte, als Dichter in einer Stadt, die so nahe bei Piacenza lag, aufzutreten, daher beschloß ich, mich bald aus Parma zu entfernen. Zum Vorwand gebrauchte ich einen Brief aus Mailand, (den ich aber selbst geschrieben hatte) worin man mich ersuchte, sobald als möglich dahin zu kommen.

Mit einer ziemlichen Summe im Beutel verließ ich Parma; Statt aber nach Mailand zu reisen, ging ich über Ferrara nach Toskana. Hier muß man sich zusammen nehmen, dachte ich, wie ich dieß Reich betrat, hier redet man zierlich und schön, hier hat man es in der Dichtkunst weit gebracht und ist in der Kritik strenge und unerbittlich. In Florenz muß ich mehr auf die Wörter, als auf den Inhalt sehen; es schadet nicht, wenn das Brod auch nicht gesund und

wohlschmeckend ist, wenn es nur weiß ist. Ein Anschlagszettel verkündigte, in zierlichen Redensarten und mit den ausgesuchtesten Wörtern, daß ein Improvisatore angekommen sey, der in drei Tagen auftreten würde. Mit der größten Sorgfalt arbeitete ich das Gedicht um, das ich in Parma vorgelesen hatte und hier aus dem Gedächtniß hersagen wollte, wie es die Fastenprediger zu machen pflegen, wenn sie von einem Orte zum andern reisen. Mein Gedicht fand großen Beifall, aber — niemand kaufte es, als ich es drucken ließ, und dieß schien mir keine gute Vorbedeutung für meine Börse zu seyn. Zehn Tage verweilte ich in Florenz, erhielt Lobsprüche über Lobsprüche, man erklärte mich für würdig, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, die Menge der Zuhörer war zahllos, aber Geld erhielt ich nur wenig. Ich konnte nicht errathen, woran die Schuld lag, ob an meinen Versen, oder am Geiz der Florentiner, und meine Ohren standen sich besser bei den Lobeserhebungen, als mein Beutel. Als ich abreiste fand ich, daß ich mit aller Mühe und Arbeit nur zwei Thaler erübrigt hatte. Mir war die Lust vergangen, noch andere Städte des Großherzogthums zu besuchen, daher eilte ich nach Rom, um dort, wenn auch nicht gekrönt zu werden, doch wenigstens durch die Freigebigkeit der Cardinäle, Fürsten und Prälaten meinen Schaden zu ersetzen.

Als ich in das Thor von Rom einfuhr, sagte ich mir: du mußt hier wieder einen andern Ton anstimmen, die Akademie der Arkadier liebt das Einfache, statt Helden müssen Hirten und Schaafe die Hauptrollen spielen, nur Pan, Pomona und Ceres dürfen

von den Gottheiten genannt werden, und die Faunen, Nymphen, Satyren, Hamadryaden wage ja nicht auszulassen. In der frohen Hoffnung, für einen Theokrit, Virgil oder Sannazar gehalten zu werden, fuhr ich stolz durch die Straßen Roms. Ich stieg in einem guten Wirthshause ab, worin ich schöne Zimmer und leidliche Bewirthung fand, jedoch ungeheuer bezahlen mußte, denn allenthalben in Italien werden die Fremden geprellt, aber vorzüglich im Kirchenstaate. Ich hatte meine Ankunft bekannt gemacht, trat endlich selbst auf und las auf dem großen Platze vor dem Vaticane ein allegorisches Gedicht in Stanzen vor, welches mir ein Meisterstück zu seyn schien; aber leider ganz und gar mißfiel. Man sah mich nun für einen Bänkelsänger an, wie sie täglich mit der Guitarre herumlaufen und Romanzen absingen, nur der Pöbel kam, mich zu hören, und ich erhielt kein Geld, kaum ein Beifallklatschen.

Voll Verzweiflung verbrannte ich meine Papiere, riß meine Ankündigung herunter, verließ meinen theuren Gastwirth und verbarg mich in einem engen Gäßchen jenseits der Tiber, wo eine Frau Zimmer zu billigen Preisen an Fremde vermiethete. Ich sann nun auf einen neuen Erwerbzweig, und hatte gelernt, daß man, um ein großer Dichter zu seyn, mehr Talente und Kenntnisse haben müßte, als ich besaß, weil Dichten nicht so leicht ist, als es Vielen scheint, die nur acht oder eilf Silben mühsam zusammenstoppeln und mit elenden Reimen, ohne Sinn und Verstand, zusammenflicken.

Schon wie ich aus Amerika nach Europa zurück

kam, hatte ich mir vorgenommen, mein Vaterland zu besuchen, jetzt hielt ich es für das Beste, sogleich, da ich noch Geld hatte, dahin zu reisen.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; Donna Felipa verliebt sich in ihn, spielt ihm aber endlich einen bösen Streich; er reist nach Neapel.

Es blieb aber nur bei dem Vorsatze; denn meine Wirthin, obgleich sie schon über vierzig Jahre alt war, verliebte sich in mich und gab sich alle ersinnliche Mühe, mir zu gefallen; sie schmückte sich, kam, wenn ich zu Bett gehen wollte, auf mein Zimmer, um zu fragen, ob ich noch etwas nöthig hätte, scherzte und schwatzte oft lange mit mir, und — ich ward endlich durch die Zaubermittel dieser Circe, die ohne mich nicht leben zu können schien, bezwungen. Unser lustiges Leben währte mehrere Monate ohne Störung, bis endlich mitten im Januar, als eben eine große Menge Schnee gefallen war und ich mich am Kamine im Vorhause wärmte, plötzlich mit Ungestüm an unsere Hausthüre geklopft ward und eine rauhe Stimme rief: Aufgemacht! Felipa sprang hin, um zu sehen, wer so eilig hineindringen wollte und ich ward starr und stumm, wie eine Bildsäule, vor Schrecken, als sie zurück kam und mir zurief: lieber Isidoro, wir sind verloren! es ist mein Mann, den ich für todt hielt! Er weiß nicht, daß ich ein Wirthshaus angelegt

angelegt habe; er ist ein Teufel in Menschengestalt und wird uns übel mitspielen! Du mußt dich verbergen, bis ich ihm Alles mit guter Manier gesagt habe! Komm! ich will dich in den kleinen Hof bringen, dort harre, bis ich dich hinaus lasse; ich schwöre dir bei allen Heiligen, daß ich dich bald befreien will!

Was war zu thun? das ungestüme Pochen dauerte fort, und ich ließ mich, ohne an die Folgen zu denken, in den Hof sperren. Es fiel Schnee, ein kalter Wind wehte, das Glatteis hinderte mich zu gehen, ich fing an zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. Zwei Stunden verflossen, und Donna Felipa war nicht zu sehen, noch zu hören. Ich konnte weder Hand, noch Fuß mehr rühren, meine Nase war schon erfroren; ich mußte um Hülfe rufen, zuerst leise, dann laut, aber keiner hörte mich, oder wollte mich hören. Da verfluchte ich die Weiber und die Liebe, und schwur, obgleich zu spät, keinem Frauenzimmer zu trauen. Endlich erschien die Hexe mit ihrem geliebten Gemahl, der wie ein Menschenfresser aussah, am Fenster; beide schalten mich einen Dieb und sagten, daß gleich der Polizeidiener kommen würde, um mich ins Gefängniß zu führen, wo ich aufthauen könnte. Das war zu arg, ich konnte es nicht länger aushalten, ich fing an zu schimpfen und zu fluchen; statt der Antwort aber begossen sie mich mit schmutzigem Wasser von oben bis unten.

Der Gerichtsdiener erschien und schleppte mich ins Gefängniß. Keine Entschuldigung, keine Rechtfertigung wurde mir verstattet, und ohne Zweifel hätte ich, als ein Dieb, nach Ostia oder Ankona auf die

Galeere wandern müssen, wenn nicht Felipa, aus Furcht, daß ihre Frevelthat entdeckt werden möchte, die Flucht ergriffen hätte, nachdem sie ihr Hausgeräth, so gut sie in der Eile konnte, verkauft hatte. Als sie vor Gericht gefodert wurde, um gegen mich aufzutreten, war sie nicht zu finden. Man erfuhr ihre Flucht und überzeugte sich von ihrer Treulosigkeit und meiner Unschuld. Meine Freiheit erhielt ich auch sogleich, mein Geld indeß hatte mir die Sennora Felipa gestohlen, so daß ich nur noch zwei Thaler besaß, die ich in der Rocktasche fand, und wieder als Bettler da stand, ohne zu wissen, was ich machen sollte.

Ich verließ Rom noch an demselben Tage und wanderte zu Fuß nach Neapel, um mit so wenig Kosten, als möglich, Reggio zu erreichen und von dort nach Sicilien zu gehen. Ganz ermattet erreichte ich diese Stadt, und ging in eine Kirche, um ein wenig auszuruhen, schlief aber ein und ward erst von dem Pförtner, der die Thüren verschließen wollte, aufgeweckt. Ich sprang auf und fuhr gleich mit der Hand in die Tasche, um zu sehen, ob ich mein Geld noch hätte, aber ach! ein Unglück kommt selten allein! man hatte es mir gestohlen. Ich klagte dem Küster meine Noth, erhielt aber ganz gelassen zur Antwort: es sey meine Schuld, ich hätte wissen sollen, daß in Neapel viele Spitzbuben wären. Es giebt freilich allenthalben Beutelschneider, versetzte ich, aber die hiesigen sind die unverschämtesten, die ich kenne, denn an andern Orten lassen sie einem doch so viel, daß man noch einige Tage kümmerlich leben kann, aber hier

haben sie mir Alles genommen, nicht einen Bissen Brod kann ich mir kaufen! Mein Jammer und meine Thränen rührten den Küster, er betrachtete mich lange, endlich sagte er: sey nicht traurig, mein Sohn, heute sollst du nicht vor Hunger sterben und morgen wird Gott weiter sorgen. Darauf verschloß er die Kirche und nahm mich mit sich nach einem kleinen Häuschen, welches er allein bewohnte. Er brachte mich in die Küche, zündete Feuer an, bereitete mir ein Abendessen, und als ich mich gestärkt hatte, mußte ich ihm meine Geschichte erzählen. Ihm gefiel meine Aufrichtigkeit, und noch mehr mein erfindungsreicher Kopf, der mich aus jeder Verlegenheit riß. Er sann einen Augenblick nach; gut, gut, sagte er endlich, du sollst nicht eher zu deiner Mutter zurückkehren, bis du dein Geld wieder hast. Ich will dir einen Dienst verschaffen, dann kannst du in kurzer Zeit reich werden. Ich weiß gerade einen Herrn, der einen solchen Burschen, der Kopf, Kenntnisse und Gewandtheit besitzt, gebraucht.

Wer war glücklicher, als ich, wie ich diese Nachricht vernahm; froh warf ich mich auf das harte Lager, und schlief die ganze Nacht hindurch wie ein König. Noch vor Tages Anbruch stand der Küster auf, um die Kirche zu öffnen; er ging durch mein Zimmer und sagte mir: komm mir um acht Uhr nach, aber verschließ meine Hausthüre sorgfältig, vergiß das ja nicht! Bald nachdem er weggegangen war, stand ich auf und durchsuchte neugierig die Kämmerchen des Hauses, um zu sehen, ob ich irgend etwas von Werth finden könnte, weil mir mein Wirth so ängstlich anbefohlen hatte,

die Thüre genau zu verschließen, aber nirgends sah ich etwas anderes, als alte Sachen, die keiner angerührt haben würde, wenn er sie auch auf der Straße gefunden hätte. Ein natürliches Mißtrauen, das bei Leuten von gewissem Alter so gewöhnlich ist, hat ihn dazu bewogen, dachte ich, verschloß die Hausthüre mit aller möglichen Vorsicht und ging nach der Kirche, wo ich meinen Freund fand. Warte ein wenig, sagte er, höre die Messe, und dann will ich dich nach dem Orte deiner Bestimmung führen. Ich gehorchte pünktlich, und wie die Messe geendigt war, ging er mit mir weg und führte mich in ein großes Haus, dessen gegen einander überstehende Thüren offen waren. Wir traten unten in ein großes Zimmer, gingen durch dieses in ein anderes, worin viele Menschen, die leise mit einander sprachen, versammelt waren, und durch ein Fensterchen in der Thüre sah ich, in einem dritten Zimmer, einen bejahrten Mann, der mit zwei oder drei anderen an einem Schreibtische saß und arbeitete.

Mein Führer, nachdem er alle Anwesenden begrüßt hatte, öffnete die Thüre zum dritten Zimmer, trat rasch hinein, flisterte dem Alten einige Worte ins Ohr, kam wieder heraus und sagte mir: Freund, warte ein wenig, du wirst bald gerufen werden, ich gehe nach der Kirche zurück; bringe mir Nachricht, ob der Herr dich angenommen hat, oder nicht. Er entfernte sich, ich blieb mit den andern im Vorzimmer, bis ein Bedienter kam und sagte, daß derjenige, den Herr Thomas (so hieß der Küster) mitgebracht hätte, hineintreten sollte. Ich gehorchte und trat in ein gro-

ßes viereckigtes Zimmer, das an den Seiten mit großen Folianten bis zur Decke angefüllt war, woraus ich schloß, daß der Herr ein Advokat seyn mußte, denn das Zimmer meines Schwiegervaters in Palermo war diesem ähnlich.

Dem alten Herrn machte ich eine tiefe Verbeugung, wie es sich für einen Klienten geziemt, und er sagte: Freund, ich habe vernommen, daß ihr euch mit der edlen Wissenschaft, die ich, Gott sey Dank! mit so vielem Beifall und großem Nutzen treibe, bekannt machen wollt. Ich habe nicht nöthig, mich erst lange nach eurem Geschlecht und eurem Herkommen zu erkundigen, da euch ein solcher Ehrenmann, als Herr Thomas ist, empfohlen hat. Eure Gestalt gefällt mir, und wahrscheinlich werdet ihr große Fortschritte machen, wenn ihr recht aufmerksam seyd, denn Worte liebe ich nicht, seht auf mein Beispiel. Vor allen Dingen empfehle ich euch die tiefste Verschwiegenheit, darum dreht sich bei uns Alles. Jetzt sollst du, mein Sohn, mir mehrere Aufsätze abschreiben, einige Auszüge machen und andere Sachen vornehmen, die ich dir zeigen werde. Dieß hier soll dein Platz seyn, auch dein Vorgänger saß dort, der aber nützte das Glück, das ich ihm verschaffen wollte, nicht, sondern mißbrauchte es.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er arbeitet bei einem Advokaten, bis dieser in Gefangenschaft geräth, und kommt endlich nach Sicilien.

Der Advokat Pantasicon ließ darauf denjenigen vorladen, welcher zuerst gekommen war. Es erschien ein Greis mit zwei jungen Landleuten, und der Doktor gab ihnen ein Zeichen, daß sie sich setzen sollten. Der Alte erzählte darauf, daß in seinem Dorfe bei einer Schlägerei zwei Menschen das Leben eingebüßt hätten und daß zwei andere verwundet wären. Die Mörder wären die Söhne seiner beiden Begleiter, sagte er, sie wären Schuld an dem Streite und hätten offenbar Unrecht, denn sie hätten die Absicht gehabt, die Weiber der Ermordeten zu nothzüchtigen. Es ist also wohl kein Zweifel, fuhr er fort, daß beide zum Galgen verurtheilt werden, wenn nicht der Herr Doktor Pantasicon (bei diesen Worten verbeugte er sich bis zur Erde) sich ihrer annimmt und sie durch seine Geschicklichkeit befreit. Diese beiden guten Väter lieben ihre unartigen Buben zu sehr, und da sie reich sind, werden sie gewiß nichts sparen, ihnen die Freiheit zu verschaffen. Sie empfehlen sich daher bestens ihrem Schutze. Gut, antwortete der Advokat mit vieler Würde, ich weiß nun Alles, und obgleich es ein verwickelter Casus ist, so will ich die Sachen bei Gericht doch schon so leiten, daß euer Wunsch erfüllt werden soll. Der Alte stand auf, legte sechs Dublonen auf den Tisch, entfernte sich mit seinen Beglei-

tern und der Advokat begleitete sie bis an die äußerste Thüre.

Darauf kam ein junger Mensch herein, setzte sich auf den Platz des Alten und sagte, sobald der Advokat zurück kam: Mein Herr, ich habe in dieser Nacht meine Frau, mit der ich gegen meinen Willen verheirathet bin, vergiftet; ich verübte diesen Mord, um eine andere, die ich liebe, heirathen zu können. Ich weiß, daß ich verloren bin, wenn man mein Verbrechen entdeckt, aber hundert Dublonen gebe ich euch, wenn ihr mich rettet. Bringt nur das Geld, antwortete der Advokat, und für das andere laßt mich sorgen. Ich bedauere euch wirklich, denn verdient irgend etwas Entschuldigung, so ist es dieser Fall. Der junge Mensch gab darauf seinem Beschützer zehn Dublonen, und versprach gegen Mittag die andern zu bringen.

So wie er sich entfernt hatte, trat ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einer offenen, ehrlichen Miene, herein. Ich komme, sagte er, euch zwei arme Menschen ihres Elendes und ihrer offenbar gerechten Sache wegen, zu empfehlen. Man beschuldigt sie eines Diebstahls, an welchem sie aber, wie ich ganz gewiß weiß, unschuldig sind, und dennoch müssen die Unglücklichen sterben, weil sie kein Geld haben, sich zu rechtfertigen, wenn ihr nicht, Herr Doktor, aus Menschlichkeit ihre Vertheidigung übernehmt. Was Teufel, schrie der Advokat, will der Herr, daß ich zwei Spitzbuben vertheidigen soll? Nein, mein Herr, ich will meinen guten Namen nicht verlieren, die Vernunft und die Gerechtigkeit fodern,

daß das Lumpenpack seinem Schicksale nicht entgeht, jeder ehrliche Mann muß es sich angelegen seyn lassen, sie zur Strafe zu ziehen. Geht, geht und laßt mich in Frieden! Der Mann wollte weiter sprechen, aber der Advokat ward noch zorniger; ich habe euch schon gesagt, rief er, daß man mich in Frieden lassen soll und daß ihr mit Gott gehen könnt! Diese Art von Ehre, die ihr da preist, ist für Anfänger gut, die nach Klienten jagen, sie umsonst zu vertheidigen. Ich kann schon den Namen Spitzbube nicht ausstehen und habe auch keine Zeit zu verlieren!

Der Schutzredner der Armen stand betrübt auf, verbeugte sich stillschweigend gegen den Advokaten und ging, ohne daß dieser ihn begleitete, oder auch nur sich von seinem Sitze erhob.

Gleich nachher trat ein Mönch herein, der unter seiner Kutte ein großes Packet Papiere trug. Hier sind die bewußten Akten, sagte er, sehen sie diese Schriften doch, sobald sie nur können, durch, mein Herr, und nehmen sie diese zwanzig Zechinen als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit. Gut, gut, war die Antwort, ich werde es schon besorgen, aber ihr müßt auch dem jungen Menschen da, (er zeigte auf mich) der die Auszüge machen soll, eine kleine Belohnung geben. Wie viel? fragte der Mönch. Was? antwortete Pantaficon, wißt ihr noch nicht, daß dafür keine Taxe ist und unsere Arbeit nicht nach Tagelohn bezahlt wird? Zahlt ihm jetzt zwei Zechinen hin, und wenn die Arbeit fertig ist, will ich ihm schon geben, was er verdient hat. Der Mönch gab mir das Geld und entfernte sich.

Es wollten noch andere hereinkommen, aber der Advokat erklärte, daß ihm der Kopf schon ganz verwirrt wäre von der Menge der Geschäfte, trat selbst an die Thüre und entließ die Klienten, die er auf den folgenden Morgen zu sich beschied, weil er jetzt ausgehen müßte, um Luft zu schöpfen und mit dem Richter wegen der Prozesse zu sprechen.

Sobald er mir auch nur gezeigt hatte, wie ich die Auszüge machen sollte, zog er sein Amtskleid an und ging zum Hause hinaus. Ich mußte ihn begleiten. Er eilte über den großen Platz, wo mehrere vornehme Herren herankamen, ihn zu begrüßen, trat in einen großen Palast, ging in ein Zimmer und besprach sich lange allein mit dem Richter. Wie er fortging begleitete ihn der Richter, und ich hörte, daß er beim Abschiede sagte: er erwarte ihn nach dem Mittagsessen mit den Beweisen der Unschuld des Mörders. Aus diesen Worten schloß ich, daß von dem jungen Menschen, der seine Frau vergiftet hatte, die Rede sey. Von dem Palast gingen wir in die Kirche, wo der Advokat, nachdem er sehr andächtig die Messe gehört hatte, mit meinem gütigen Wirthe, dem Küster, in eine Ecke ging und lange ganz heimlich mit ihm redete. Ich fand darauf Gelegenheit, diesem zu sagen, daß ich bis jetzt mit meiner Stelle sehr zufrieden sey. Das freut mich, antwortete er, nur mußt du sie zu nutzen wissen, und hüte dich vor allen Dingen, ja nichts von dem, was du in dem Arbeitszimmer, oder im Hause selbst siehst und hörst, auszuplaudern. Du wirst jetzt ein gutes Zimmer, gutes Essen und ein gutes Bett haben. Der Advokat un-

terbrach uns bei diesen Worten, und ich mußte ihn nach Hause begleiten. Er gab mir den Schlüssel zu dem Arbeitszimmer und ging hinauf, sich umzukleiden.

Ich setzte mich gleich hin, an dem Auszuge zu arbeiten, und fand, daß der Prozeß einen Kirchenraub betraf, dessen ein Bruder des Mönchs überführt war. Mir fielen die Scrupel ein, die der Doktor Pantaficon am Morgen gegen die Vertheidigung der Spitzbuben gemacht hatte: was ist das? fragte ich mich selbst, er hatte solchen Abscheu, zwei Menschen, die man ohne Beweis angeklagt hatte, zu vertheidigen, und übernimmt öffentlich die Defension solcher ausgemachten Schurken? Ich fand indeß sehr bald die Auflösung dieses Knotens; der kleinste Diebstahl, wenn man auch nur Muthmaßung, statt Beweise hat, ist so schlimm und strafbar, als Kirchenraub, wenn der Angeklagte kein Geld hat; und der größte Kirchenräuber, der förmlich überwiesen ist, wird rein und unschuldig, wenn das Metall, das die Ansicht aller Dinge ändert, ihn vertheidigt.

Der junge Mensch, der seine Frau vergiftet hatte, unterbrach mich in meinen Betrachtungen. Er brachte die versprochenen hundert Dublonen. Ich rief meinen Herrn, dieser kam eilig herunter, nahm das Geld in Empfang und versprach den besten Erfolg. Ich habe schon mit dem Richter gesprochen, sagte er, und kommt nun die Klage, so bin ich gewiß, daß sie durch zwei Worte, die ich hinzusetze, in ewige Vergessenheit begraben wird. Damit man aber die Wirkung des Giftes nicht sieht, müßt ihr eure Frau, so-

bald sie stirbt, in den Sarg legen und begraben lassen, ihr könnt ja betheuern, daß ihr nicht stark genug wäret, den Leichnam eurer angebeteten Gattin zu sehen. Stellt euch ganz untröstlich und laßt sie so feierlich wie möglich begraben. Das habe ich auch schon gedacht, versetzte der junge Mensch, und, wenn es nöthig ist, will ich den Verzweifelten spielen und drei oder vier Tage immer weinen. Das wird ein Meisterstreich, erwiederte mein Herr, und ihr werdet schon der Strafe entgehen. Der junge Mensch empfahl sich, der Advokat ging zu Tische und rief mich, um mit ihm zu essen.

Zwei von seinen Vertrauten und ein artiges junges Mädchen, von der ich nie erfahren konnte, ob sie seine Frau oder Freundin war, warteten schon auf ihn; wir schmausten lustig und zechten nach Herzenslust. Nach dem Essen blieb ich mit ihm allein. Isidoro, sagte er zu mir, ein gewissenhafter Mensch wird in unserm Stande selten reich; es ist eine Dummheit, wenn man die Gelegenheit, die sich darbietet, ohne große Arbeit reich zu werden, nicht benutzt. In unserer Stadt sind viele Advokaten, die sich nicht getrauen, eine schlechte Sache zu vertheidigen, und die alle Schleichwege, die, obgleich durch Krümmen, doch sicher zum Ziele führen, nicht gebrauchen wollen. Sie übernehmen nur Sachen, die gar nicht zu verlieren sind, die aber auch meistentheils wenig einbringen. Mir behagen die schwierigen Sachen, ich habe Glück darin, und durch solche eben habe ich den Namen des geschicktesten Advokaten in der Stadt erhalten, weil ich ohne den Faden der Ariadne aus dem verwickeltsten Labyrinthe herauszufinden ver-

stehe, und in der That kommen alle zu mir, um nur zu machen, daß ich nicht gegen sie auftrete. Oft kommen auch beide Parteien, dann gebe ich beiden Rath und mahle so mit zween Gängen; am Ende aber diene ich denjenigen, die am freigebigsten bezahlen. Kommen die anderen nachher und machen mir Vorwürfe, so entschuldige ich mich auf mancherlei Weise, bald bin ich durch die Menge der Geschäfte zerstreut gewesen, bald hat mich eine vornehme Person, der ich mich nicht widersetzen durfte, genöthigt, die Gegenpartei zu vertreten, und so erhalte ich meinen Credit.

Nach dieser schönen Lection hielt der Doktor Pantaficon Nachmittagsruhe; und ich, durch die zwei Zechinen des Mönchs angefeuert, ging in das Arbeitszimmer und excerpirte so fleißig, daß, wie mein Herr nach einer Stunde kam, ich den Auszug schon zur Hälfte vollendet hatte. Er sah meine Arbeit durch und war zufrieden: mache sie fertig, sagte er, aber sage es ja dem Klienten nicht, denn ich habe meine Ursachen, den Prozeß aufzuhalten und du würdest ebenfalls dabei verlieren. Fragt er dich, wie weit du seyst, so sage nur, es sey eine schwierige Sache und sie könne sobald nicht zu Ende gebracht werden, erbiete dich aber Alles zu thun, was du könntest, wenn du auch einige Nächte zu Hülfe nehmen solltest; dadurch wird deine Belohnung um so größer werden. Wir wären sehr schlimm daran, setzte er hinzu, wenn alle Sachen schnell entschieden würden! Als ich diesen neuen Kunstgriff des Advokaten erfuhr, beschloß ich, dem Mönch nicht zu entdecken, wie weit ich mit dem Auszuge gekommen sey, und wirklich brachte mir dieß eine dop-

pelte Belohnung, noch vier Dublonen zu jenen zwei Zechinen. Ich hatte außerdem noch manche kleine Arbeiten, die mir sehr gut bezahlt wurden, so daß ich bald sechshundert Zechinen gewonnen hatte.

Nun sah ich die Sachen ganz anders an, wie ehemals, schwur frei auf das Wort meines Herrn, alle Zweifel verschwanden, und in kurzer Zeit hätte ich mit ihm wetteifern können, wenn wir nicht durch einen unvorhergesehenen Zufall gestört worden wären. Der Doktor Pantaficon hatte eine schlechte Sache gegen einen reichen und mächtigen Ritter übernommen. Als er auftrat, öffentlich gegen diesen zu reden, fing er an ihn so unmanierlich zu behandeln und seine Ehre anzutasten, daß der Ritter, der solche Begegnung nicht verschmerzen konnte, einige von seinen Leuten bestellte, die, wie der Advokat nach Hause ging, über ihn herfielen und ihn tüchtig durchprügelten. Ich eilte ihm mit anderen von seiner Begleitung zu Hülfe, erhielt aber auch einige Schläge, die jedoch unbedeutend waren. Wir brachten den Doktor zu Bett, und es dauerte lange, ehe er sich erholen konnte. Er war wüthend, daß er nun sein Ansehen verloren hätte und sein Amt nicht länger verwalten könnte. Er entschloß sich daher alle überflüssigen Leute abzudanken, und ich war der erste, mit dem er diese Veränderung vornahm. Ich hatte mir das gleich gedacht, wie er krank wurde; und als er kurz darauf ins Gefängniß wandern mußte, freute ich mich nicht wenig, daß ich nicht mehr in seinem Hause war.

Auf Befehl des Hofes wurden einige Prozesse über verschiedene bekannte Diebstähle in Privathäusern,

in Kirchen und Klöstern für ungültig erklärt und die Untersuchung aufs Neue vorgenommen. Da ergab sich, daß viele Personen, die man für die Thäter hielt, unschuldig waren, indeß daß die Verbrecher frei herumgingen; und man fand, daß diese alle die Freunde und Vertrauten unsers Advokaten waren. Er hatte, wie man jetzt entdeckte, mit Genehmigung des Richters, die wahren Verbrecher gehen lassen, wenn sie Geld gaben, und andere unschuldige Leute verdächtig gemacht, die dann auch, wenn sie sich vertheidigen sollten, zu ihm kamen; so hatte er bei beiden Partteien gewonnen, von den Schuldigen erhielt er Geld für die Lossprechung und Verheimlichung, von den andern für ihre Vertheidigung, die ihm so leicht ward.

Nach dieser wichtigen Entdeckung wurde der Advokat mit seinen Freunden verhaftet; man nahm alle ihre Sachen in Beschlag, und fand bei der angestellten Haussuchung das entwandte Gold, das Silber und die Edelsteine. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich endlich auch den Grund, warum der Küster mir befohlen hatte, sein Haus ja sorgfältig zu verschließen.

Dieß war das Ende des Doktor Pantaficon, und ich entschloß mich, die Laufbahn als Advokat zu verlassen, da sie so sehr gefährlich ist für alle, die gerne schnell reich werden wollen.

Ohne Säumen eilte ich nun nach Sicilien; eine Galeere, die gerade nach dieser Insel abging, brachte mich nach Palermo. So wie ich das Land betrat, erkundigte ich mich nach meinen Aeltern, und erfuhr, daß beide noch lebten, daß aber meine arme Mutter

von ihrem Manne schlecht behandelt würde. Der Muth sank mir, mich ihnen zu zeigen, besonders da ich eines Tages in einem Kaffeehause meinen Schwiegervater sah, dessen häßliches, boshaftes Gesicht mich ganz abschreckte, und ich verließ Palermo, um nach Montreal zu gehen. Vier Dragoner holten mich ein und der Offizier redete mich an: Freund, wenn du Lust hast, so kannst du Dienste bekommen, dein Aufzug zeigt, daß du kein Amt und kein Vermögen hast und gerne ohne viele Mühe was verdienen möchtest. Ich bin Dragoner-Capitain und gehe jetzt in meine Garnison. Du sollst nichts bei mir thun, als wenn Revue gehalten wird und mir ein Soldat fehlt, dich an seiner Stelle zeigen; sonst kannst du mir auch meine Rechnung führen.

Herr, antwortete ich, ich habe schon vielerlei in der Welt unternommen, aber nie bin ich glücklich gewesen, ich will es denn mit den Soldaten versuchen.

Topp! sagte der Offizier, ich nehme dich an.

Ein Dragoner mußte mich aufs Pferd nehmen und so kam ich zu der Compagnie des Capitain Arnaldo.

Was mir weiter in der Stadt Noto begegnete, wißt ihr schon, nur das noch nicht, wie ich mit der guten alten Amme der Irene bekannt ward; sie war meine Wäscherin und half mir hernach bei allem, was ich für Euch unternahm.

Isidoro endigte hiermit seine Erzählung und sparte den übrigen Theil seiner Geschichte für den folgenden Tag.

Wir lachten herzlich über seine Streiche als Astrolog und Improvisatore, und verwünschten die Hinterlist und die Ränke des schändlichen Advokaten in Neapel.

Cäsar und Irene.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er geräth in Sclaverei; erhält seine Freiheit wieder und erzeigt dem Ali Bei einen großen Dienst.

Am folgenden Tage wünschten Irene und ich, daß Isidoro in der Erzählung seiner wunderbaren Begebenheiten fortfahren möchte, er erfüllte aber unser Verlangen nicht, sondern trieb uns, nach Palermo zu reisen, um seine Mutter zu sehen und sein Vermögen in Empfang zu nehmen; er wollte dann nach Rom gehen, um den Dagal kennen zu lernen und das Nöthige zu seiner Reise nach Madagascar zu besorgen. Er blieb so fest bei diesem Entschluß, daß wir zuletzt nachgeben mußten; wir nahmen einen Wagen und fuhren nach Palermo. Kaum hatten wir meine Vaterstadt verlassen, so nahm Isidoro, ohne sich erst bitten zu lassen, den Faden seiner Erzählung wieder auf, da er versprochen hatte, uns unterwegs dadurch die Zeit zu verkürzen.

Da ich in Lepanto, fing er an, wie ihr wißt, mich bei dem christlichen Heere hatte anwerben lassen, ward ich mit andern bestimmt, zu einem Regimente, das in Napoli di Romania lag, zu stoßen; wir muß-

ten uns trennen, wie euch bekannt ist, und ich erreichte glücklich das Gebiet von Argos, welches durch die herrlichen Thaten, die hier im Laufe so vieler Jahrhunderte vollbracht wurden, so berühmt ist. Dort campirte ein großer Theil unsers Heeres, und sobald ich bei dem Regimente angekommen war, erhielten wir Nachricht, daß der Erbfeind der Christen schon in Morea vorgedrungen sey. Sogleich warfen wir uns in die Stadt, die wir mit mehr Muth, als Glück vertheidigten. Die Osmanen waren doppelt so stark an Zahl, als wir, und obgleich sie bei den wiederholten Stürmen viele Leute verloren, so vermochten wir doch nicht, sie zurück zu schlagen. Die stolzen Türken eroberten Napoli, und allenthalben sah man nichts als Schrecken, Mord und Entsetzen. Jeder suchte den Händen der Barbaren zu entfliehen, und verbarg das Kostbarste, was er besaß, so gut er konnte.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung verlor ich, da ich von Jugend auf an wunderbare Begebenheiten gewöhnt war, nicht den Muth; ich gerieth in Sclaverei, ohne darüber zu verzweifeln. Ein vornehmer Türkischer Offizier, Ali Bey, ward mein Herr, und als die Muselmänner ganz Morea erobert hatten, schiffte ich mich mit ihm ein, um nach Scio, einer der herrlichsten Inseln des Archipelagus, zu segeln. Ein heftiger Orkan verstürmte uns bei Aegina aus unserm Lauf und jagte uns bis nach Candia. Das Wetter klärte sich endlich auf und wir wollten schon umkehren, als ein Maltheſisches Schiff uns einholte, zum Widerstande zu schwach, mußten wir uns ergeben, und auf die Art erhielt ich meine Freiheit wieder.

Sobald wir Maltha erreicht hatten, wünschte Ali Bei, den man mit aller gebührenden Achtung behandelt hatte, mich zu sprechen. Don Rodrigo de Idiaquez, der Capitain des Schiffes, den er darum ersuchte, erlaubte es ihm; Ali Bei zog mich bei Seite und sagte: Isidoro, du warst mein Sclave, jetzt bist du frei und ich bin in der Gewalt meiner Feinde, so unbeständig ist das menschliche Schicksal! Daß ich jetzt in Fesseln bin, schmerzt mich nur, weil ich nun einen großen Plan, welchen ich entworfen hatte, nicht ausführen kann. Weil ich deine Fähigkeiten und deine Geschicklichkeit kannte, hatte ich dich zum Sclaven erwählt und wollte dich gebrauchen, mir zu helfen, aber jetzt ist es wohl kaum möglich, was ich zuerst beabsichtigte, durchzusetzen. Doch kein muthiger Mann verzagt; nie darf er seine gut ersonnenen Unternehmungen aufgeben, wenn er auch im Anfange Hindernisse findet; ich habe noch Hoffnung, denn schon oft sah ich wie auf Unglück Glück folgte. Ich will dir entdecken, wer ich bin und was ich vorhabe, wenn du mir gelobst alles zu verschweigen. Zweifelt daran nicht, antwortete ich, was ihr mir auch mittheilen werdet, verlaßt euch darauf, daß es nie über meine Lippen kommen soll. Ali Bei war mit meiner Antwort zufrieden und fuhr fort: Wisse denn, ich bin kein Muselmann, sondern scheine es nur zu seyn. Ich bin ein Italiäner, und stamme aus einer edlen Familie, deren Namen du jetzt nicht zu wissen brauchst; aus Begierde, die Welt zu sehen, verließ ich mein Vaterland, durchreiste viele Länder, bis mich in Kairo die Liebe fesselte.

Eine Türkin von entzückender Schönheit und tugendhaft ohne gleichen, war die Zauberin, die mich hielt. Keine Bitten, keine Verheißungen, keine Geschenke, keine lange, treue Anhänglichkeit und Liebe konnten sie bezwingen. Sie widerstand allem, was sonst Weiber anlockt, und ich, von der heftigsten Liebe entbrannt, beschloß, sie zu täuschen. Ich versprach ihr meine Religion abzuschwören, wenn sie dann die Meinige werden wollte; dieß machte sie zahm und sie ward endlich dadurch mein Weib. In der großen Moschee zu Kairo ward ich mit allen möglichen Feierlichkeiten beschnitten; schnell umringten mich Freunde in Menge, und ich ward mit Ehrenstellen überhäuft; aber in meinem Herzen blieb ich unserm heiligen Glauben treu, und zeigte mich nur im Aeußeren als ächten Muselmann. Mein Gewissen strafte mich immer, und weder der Besitz der schönen Türkin, noch die Reichthümer, welche ich in kurzer Zeit erwarb, noch der Glanz, worin ich lebte, konnten mich vollkommen glücklich machen. Ich war fest entschlossen, in den Schoos der heiligen, einzig wahren Kirche zurück zu kehren, und meine Frau hatte sich gleichfalls, aus Liebe zu mir, entschlossen, eine Christin zu werden; bis jetzt aber konnte ich noch nicht mein Vorhaben ausführen, da mich immer drohende Gefahren umringten.

Bald erging in alle Provinzen des großen Türkischen Reichs der Aufruf zum Kriege gegen die Christen, und ich, da der Bassa von Kairo mich bei dem Großvezir gerühmt hatte, wurde nach Constantinopel gerufen, um im Divan Rath zu geben und selbst

Hand anzulegen, die Unternehmungen auszuführen. Ich nahm mein geliebtes Weib mit, und als das Türkische Heer Befehl erhielt, nach dem Peloponnes zu marschiren, ließ ich sie in Scio, wohin ich, wie du weißt, nach geendigtem Feldzuge gehen wollte. Ich nahm dich und andere christliche Sclaven mit, um den Capitain-Pascha um ein Patent zur Ausrüstung eines Schiffes zu bitten, womit wir dann, sobald die Gelegenheit sich zeigte, entfliehen und einen christlichen Hafen zu erreichen suchen wollten. Aber ach! rief er mit Thränen, meine Plane scheiterten, du allein kannst mich wieder aufrichten, sonst erliege ich dem Schmerz!

Weinend drückte mir Ali Bei die Hand, als ob er mich um Hülfe anflehte, und erregte durch seine Offenheit mein Mitleiden. Faßt nur Muth, antwortete ich, und sagt mir, was ich für euch thun kann, ich gelobe euch alles, was ich nur vermag, anzuwenden, um euch zu trösten. Er ward etwas ruhiger und sagte: du mußt nach Scio gehen und meine Frau, ohne welche ich nicht leben kann, herbringen. Unter denen, die mit mir in Gefangenschaft geriethen, war auch ein Bruder meiner Frau; ihn kennt in Scio keiner, du kannst dich für ihn ausgeben und man wird deinen Worten Glauben beimessen, wenn du noch ein Patent, das ich dir geben will, worin er zum Capitain einer Compagnie Asiaten ernannt wird, vorzeigst. Du sollst auch einen Brief an meine Frau haben, worin ich ihr rathen werde, dir zu folgen, und was du für gut hältst zu thun. Sobald du gelandet bist, sprenge nur gleich das Gerücht aus, daß du deine Schwester nach Kairo bringen willst, um meine Los-

kaufung zu betreiben, man wird daran nicht zweifeln, und kannst du ein Französisches, Holländisches oder Englisches Schiff finden, so wirst du deinen Endzweck um so sicherer erreichen. Meine Frau hat Geld und Edelsteine, dadurch wird es dir leicht werden, alle diejenigen, die sich deiner Flucht widersetzen möchten, zu bestechen.

Er schwieg und schien mit Furcht meine Antwort zu erwarten. Schwierige und gefährliche Unternehmungen gefielen mir, mich reizte die Gefahr, die mir unter den Türken drohte; ich erwiederte also: Herr, ich hoffe euren Wunsch zu erfüllen; aber wie werden wir hier Geld bekommen? euch hat man ja, wie ihr gefangen genommen wurdet, alles geraubt, oder fandet ihr Mittel, etwas zu verbergen? Ich bin arm, wie ihr wißt, und wir haben doch eine ziemliche Summe nöthig zu meiner Reise nach Scio. Da soll schon Rath geschafft werden, versetzte er, ich habe Gold und Juwelen in meine Kleider genäht und ich werde dir mit dem Patente und dem Briefe alles ausliefern. Herrlich! antwortete ich, morgen komme ich wieder zu euch, jetzt will ich in den Hafen eilen und sehen, ob ich ein Schiff irgend einer christlichen Macht, die mit der Pforte befreundet ist, das nach dem Archipelagus segeln will, auffinden kann.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er reist nach Scio, findet die Frau des Ali Bei und verliebt sich in Anastasia Dimitriaqui.

Ein Schiff aus Marseille, das in Candia einlaufen und von dort nach Smyrna gehen sollte, lag segelfertig; ich ward bald mit dem Capitain einig, er versprach mir, mich in Scio ans Land setzen zu lassen. Am folgenden Morgen brachte ich dem Ali Bei Nachricht, er gab mir das Gold, die Edelsteine, das Patent und den Brief an seine Frau, ich nahm Abschied von ihm und eilte an Bord, weil das Schiff schon die Anker lichtete. Ich fand während der Ueberfahrt Gelegenheit, etwas Türkisch zu lernen, in der Zeit meiner Sclaverei hatte ich mich schon ziemlich geübt, so daß ich hoffen durfte, meine Rolle mit Anstand spielen zu können, zumal da der Bruder aus Aegypten kommen sollte und es also nicht so sehr auffiel, wenn ich auch nicht geläufig Türkisch sprechen konnte.

In Candia verweilten wir nur wenige Tage und steuerten dann nach dem Archipelagus. Die Menge der großen und kleinen Inseln, die alle fruchtbar und angebaut sind, macht die Schifffahrt sehr angenehm und man vergißt die hier so häufig drohenden Gefahren. Nach einer kurzen Fahrt sahen wir die Insel Scio, Natolien gegen über; der Capitain des Schiffes, auf welchem ich mich befand, wollte nicht einlaufen, sondern ließ mich mit seinem Boote, ungefähr sechs Meilen von der Hauptstadt, ans Land setzen.

Mir war dieß sehr lieb, weil es auf diese Weise den Eingebornen unmöglich ward, Nachrichten über mich zu erhalten und sich zu erkundigen, ob ich in der That der wäre, für den ich mich ausgab. Ich traf zuerst auf ein ganz von Christen bewohntes Dorf, wo nur wenige Türken ihre Timarris, oder Landhäuser, hatten. Bald ward ich von vielen Neugierigen umringt, die mich mit Fragen bestürmten, und ich spielte meine Rolle so gut, daß sie mich alle für den Schwager des Ali Bei annahmen. Ich erzählte ihnen, daß mein Schwager in Gefangenschaft gerathen sey, daß ich das Glück gehabt hätte, zu entkommen, und nun seine Befreiung veranstalten wollte; ich gab ihnen Nachrichten vom Fortgange des Krieges in Morea und befriedigte endlich ihre Neugierde. Zur Wohnung ward mir ein Türkisches Landhaus angewiesen; mein Nachbar war ein Christ, der drei schöne Töchter hatte, die den Grazien glichen, und ich wünschte ewig in diesem Dorfe bleiben zu können, um sie zu sehen, so sehr war ich von der Schönheit dieser himmlischen Mädchen bezaubert.

Ich widerstand aber glücklich der Verführung, und sann nach, wie ich am besten die Frau des Ali Bei von dem, was sie zu thun hätte, unterrichten könnte, damit sie nicht, wenn ich sie plötzlich überraschte, aus Unwissenheit mein Vorhaben vereitelte. Ich stellte mich daher krank, und ersuchte meinen Wirth, für mich einen Sclaven, auf den er sich verlassen könnte, nach der Stadt zu schicken, um meiner Schwester einen Brief zu überbringen und sie von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Die Arme, fügte ich hinzu, wird

mit der größten Ungeduld Nachrichten von ihrem Manne und mir erwarten, und wir müssen sie trösten, damit sie sich nicht länger härmt. Der Türke machte keine Schwierigkeiten, ein Sclave ging ab und brachte mir die Antwort, daß meine Schwester sich sehr über meine Ankunft freue und mich bald zu sehen hoffe.

Am folgenden Morgen eilte ich selbst nach der Stadt, und die Gemahlin des Ali Bei empfing mich mit solcher Zärtlichkeit, daß alle mich für ihren wahren Bruder hielten. Ihre Schönheit und ihre Reize übertrafen bei weitem meine Erwartung. Ich mußte in ihrem Hause wohnen und ward von ihren Sclavinnen und einigen Eunuchen bedient. Sobald wir allein waren, berathschlagten wir über unsere Flucht; sie sehnte sich hin zu ihrem geliebten Gemahl; bald ward dieser, bald jener Plan von uns verworfen, bis endlich der Vorschlag, den Ali Bei mir gemacht hatte, uns am leichtesten auszuführen schien. Wir beschlossen daher, die Ankunft eines christlichen Schiffs abzuwarten, und dann den Schiffer zu bereden, uns an Bord zu nehmen, als ob wir nach Alexandrien segeln wollten; auf einer gewissen Höhe aber seinen Lauf zu ändern und nach Maltha zu steuern.

Ich übernahm es, dieß zu besorgen und ging täglich in den Hafen, um die ankommenden Schiffe zu sehen. Bei dieser Gelegenheit machte ich mit mehreren der Insulaner Bekanntschaft, und erhielt Gelegenheit, ihre Weiber und Töchter zu sehen. Fast alle Frauenzimmer in Scio sind schön, aber vorzüglich gefiel mir Anastasia Dimitriaqui, die Tochter eines reichen Bürgers. Sie war ungefähr achtzehn bis zwan=

zig Jahre alt, klug und gebildet. Zwei schwarze, feurige Augen waren unwiderstehlich, und ihr Blick bezauberte alle Herzen. Ihre purpurrothen Lippen bedeckten die schönsten Zähne, ihre Wangen waren weiß und roth, wie Milch und Rosen. Die ganze Gestalt war schön und entzückend, doch — was versuche ich euch zu schildern, was sich durch Worte nicht ausdrücken läßt? ihr hättet sie sehen müssen und würdet sie eine Göttin genannt haben. Ich verliebte mich in Anastasia; ich konnte an nichts anderes denken, von nichts, als von ihr sprechen. Im Hause und auf der Gasse, in der Moschee und auf dem Markte, bei Tage und bei Nacht, immer schwebte mir ihr Bild vor den Augen. Oft ging ich, ohne es selbst zu wissen, nach der Straße, wo sie wohnte, stand unbeweglich ihrem Hause gegen über, und lauerte auf den Augenblick, wo sie sich zeigen würde. Alle Kraft, womit ich vorher, bei den drei schönen Schwestern, meinem Herzen Gewalt anthat, war mir geraubt; ich dachte nicht mehr daran, eine Gelegenheit aufzutreiben, um sobald als möglich die Insel zu verlassen, und ich schien eine ganz andere Absicht bei meiner Reise nach Scio gehabt zu haben, als die Frau des Ali Bei fortzuführen.

Nichts schmerzte mich mehr in dieser entsetzlichen Unruhe, worin ich lebte, als daß ich kein Mittel finden konnte, die schöne Griechin heimlich zu sprechen. Ich mußte die Rolle eines Muselmannes spielen, und das war genug, mich von dem Umgange mit den Griechischen Mädchen auszuschließen. Um indeß kein Mittel unversucht zu lassen, erkundigte ich mich so genau als möglich nach den Sclaven und Bedienten der

Anastasia, um vielleicht durch diese meinem Ziele näher zu kommen, und einen besseren Gedanken hätte ich nicht fassen können.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er lernt einen Sclaven der Anastasia kennen, er spricht sie, und entflieht mit ihr und der Frau des Ali Bei.

Ich erfuhr, daß unter ihren Sclaven ein häßlicher, mißgestalteter, aber listiger und verschlagener Italiäner war; dieser schien mir passend für meine Absicht, und ich suchte mit ihm bekannt zu werden. In dieser Absicht besuchte ich fleißig die Oerter, wo er sich herumtrieb, stellte mich eines Tages, als ob ich ihn durch Zufall angetroffen hätte, bat ihn, mir eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen, und belohnte ihn so reichlich dafür, daß er mir sehr geneigt zu seyn schien. Als ich ihn mehreremal auf diese Art gesehen hatte, glaubte ich, daß es Zeit sey, mich ihm zu entdecken, daher ersuchte ich ihn, mit mir an einen abgelegenen Ort zu kommen, und er folgte mir. Nikolas, sagte ich zu ihm, ich weiß, daß alle Sclaven nichts sehnlicher wünschen, als in ihr Vaterland zurück zu kehren, du hegst gewiß dasselbe Verlangen, das weiß ich. Ich verspreche dir die Freiheit zu verschaffen, wenn du mir in einer, für mich sehr wichtigen Sache helfen willst. Sennor, antwortete er, sagt mir nur, was ihr verlangt, ihr sollt gewiß mit mir zufrieden seyn.

Ich entdeckte ihm darauf, wie sehr ich seine junge Gebieterin liebte, und daß ich selbst seine Sclaverei deswegen beneidete, weil sie ihm das Glück gewährte, bisweilen mit ihr sprechen zu können.

Erstaunt hörte der Sclave mich an und sagte zitternd: es ist ein schweres Unternehmen, Sennor, was ihr vorhabt und auszuführen hofft. Meine Gebieterin wird nie eure Leidenschaft erwiedern, da sie von einer anderen Religion ist, als ihr, darum schlagt sie euch aus dem Sinn, das ist der beste Rath, den ich euch geben kann. Um deinen Rath habe ich dich nicht gebeten, erwiederte ich, du sollst helfen, nicht rathen. Ist es denn so etwas schweres, zu veranstalten, daß ich sie nur eine halbe Stunde allein sprechen kann? Vielleicht überwinde ich alle Schwierigkeiten durch ein einziges Wort. Wie, versetzte der Sclave, wollt ihr ein Christ werden? Das kann seyn, antwortete ich. Aber wie ist das möglich, versetzte er, in einer Stadt, wo das Oberhaupt der Muhamedaner herrscht? Ich habe nicht gesagt, unterbrach ich ihn, daß ich hier mich zum Christenthume bekennen werde; wir können ja entfliehen, und dazu habe ich schon alles veranstaltet. Ich bin reich, selbst wenn ich meine Religion ändere, und es soll dich nicht reuen, mich glücklich gemacht zu haben. Wenn es so ist, versetzte Nikolas etwas heiter, so gebt mir nur einen Tag, um mich zu bedenken, dann will ich euch bestimmt antworten.

Wirklich kam er am folgenden Morgen zu mir und sagte: Sennor, vor allen Dingen müßt ihr mir sagen, wie ihr die Flucht möglich zu machen denkt. Die Liebe machte mich blind, ich bedachte nicht die

Gefahr, in die ich mich stürzte, wenn ich einem Menschen, den ich erst seit so kurzer Zeit kannte, mein Geheimniß vertraute, und entdeckte ihm meinen Stand und meine Anstalten zur Flucht. Nikolas schien sich zu freuen, einen Landsmann getroffen zu haben, billigte meine Schritte, die ich gethan hatte, und versprach mir sein Möglichstes zu thun, seine Gebieterin zu überreden, mich zu begleiten. Sie weiß schon, fuhr er fort, wie sehr ihr sie liebt, und mehrmals hat sie mir schon gesagt: es sey Schade, daß ihr eine Religion, die mit den Wünschen ihres Herzens und des eurigen unverträglich wäre, anhinget. Daraus könnt ihr schließen, wie geneigt sie euch ist, und daß sie nicht anstehen wird, eurer Bewerbung Gehör zu geben, wenn sie erfährt, daß ihr kein Muselmann seyd. Vergeßt daher nicht, was ihr mir versprochen habt, und wenn ihr mich mitnehmen und von der Sclaverei befreien wollt, so soll euer Unternehmen gewiß gelingen. Sey versichert, antwortete ich, daß ich mein Wort heilig halten werde: du sollst frei seyn und ohne dich verlaß ich diese Insel nicht. Voll Freude, daß ich dem Ziele meiner Wünsche so nahe war, fiel ich dem Sclaven um den Hals, küßte ihn herzlich, trotz seiner Häßlichkeit, und entließ ihn. Seit diesem Tage, welcher für mich der schönste meines Lebens war, suchte ich sobald als möglich eine Gelegenheit zu unserer Flucht zu finden, was ich bis jetzt ganz vergessen hatte, so wie ich an Ali Bei, für den ich doch eigentlich nach Scio gegangen war, gar nicht gedacht hatte.

In der Zwischenzeit verschaffte mir der Sclave

mehrere geheime Unterredungen mit der schönen Anastasia, die mich immer mehr bezauberte, und gewiß, die Griechinnen wissen mehr als alle anderen Weiber die Herzen der Männer zu erobern. Anastasia schien glücklich durch meine Liebe zu seyn, sie gab mir täglich neue Beweise ihrer Zuneigung, und ich war voll Entzücken. Ich konnte nicht begreifen, auf welche Weise der Sclave sie heimlich aus dem Hause ihres Vaters wegzubringen dachte, und lebte daher immer in Furcht, daß unsere Flucht entdeckt und vereitelt werden möchte. Um mich zu beruhigen, bat ich eines Tages den Nikolas, mir offen zu sagen, wie er die Entführung der Anastasia zu bewerkstelligen dächte.

„Sobald ich nur erfahre, antwortete er, daß Alles, was wir zu der Reise nöthig haben, in Bereitschaft ist, so muß sie von ihrem Vater sich die Erlaubniß verschaffen, einige Tage auf einem Landhause, das am Ufer des Meeres liegt, zuzubringen, wie sie gewöhnlich im Frühling zu thun pflegt. Der Vater wird wahrscheinlich keine Schwierigkeiten machen, da er ihr nichts abschlagen kann, denn sie ist sein Augapfel, sein einziges, geliebtes Kind. Eine Sclavin begleitet sie und die habe ich schon gewonnen. Sollte ich sie nicht hinbringen müssen, was ich jedoch hoffe, so wird es mir doch leicht werden, ihr heimlich nachzugehen. Sobald ihr mit eurem Schiff in die Gegend des Landhauses, das ich euch zeigen werde, gekommen seyd, schickt das Boot ans Land, und in einer kleinen halben Stunde könnt ihre eure Geliebte umarmen.

Alles ging nach Wunsch. Eine Englische Fregatte

kam

kam nach Scio; für einen Beutel mit Zechinen versprach mir der Capitain, uns, unter dem Vorwande nach Alexandrien zu segeln, nach Maltha zu bringen. Ich schiffte mich ein mit der Frau des Ali Bei, die alle ihre Edelsteine mitnahm, Anastasia kam ebenfalls mit dem Niklas und ihrer Sclavin glücklich an Bord und brachte viele Kostbarkeiten mit, die sie ihrem Vater entwandt hatte. Der Capitain steuerte, damit man den wahren Lauf seines Schiffes nicht entdeckte, erst nach Süden, wandte sich darauf nach Westen, und in einigen Tagen erreichten wir glücklich die Sicilianischen Gewässer. Das Meer war ruhig, der Wind frisch, Alles begünstigte unsre Fahrt, ich war der glücklichste Mensch, und Anastasia schien nicht weniger froh zu seyn, als ich. Die Frau des Ali Bei sehnte sich, ihren Mann zu sehen, und sobald wir in der Ferne Maltha erblickten, jauchzten wir laut vor Freude, wünschten uns gegenseitig Glück, und unser Entzücken war unaussprechlich. Gleich wie wir ans Land traten, verbreitete sich das Gerücht von meiner Ankunft, da Ali Bei, welcher in der Zeit feierlich seinen Abfall abgeschworen hatte, allenthalben erzählt hatte, warum ich nach Scio gereist war. Weil fast alle es für unmöglich hielten, die Frau fortzubringen, so betrachteten sie mich jetzt als einen außerordentlich pfiffigen und gewandten Menschen. Ali Bei flog mir entgegen und herzte und küßte mich, und betheuerte, daß er für immer mein Schuldner sey. Wie zärtlich und froh sich die beiden Gatten umarmten, das werdet ihr euch besser vorstellen, als ich es beschreiben kann.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er verläßt Maltha und reiset nach Piacenza.

Nach den ersten Bewillkommungen war Ali Beis größte Sorge, mich zu belohnen: Freund, sagte er, den Dienst, welchen du mir erwiesen hast, kann ich nie bezahlen, mein ganzes Vermögen reicht nicht hin, dich nach Verdienst zu belohnen; nimm daher, was ich dir geben kann, und schlage, was ich dir anbiete, nicht aus, damit ich doch einen kleinen Theil meiner Schuld abtrage. Mir wäre es der schönste Lohn, erwiederte ich, euch glücklich gemacht zu haben und der Zeuge eurer Zufriedenheit zu seyn, wenn ich nicht eine Wohlthat, die ich empfangen habe, vergelten müßte. Dem Manne, der mich begleitet hat, verdanke ich den Besitz einer Griechin, durch die ich so glücklich bin, wie ihr durch eure Gattin; ihm wünsche ich, mich dankbar zu erzeigen, erlaubt mir daher, ihm das für mich bestimmte Geschenk zu geben.

Ich erzählte darauf dem Ali Bei die Geschichte der Anastasia und stellte sie ihm mit dem Niklas vor. Du hast wohl gethan, sagte er lächelnd, mir beide, die einander so unähnlich sind, zugleich zu zeigen, die Schönheit deiner Geliebten wird durch die Häßlichkeit des Sclaven noch gehoben; dein Geschmack gefällt mir, und ich finde es billig, daß du denjenigen, der dir das Glück verschafft hat, belohnest. Gieb dem Niklas von meinem Gelde eine der Wichtigkeit des Dien-

stes angemessene Belohnung; du aber mußt mein Vermögen wie das deinige ansehen. Ich konnte ein so edles Anerbieten nicht zurückweisen und betrachtete mich, von dem Tage an, als den Bruder des Ali Bei. Er entdeckte mir seinen Namen, er stammte aus Pavia her, aus der Familie der Grafen Torgioli, und hieß Ildefonso. Den Nikolas beschenkte er mit hundert Zechinen und bot ihm eine gute Stelle an, wenn er bei ihm dienen wollte. Der Sclave nahm dieß für ihn so vortheilhafte Anerbieten mit offenen Armen an.

Sobald die schöne Aegyptierin getauft und mit dem Ildefonso getraut war, segelten wir mit einer Genuesischen Galeere ab, landeten in St. Pedro de Arenas, und reisten gleich nach der alten Hauptstadt der Longobarden.

In Piacenza fielen mir die Schläge ein, welche ich von dem Parasiten erhalten hatte, und ich würde die Stadt schnell verlassen haben, wenn mich nicht die Neugierde, den Arzt, den ich über die Methode, die Kranken zu behandeln belehrte, zu sehen gehalten hätte. Ich erkundigte mich nach ihm, und erfuhr, daß er jetzt der berühmteste unter allen Schülern des Hippokrates war, und daß man ihn nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in den nahe liegenden Ländern als einen zweiten Aeskulap verehrte. Auf diese Nachricht eilte ich hin, ihn zu besuchen, um zu sehen, ob er meiner noch gedächte.

Er bewohnte ein schönes Haus, woran ein botanischer Garten stieß, in welchem die seltensten Pflanzen, die Mathioli beschreibt und empfiehlt, zu finden

waren. Aloen und andere Afrikanische Gewächse standen in Menge da, und jeder konnte sie sehen und beriechen, nur die Sabina, der man so wunderbare Heilkräfte zuschreibt, war mit einem Gitter umgeben. Sobald ich bei dem Doktor gemeldet worden war, ließ er mich in sein Arbeitszimmer kommen, das ringsumher mit Büchern angefüllt war, in einigen Nichen standen große und kleine Skelette, und in Gläsern Embrionen von jeder Größe. Anfänglich kannte er mich nicht, als ich ihn aber fragte: ob er noch immer ein Anhänger des Systems wäre, das ihm ein Astrolog empfohlen hätte? sah er mich genauer an, sprang plötzlich auf und umarmte mich voll Erstaunen. Willkommen! Willkommen! rief er, euch verdanke ich, was ich bin und was ich habe! Eure Belehrung hat mir meinen Ruf verschafft, und noch immer wäre ich unter der Menge der Aerzte unbekannt und elend, wenn ihr nicht als ein Bote des Himmels gekommen wärt. Große Kuren habe ich gethan, bloß weil ich das Gegentheil von dem verschrieb, was meine Mitbrüder zu geben pflegen. Viele Kranke, die schon einen Fuß in den Stygischen Kahn setzten, zogen ihn wieder zurück, Dank sey es eurem System! Mich nennen nun alle nur den Doktor Thaumaturgos. Jetzt bin ich im Begriff, einen schriftlichen Rath für eine vornehme Dame in Mailand aufzusetzen; sie hat hysterische Zufälle; da verordnet man gewöhnlich Aderlässe und die häßlichsten Gerüche: ich greife das Ding anders an, sie soll keinen Tropfen Blut verlieren und in köstlichen Wohlgerüchen schwelgen. In diesem Fall aber, unterbrach ich ihn, möchte ich euch an den Satz des

Hippokrates erinnern: Sind die Kranken unverheirathet, so müssen sie heirathen. Warum nicht gar, ich kehre den Satz um. Gott behüte! Herr Doktor, unterbrach ich ihn eifrig, lassen sie das keinen Frauenzimmer hören, sie würden nichts weiter nöthig haben, das ganze weibliche Geschlecht gegen sich aufzubringen. Hören doch die Weiber nichts lieber, als das süße Wort Hochzeit, und kennen keine größere Qual, als ewig im jungfräulichen Zustande zu bleiben.

Mag es immer seyn, versetzte der Doktor, ich glaube dennoch, daß in solchen Fällen das Cölibat besser ist, als die Ehe, denn — — Er wollte gerade seine Gründe auseinander setzen, als ein Diener hereintrat und eine Dame von Stande anmeldete, die ihn ganz allein zu sprechen wünschte. Freund, sagte er zu mir, geht doch so lange in dieß Cabinet, wo ihr die ganze Unterredung mit der Dame anhören könnt.

Ich begab mich weg, und sah durch ein kleines Fensterchen ein gut gekleidetes Frauenzimmer hereintreten, die mit edlem Anstande sich dem Arzte näherte und ihren Schleier bescheiden aufhob. Sie war jung und wirklich schön. Nehmen sie Platz, Sennora, sagte der Medikus, und entdecken sie mir ihr Verlangen. Die arme Dame ward bald roth, bald blaß, sie wollte reden, aber sie konnte nicht, es schien etwas ihre Zunge zu fesseln, als sie schon die Lippen zum Sprechen öffnete. Scheuen sie sich nicht, Sennora, sagte der Doktor, reden sie frei mit mir, und seyn sie überzeugt, daß keine lebendige Seele je etwas von

mir erfahren soll. Bei diesen Worten fing die Dame an heftig zu weinen; der Arzt näherte sich ihr und sagte: Sennora, was ist das? sie sind zu mir gekommen, um mir ein geheimes Uebel zu klagen und nun sprechen sie nicht! Wie? halten sie mich für einen der unvernünftigen Aerzte, die nicht wissen, daß wir alle schwache Menschen sind? Ich habe schon oft Leute von ihrem Stande behandelt, Sennora, und noch hat sich niemand über mich beklagt. Alles, was sie mir sagen werden, will ich ewig als ein Geheimniß bewahren, und niemand soll wissen, daß sie in mein Arbeitszimmer gekommen sind. Die Dame schien Muth zu fassen; aber als sie schon anfangen wollte zu sprechen, versagten ihr plötzlich die Worte, so daß der Doktor anfing sie zu examiniren, wie ein Criminalrichter den Angeklagten.

Bei diesem Verhör konnte ich kaum das Lachen lassen, ich mußte mich mit Gewalt halten, um nur nicht ein so interessantes Gespräch zu unterbrechen. Die Dame verneinte durch Zeichen alle vorgelegten Fragen, so daß der Arzt endlich auffuhr: Aber zum Henker, Sennora, erklären sie doch, was ihnen fehlt! Ein heftiger Thränenstrom war die Antwort. Der Doktor fühlte Mitleid, faßte ihre Hand und sagte: mein Kind, sagen sie mir doch, was ist ihnen? Nach langem Kampfe entdeckte sie ihm endlich, daß sie schwanger sey. Hören sie, sagte sie zum Medikus, ich will ihnen kurz mein Unglück schildern: ich bin die einzige Tochter und Erbin einer reichen und angesehenen Familie in dieser Stadt: einer unserer Diener gefiel mir und — — — Mein guter Name, mein

Leben kann nur durch ihre Kunst und Geschicklichkeit gerettet werden. Unter dem Vorwande, in die Kirche zu gehen, bin ich zu ihnen gekommen, und glauben sie mir, daß es mir nicht wenig Ueberwindung gekostet hat, mich einem Manne zu entdecken. Sennora, sagte er, was ist es denn für ein großes Unglück, schwanger zu seyn? in einigen Monaten vergeht das Uebel von selbst. Aber was werden die Folgen seyn, versetzte sie schnell; mein Vater wird mich mißhandeln, mich ermorden, oder, wenn das nicht, so werde ich das Gespötte aller Leute und muß ins Kloster gehen. Was soll ich denn thun? sagte der Doktor. Meine Wärterin sagte mir, war die Antwort, daß man Mittel habe, solchen Uebeln vorzubeugen; ich verlange ein solches Mittel von ihnen und funfzehn Dukaten sollen ihre Belohnung seyn.

Als der Medikus hörte, daß ihm funfzehn Dukaten geboten wurden, antwortete er, blind von Eigennutz und taub gegen sein Gewissen: Sennora, fürchten sie nichts, ich sehe es ein, daß ihre Schwachheit ein Geheimniß bleiben muß, sie könnten sonst Verdruß haben; ich will ihnen helfen, und mich an alle die Edikte, Verbote, und kirchlichen und weltlichen Strafen, die den Verbrechern in diesem Punkte angedroht sind, nicht kehren. Nehmen sie diese Flasche, vermischen sie den dritten Theil dieses Mittels mit Zucker und Milch, und gebrauchen sie es nach der Vorschrift. Thun sie das drei Morgen hinter einander, dann will ich weiter sorgen. Die Dame zählte die funfzehn Dukaten hin und ging fort.

Ich eilte aus dem Cabinet hervor: wahrhaftig,

Herr Doktor, sagte ich, da haben sie in kurzer Zeit und ohne große Mühe ein schönes Sümmchen verdient. Solcher Geschäfte giebt es viele im Jahre, versetzte er, so lange ich practicire, sind die meisten, die mich hier um Rath fragen, so lustige Damen. Was ist es aber, fragte ich weiter, was der Herr Doktor der Sennora verordnet haben? wahrscheinlich sind es Kräutersäfte aus ihrem Garten, vielleicht von der Pflanze, die so sorgfältig verwahrt ist? Nichts weniger, als das, erwiederte er, die Flasche enthält nichts, als reines Quellwasser. Das verkaufe ich gegen alle Krankheiten, obgleich ich weiß, daß es keine Wirkung thun kann; da ich es aber mit verschiedenen hochtönenden Namen, die eine besondere, dem Uebel angemessene Bedeutung haben, taufe, so gewinne ich viel ohne Unkosten, und die Kranken glauben, daß es eine köstliche, theure Quintessenz sey, was doch eigentlich nichts, als das reine Naß der Erde ist. Aber sagen sie mir doch, fragte ich neugierig, wenn diese Dame verlangt hätte zu wissen, wie das Mittel hieße, was in der Flasche war, was hätten sie geantwortet? Ich würde es rasch Spiritus gastrotemnei genannt haben. Was bedeutet denn der schöne Name? Bauchleerer bedeutet es, antwortete er. Ich mußte laut lachen über die sonderbare Benennung. Herr Doktor, sagte ich, ich werde immer mehr und mehr in meinem Glauben bestärkt, daß sie der berühmteste und geschickteste Mann auf Erden sind; einen passenderen Namen hätte man nicht finden können. Solche bedeutende, dunkle und sonderbare Namen, die keiner versteht, müssen allein schon, wenn man sie nur hört,

Wunder thun. So ist es auch, versetzte der Doktor, unsere Kunst verlangt, daß wir den Worten den Anstrich eines Orakels geben, damit uns die Leute, wenn sie uns nicht verstehen, für große Männer halten, weil wir unverständliche Sachen reden. Ich verabscheue indeß diese Gewohnheit und mache nur im äußersten Nothfall Gebrauch davon. Ich lobte den Doktor Thaumaturgos aufs Neue, und versprach ihm beim Abschied in Pavia in allen Gesellschaften und bei jeder Gelegenheit von ihm zu sprechen und seine Verdienste zu preisen.

Fünftes Kapitel.

Der Graf Ildefonso entdeckt einen Betrüger, der seinen Namen angenommen hat.

Der Arzt dankte mir für mein freundschaftliches Anerbieten, und fragte mich, ob ich mich noch immer mit der Astrologie beschäftigte? Andere Zeiten, andere Sitten, Herr Doktor, antwortete ich, schon lange habe ich mich nicht mehr damit abgegeben. Die Astrologie ist nicht für Jedermann, es kommen so oft traurige Fälle und Unannehmlichkeiten vor, die einem Manne von Ehre sehr verdrießlich sind. Wahrhaftig sie haben noch nicht den Parasiten vergessen; nicht wahr? fragte der Arzt. Auch ohne diesen Vorfall hätte ich der Astrologie entsagt, antwortete ich. Womit beschäftigen sie sich denn jetzt? wenn man fragen darf, sagte

der Medikus. Ich bin so glücklich gewesen, einen Freund zu finden, der sein Vermögen mit mir getheilt hat, und jetzt reisen wir nach seinem Vaterlande, um unser Geld in Ruhe zu verzehren. Wer ist denn der edle, großmüthige und freigebige Freund? Der Graf Ildefonso Torgioli, versetzte ich. Der Doktor staunte: wie? fragte er schnell, Ildefonso Torgioli? ist der Graf nicht gestorben? wie es hier hieß. Nein! er lebt, ist hier in Piacenza, und wenn sie ihn kennen, so können sie sich mit eigenen Augen überzeugen. Wahrhaftig, antwortete er, ich werde mich freuen ihn wieder zu sehen, in Bologna studirten wir zusammen und waren sehr gute Freunde.

Mit diesen Worten warf er seinen Hausrock ab, zog sein Staatskleid an und ging mit mir nach unserer Wohnung. Ich glaubte, beide würden einander in die Arme fliegen, aber wie groß war mein Erstaunen, als sie sich forschend eine Zeit lang ansahen, ohne sich zu nähern und zugleich ausriefen: hier ist ein Irrthum! Der Doktor wandte sich zu mir und sagte: mein Freund, dieser ist nicht der Graf Ildefonso Torgioli, den ich in Bologna kannte. Wer, unterbrach ihn der Graf, hat die Frechheit gehabt, meinen Namen anzunehmen und zu mißbrauchen? ich bin, soviel ich weiß, der letzte meines Stammes, mein Vater hieß Heinrich, mein Großvater Ferdinand, und ich weiß nicht, daß noch ein anderer meinen Namen führt. Der, den ich kannte, antwortete der Medikus, nannte sich auch Ildefonso, und sein Vater und Großvater hießen wie die eurigen. Könnt ihr mir nicht, sagte der Graf, seine Gestalt, sein Gesicht

beschreiben, und etwas über sein Betragen, sein Leben sagen? Was ich weiß, gab er zur Antwort, ist Folgendes:

Vor ungefähr funfzehn Jahren studirte ich zu Bologna Medicin; da trat in demselben Hause, wo ich wohnte, derjenige ab, von dem wir sprechen. Er erzählte uns, daß er aus der Levante käme, nun zuletzt hätte nach Mekka reisen wollen, und auf dem Wege dahin in der Wüste von den Arabern angefallen und ausgeplündert wäre; er zeigte uns auch einige Narben, die ihm das Gesicht entstellten, von Wunden, welche er, wie er sagte, in diesem Gefechte erhalten hätte. Er hatte Beglaubigungsschreiben, die anerkannt waren, von Französischen Consuln in Asien, durch die er Pässe erhalten hatte, auch besaß er einen Paß von dem Großvezir, den ihm der Französische Gesandte in Constantinopel verschafft hatte, um sicher nach den christlichen Ländern zurückkehren zu können. Er erzählte tausend wunderbare Begebenheiten, die er erlebt hatte, so daß er der Unterhaltung wegen in allen Gesellschaften zu Bologna gerne gesehen wurde. An Gestalt war er euch gleich, auch seine Sprache war, so viel ich mich erinnere, der eurigen ähnlich. Im Anfange zweifelten viele Leute daran, daß er wirklich der Graf Ildefonso sey, aber zuletzt wurden alle überzeugt, als man seine Handschrift mit den Briefen von dem Grafen Ildefonso verglich und beide gleich fand. Ueberdieß wußte er jeden kleinen Umstand, der die Familie und das Haus betraf, so genau, daß man nicht umhin konnte, ihm zu glauben, zumal da seine ordentliche Aufführung, sein gutes Beneh-

men und sein artiges Betragen ihn nicht Lügen strafte.

Bald nachher ging ich fort und erfuhr, daß er in Padua seine Güter in Besitz genommen und Rechenschaft von denjenigen, welche sie bis dahin verwaltet, gefordert hatte, und nicht lange darauf verheirathete er sich mit einer der ersten Damen jener Stadt, die ihm einen großen Brautschatz an baarem Gelde und Gütern zubrachte. Das Glück währte aber nicht lange; nach einigen Jahren verbreitete sich das Gerücht, daß man ihn todt in einem seiner Landhäuser gefunden hätte; man muthmaßte, daß er vergiftet worden sey, ohne jedoch den Thäter ausfindig machen zu können, und nun besitzt die Wittwe das ganze Vermögen. Der Graf stand eine Zeitlang stumm da, endlich rief er aus: ich weiß schon, wer der Verräther gewesen ist, der so frevelhaft meine Freunde, meine Verwalter und jene Dame betrogen hat. Gott hat ihn abgefodert, und es ist gut für ihn, denn sonst wäre er der verdienten Strafe nicht entgangen.

So neugierig der Arzt und ich auch waren, die Auflösung dieses Räthsels zu wissen, so wollte der Graf uns doch nicht Rede stehen, er befahl schnell den Wagen in Ordnung zu bringen; wir drei warfen uns hinein und eilten nach Padua, wo wir in dem besten Wirthshause abstiegen. Sobald wir angekommen waren, schloß sich der Graf mit mir ein; ich muß mich hier als den wahren Ildefonso zu erkennen geben, sagte er, aber ich möchte gerne auf alle Weise die Dame, welche der Bösewicht so schändlich betrog, schonen und mich vorher mit ihr besprechen, wie ich ihren guten

Namen am besten erhalten könnte, ohne meinem Rechte und meinem Interesse etwas zu vergeben. Ehe ich mich in Kairo verheirathete und zur muhamedanischen Religion übertrat, schrieb ich oft nach meiner Vaterstadt an einen Oheim, nachher gab ich aber den Briefwechsel auf, und ich weiß nicht, ob er noch lebt. Ich wünschte, daß du dich auf eine geschickte Art darnach erkundigtest, weil ich gerne im Geheim mit ihm reden möchte. Er nannte mir hierauf den Namen des Cavaliers, bezeichnete mir sein Haus und trug mir auf, ihm, wenn ich vor ihn gelassen würde, zu sagen, daß ein Mann von Stande ihm wichtige Dinge mitzutheilen hätte und bäte ihm zu erlauben, daß er heimlich zu ihm kommen dürfe. Ich ging sogleich aus, erfuhr, daß der Oheim noch lebe, aber schon seit vielen Jahren blind sey und immer das Zimmer hüte. Ich eilte nach seinem Palast, ward vor ihn geführt und bestellte meinen Auftrag, worauf er mich fragte, ob ich ihm nicht sagen könnte, ob der Fremde aus Pavia sey, oder nicht? Sennor, antwortete ich, er ist aus dieser Stadt, war aber schon seit langer Zeit abwesend. Dann sagt ihm, versetzte er, daß er mir willkommen seyn soll.

Der Graf war sehr erfreut, wie er hörte, daß sein Oheim noch am Leben sey; in der Nacht eilte er, von mir allein begleitet, zu ihm, und ward durch eine geheime Treppe eingeführt. Der Graf flog in die Arme seines Oheims, welcher ihn fest an sich drückte, da er ihn gleich an der Stimme erkannte. Mein Ildefonso! rief er, bist du endlich wieder da! wie oft habe ich dich für todt beweint! wie viele Thränen

habe ich vergossen, weil ich es dulden mußte, daß ein anderer deinen Namen angenommen und dein Vermögen in Besitz genommen hatte! Der Frevler ist todt; seine Stimme sprach nicht zu meinem Herzen, wie die deinige, mein Ildefonso! Der Graf weinte vor Freude und Wehmuth, und als beide ruhiger geworden waren, überlegten sie, wie der Graf sich zu erkennen geben sollte, um seine Güter wieder zu erhalten. Das Schwierigste war, die Rechte des Ildefonso geltend zu machen, ohne die Ehre der unschuldigen Wittwe zu kränken, die, obgleich sie keinen Theil an dem Frevel hatte, doch von der Welt getadelt werden würde. Nach langem Berathschlagen schien es ihnen das Beste, daß der Oheim am folgenden Tage die Dame besuchen und ihr Alles entdecken sollte, damit sie selbst einen Weg zeigen könnte, wie der Graf Ildefonso, ohne Schaden ihrer Ehre, für das, was er wirklich war, anerkannt werden könnte. Der Graf Manuel, so hieß der Oheim, wünschte, daß sein Neffe die Nacht bei ihm zubringen möchte, und ein Bedienter ward nach dem Wirthshause geschickt, seinen Leuten zu sagen, daß sie nicht auf ihn warten sollten. Der Graf erzählte darauf seinem Oheim die Abentheuer, die er seit seiner Abreise aus Pavia erlebt hatte.

Sechstes Kapitel.

Geschichte der beiden Grafen Ildefonso.

Als ich mein Vaterland in der Blüthe der Jugend verließ, ohne andere Absicht, als die Welt zu durchstreifen, begab ich mich nach Genua, um ein Schiff, das nach der Levante segeln wollte, zu finden. Eines Tages, da ich bei St. Pedro de Arenas spazierte, stieß ich auf einen Menschen, der mir außerordentlich ähnlich war. Ich betrachtete ihn aufmerksam, er sah mich an. Die so auffallende Aehnlichkeit machte mich neugierig zu erfahren, wer er sey. Ich grüßte ihn höflich und fragte ihn nach seinem Vaterlande und seinen Aeltern. Herr, erwiederte er, ich kenne beide nicht, da ich nicht einmal weiß, wo ich geboren bin, nur so viel ist mir bekannt, daß meine Mutter eine berühmte Sängerin war, die ihre Gefälligkeiten theuer verkaufte. Sie glänzte auf den besten und berühmtesten Schaubühnen Italiens, und ihr unstätes Leben ist Schuld daran, daß ich meinen Geburtsort nicht bestimmt angeben kann. Dennoch schmeichle ich mir mit der Wahrscheinlichkeit, daß mein Vater ein vornehmer Mann gewesen ist, denn durch meine Adern strömt ein Feuer, das sich nie, nach meiner Meinung wenigstens, bei niedrigen Personen findet. Ungeachtet der großen Reichthümer aber, welche meine Mutter aufgehäuft hatte, hinterließ sie mir doch nichts und starb in der größten Armuth. Sie verzehrte im Alter, was sie in der Jugend gewonnen hatte, und

endigte ihr Leben in einem Hospitale. Ich war gezwungen zu dienen, und bis heute war ich bei einem Kaufmann, der nach Syrien und Aegypten handelte; ich habe mit ihm auch mehreremal diese Länder bereist, und war im Begriff wieder dahin zurück zu kehren, als der Bankerott eines Correspondenten in Marseille auch den Fall meines Herrn nach sich zog.

Als ich hörte, daß dieser junge Mensch schon in der Levante gewesen war, entstand in mir der Wunsch, ihn in meine Dienste zu nehmen. Außerdem, daß er mir sehr nützlich seyn konnte, mich mit den Sitten und Gewohnheiten jenes Landes bekannt zu machen, zog mich auch die Aehnlichkeit mit ihm an. Wer weiß, dachte ich, ob mein Vater mir nicht einen leiblichen Bruder gelassen hat, und ob nicht die göttliche Vorsicht mich hieher geführt hat, damit ich ihn unterstüzzen soll. Ich fragte ihn daher, ob er wohl glaubte, daß ich ihm den Verlust seines Herrn ersetzen könnte? Das wäre für mich das größte Glück, antwortete er schnell. Herr, fügte er hinzu, ich werde ihnen treu und redlich dienen, und obgleich ich bis jetzt nur bei einem Kaufmann gedient habe, so hoffe ich doch Geist genug zu besitzen, es einem Ritter zu Dank zu machen. Gut, antwortete ich, von diesem Augenblick an bist du mein Kammerdiener und sollst mich auf einer Reise begleiten, die ich unternehme, um mich zu ergötzen und die Welt zu sehen.

Nachdem ich so unvorsichtig diesen Vertrag mit meinem neuen Bedienten, der Eleonor hieß, geschlossen hatte, traf ich nach einigen Tagen ein Schiff, das nach Cypern segeln sollte. Mit Empfehlungsschreiben

an

an die Französischen Consuln in den Asiatischen Häfen, und mit Wechselbriefen versehen, ging ich an Bord. Unsere Fahrt durch das Mittelländische Meer war sehr glücklich, mein neuer Kammerdiener unterhielt mich durch seinen Witz und seine artigen Erzählungen; auch nannte er mir alle Inseln, die wir sahen, sagte mir die Grade der Länge und Breite, unter welchen sie sich befanden, und belehrte mich über die Zahl, die Sitten und Beschaffenheit ihrer Bewohner. Mir verging die Zeit sehr schnell in seiner Gesellschaft, und ich bereicherte mich mit Kenntnissen, die zu erlangen ich mein Vaterland eigentlich verlassen hatte.

Nach einer Reise von fünf Wochen ankerten wir bei Famagosta, wohin unser Schiff wollte. Wir gingen ans Land, besahen einen Theil der Insel, besuchten Nikosia, Pafos und die anderen Städte dieses Landes, welches im Alterthume der Venus und den Liebesgöttern geheiligt war. Eleonor begleitete mich immer und machte mich auf die größten Merkwürdigkeiten aufmerksam, so daß ich mich sehr glücklich pries, einen solchen Bedienten gefunden zu haben. Als ich meine Neugierde gestillt hatte, ließ ich mich von Cypern nach Tarablüs in Syrien übersetzen, und reiste nach Jerusalem. Alle heiligen Gebräuche, die unsere Religion vorschreibt, vollbrachte ich an diesen geweihten Orten, ging dann nach Damaskus, und von dort gerade nach Persien. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Gefahren und Beschwerden dieser Reise, die man gewöhnlich, um sicher zu seyn, mit einer Karavane macht, zu beschreiben; wir erreichten glücklich Ispahan und besahen diese große Hauptstadt. Bei

verschiedenen Gelegenheiten sah ich den Sofi, diesen großen Monarchen Asiens, im höchsten Glanze, und es übertrift weit Alles, was man davon berichtet hat. Die Erzählung von dem, was ich sah und beobachtete, verspare ich auf eine andere Zeit. Von Persien reiste ich nach Hindostan und sah den Hof des großen Moguls und alle Besitzungen der Spanier und Portugiesen in Ostindien. Von Goa schiffte ich nach Ormuz, einem Hafen am Persischen Meerbusen, wo mein Kammerdiener mir vorschlug, nach Mekka zu reisen, um das Grab des Muhamed in Augenschein zu nehmen.

Obgleich diese Reise sehr gefahrvoll ist, weil in den Wüsten räuberische Araber oft die durchziehenden Fremden überfallen und plündern, so stellte er sie mir doch als sehr sicher vor. Wir dürfen nur, sagte er, nach Babylon gehen und dort auf eine Karavane warten, da so oft Türken aus Frömmigkeit zu dem Grabe ihres falschen Propheten wallfahrten. Mir gefiel dieser Vorschlag, und ich suchte eine Gelegenheit nach jener Hauptstadt zu finden: indeß bemerkte ich, daß Eleonor häufig Briefe erhielt und viele Bekannte in Ormuz hatte. Alle Nationen der Welt trift man in diesem berühmten Hafen, vorzüglich aber Jüdische Kaufleute, die mit Perlen handeln. Einer dieser Kaufleute, mit Namen Isaak, war ein großer Freund meines Kammerdieners; ich sah sie immer bei einander und konnte die Ursache dieses vertrauten Umganges nicht errathen, daher fragte ich endlich darnach. Eleonor sagte mir, daß er diese Bekanntschaft auf einer Reise von Genua nach Alexandrien gemacht habe, daß

er eine Neigung bei ihm gefunden hätte, ein Christ zu werden, daher habe er ihn hier wieder aufgesucht, um ihn zu bewegen, sein Vorhaben auszuführen. Ich war mit dieser Antwort so zufrieden, daß ich wünschte selbst mit dem Hebräer bekannt zu werden, um Theil an dem Verdienste seiner Bekehrung zu haben. Gelegentlich sprach ich mit ihm über meine Reise, und als er hörte, daß ich Mekka besuchen wollte, rieth er mir, nicht erst nach Babylon zu gehen und dort eine Karavane abzuwarten, weil er mich selbst sicher durch ganz Arabien bringen könnte.

Ich besuchte Mekka häufig, sagte er, und so oft ich diese Reise mache, giebt mir ein Arabischer Emir, mein guter Freund, eine Bedeckung, die mich gegen jeden Anfall sichert. In der nächsten Woche reise ich wieder dahin, und drei Tagereisen von Ormuz erwartet mich der Emir mit seinen Leuten. Wollt ihr mich begleiten, so soll es mir lieb seyn; ihr werdet gewiß keine bessere Gelegenheit finden, denn selbst die Türkischen Karavanen werden bisweilen von den Arabern angefallen und geplündert, aber nie beunruhigen sie Reisende, die unter dem Schutze ihrer Landsleute stehen.

Ich ließ mich überreden, da ich Alles, was er mir sagte, für Wahrheit hielt, und reiste nach zwei Tagen ab, von dem Juden und zween seiner Glaubensgenossen begleitet. Ich nahm nichts mit, als meine Wäsche, meine Kleider, ein Kästchen mit den kostbarsten Perlen, die ich in Ormuz gekauft hatte, um sie in Europa zu verhandeln, und einen Wechselbrief auf einen Kaufmann in Mekka, den ich, nach

Isaaks Rath, gegen einen anderen, der in Babylon zahlbar war, umgetauscht hatte. Nach einer Reise von drei Tagen kamen wir in eine ungeheure Wüste und trafen an dem bestimmten Orte den gepriesenen Arabischen Emir mit seinem Gefolge, ungefähr zwanzig Reuter, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet. Sie schlossen sich an uns und zogen mit uns durch die Wüste. Als die Nacht herankam, schlugen wir ein Zelt auf, und unsre Begleiter lagerten sich im Kreise um uns her.

Ich schlief gleich ein, weil ich von dem heftigen Marsche ermüdet war, als ich aber im tiefsten Schlafe lag, erweckte mich, ungefähr um Mitternacht, ein Geräusch. Es schien mir, als ob unser ganzes kleines Lager in Bewegung wäre, und als ich schnell aufsprang, mich zu meinen Reisegefährten zu gesellen, sah ich keinen einzigen von ihnen. Ich glaubte, daß sie angegriffen und entflohen wären, daher suchte ich mein Pferd, um sie einzuholen, aber ich fand es nicht. Voll Schrecken und Bestürzung fing ich an zu schreien, rief den Isaak, den Eleonor, aber keiner von ihnen hörte mich, oder wollte mich hören; und so sah ich mich gezwungen, den Anbruch des Tages zu erwarten. Noch verstrichen einige Stunden, ehe die Morgenröthe sich zeigte, sobald aber die Sonne die Erde erhellte, durchschaute ich das ganze Gewebe der entsetzlichen Verrätherei. Ich fand durchaus nichts von meinen Sachen, selbst meinen Wechselbrief, den ich in meiner Brieftasche bewahrte, hatten sie mir gestohlen, und es war mein Glück, daß ich Keinem meinen Gürtel gezeigt hatte, worin ich eine ziemliche Anzahl

Goldstücke eingenäht hatte, denn sonst wäre ich ohne Zweifel von den Bösewichtern, aus Geldgier, ermordet worden. So weit ich nur in dem ebenen, unangebauten Lande sehen konnte, blickte ich umher, aber auf keiner Seite entdeckte ich irgend Spuren eines Menschen, nud alle Pfade und Wege waren ganz verweht. Meine Trostlosigkeit und Niedergeschlagenheit läßt sich nicht beschreiben; so oft ich daran denke, gerinnt mir das Blut in den Adern. Indeß, ich mußte mich entschließen, diesen Platz zu verlassen und mich in mein Schicksal fügen. Ich schlug den ersten besten Weg ein, den ich vorfand, und ging bis gegen Mittag, ohne irgend ein lebendes Wesen angetroffen zu haben. Mit einigen Kräutern stillte ich meinen Hunger, aber vergebens suchte ich ein Quelle, oder einen Bach, meinen brennenden Durst zu löschen.

Endlich erblickte ich in der Ferne einen Araber, der auf mich zukam. Wie er sich mir näherte, sah ich, daß er einen silberweißen Bart hatte, und einen großen Stock in der Hand trug, und sein ganzes Aeußeres schien mild und freundlich. Ich begrüßte ihn gleich auf Türkisch. Glücklicherweise verstand er mich und fragte mich, wie und warum ich hier in der Einöde herumirrte. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm mein trauriges Schicksal, und er schien Mitleid mit meinem Unglücke zu haben. Komm mit mir, sagte er, ich führe dich nach meiner Wohnung, und sobald sich eine Gelegenheit findet, will ich dich sicher nach Babylon schaffen, woselbst du leicht Mittel finden wirst, in dein Vaterland zurück zu kehren. Mein Muth war belebt, ich folgte dem Araber. Ich hatte

nimmer geglaubt, so viele Menschlichkeit bei dieser Nation zu finden, daher überraschte mich sein freundliches Anerbieten.

Als wir ungefähr eine Viertelmeile gegangen waren, kamen wir an eine mit Stroh gedeckte Hütte, die dem Araber zugehörte. An der einen Seite war ein gut bestellter Garten, auf der andern Seite rieselte ein kleiner Bach vorbei, an dessen Ufern hohe fruchttragende Palmen standen, die der ganzen Familie Unterhalt gewährten. Seine Familie bestand aus seiner Frau und einem Sohne, der eben einige Schaafe von der Weide heimtrieb. Ich sah alle Gemächer des Hauses voll von astronomischen und mathematischen Geräthschaften, wodurch ich die Beschäftigung meines Wirths errieth, und er schien mir ein zweiter Zoroaster oder Abbumazor. Er durchwachte immer den größten Theil der Nacht, beobachtete den Stand der Planeten und Fixsterne, und stellte nach ihren Aspekten Horoskope und weissagte sogar: und der Zufall machte oft seine Prophezeihungen wahr. Er besaß wunderbare Kenntnisse in der Chiromantie, Physiognomik und Metoscopie, und stellte die Nativität mit großer Leichtigkeit. Um mir seine Geschicklichkeit im Wahrsagen zu zeigen, verkündigte er mir, daß meiner, wenn ich in mein Vaterland heimgekehrt wäre, eine große Freude harrte. Diese Prophezeihung ist erfüllt, denn ich habe euch lebend angetroffen und der Himmel hat den treulosen Eleonor gezüchtigt, denn gewiß war er der Frevler, der, weil er mich für todt hielt, meine Papiere mißbrauchte, um meinen Namen anzunehmen, meine Güter zu rauben und eine vornehme Dame zu betrügen.

Nach Verlauf mehrerer Monate kamen einige Türken aus Babylon, um meinen Wirth zu befragen, da sie alle äußerst abergläubisch sind, besonders in demjenigen, was den Landbau betrifft. Nach verschiedenen Beobachtungen beantwortete mein Araber die ihm vorgelegten Fragen. Wie die Türken abreisen wollten, wünschte ich sie zu begleiten, mein Wirth empfahl mich ihnen, und sie brachten mich nach der Hauptstadt Asiens. Mit dem Gelde, das ich in meinem Gürtel hatte, wirthschaftete ich sparsam, und erreichte glücklich Kairo, wo ein Zufall mich länger, als billig aufhielt.

Hierauf erzählte der Graf alle seine Liebesabentheuer mit der Türkin, und endigte erst, als schon das Essen auf dem Tische stand.

Am folgenden Morgen ließ sich der Graf Manuel in einem Tragsessel zu der Wittwe bringen, ihr seine Aufwartung zu machen. Als er zurück kam, sagte er, daß er etwas sehr Merkwürdiges erfahren und ein Geheimniß entdeckt habe, das bis jetzt noch keiner wüßte, die Art nämlich, wie die Dame ihren unwürdigen Gemahl behandelt hätte. Sie hatte ihm Folgendes erzählt.

Siebentes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Betrügers. Der Graf Ildefonso erhält sein ganzes Vermögen wieder.

Schon ehe, als jetzt, wußte ich, fing die Dame an, daß ich mich nicht mit dem wahren Grafen Ildefonso Torgioli verheirathet hatte, und sie werden sich leicht meinen Schrecken, meinen Kummer bei dieser Entdekkung vorstellen, da mir der bloße Gedanke daran noch immer Thränen auspreßt. Ein Trost in meinem Kummer war es mir, daß unsere Ehe kinderlos war, und ich also nicht unaufhörlich bei dem Anblicke des Kindes an diese unglückliche Verbindung erinnert ward. Der Frevler, der mich so hinterlistig betrogen hatte, war — ein Jude. Obgleich er es zu verbergen suchte, so merkte ich doch bald (aber erst, als ich, zu meinem Unglücke, schon seine Gattin war), daß er ein schlechter Christ seyn mußte, aus seiner Unachtsamkeit in der Beobachtung unsrer heiligen Gebräuche. Ich gab genauer Acht und mein Argwohn ward bald verstärkt, als ich sah, daß er alle Wochen Briefe erhielt, die zwar eine Italiänische Aufschrift hatten, deren Inhalt ich aber nicht lesen konnte, weil sie in einer fremden Sprache geschrieben waren. Dieß reizte meine Neugier, ich suchte hinter die Sache zu kommen und die Geheimnisse zu durchschauen; daher entwandte ich ganz unbemerkt einen dieser Briefe und zeigte ihn meinem Beichtvater, der viel Hebräisch verstand. Er übersetzte ihn mir, und ich war dem Tode nahe, als ich hörte,

daß er von einem Juden in Mantua war, der ihm sehr zutraulich schrieb, über seine Figur, die er als großer Cavalier in diesem Lande spielte, scherzte, und seine List, daß er eine Dame von meinem Stande zu erobern verstanden habe, sehr lobte.

Der Unwille überwältigte endlich meinen Schmerz, und ich sann nur auf ein Mittel, mich zu rächen. Ich verschaffte mir heimlich ein starkes Gift, und eines Morgens gab ich es dem treulosen Juden im Kaffee, als er eben nach unserm Landhause fahren wollte. Das Gift wirkte gut, er warf sich, ermüdet von der Reise, auf ein Bett, um auszuruhen, schlief ein und erwachte nicht wieder. So rächte ich mich an dem Verräther, und da niemand um die That wußte, konnte man weder den Mörder, noch die Ursache seines Todes mit Gewißheit erfahren. Man glaubte allgemein, daß er am Schlagflusse gestorben sey, und da er in Gesellschaft als ein artiger, gesitteter Cavalier beliebt war, so bedauerten alle seinen Tod, und seine Freunde eilten herbei, mich zu trösten. Ich nahm darauf von seiner ganzen Verlassenschaft Besitz, durchsuchte seine Papiere und fand eine Art Tagebuch, worin er viele tolle und listige Streiche, durch welche Menschen von ihm angeführt worden waren, angemerkt hatte. Er war in Lissabon geboren. In Avignon gab er sich für einen Geistlichen aus. In Genf spielte er die Rolle eines Apostaten der katholischen Religion, um Geld von den Ketzern zu ziehen und ein armes Mädchen, in die er sich verliebt hatte, zu betrügen. Er machte eine Reise nach der Levante, wo er viele anführte. Als er wieder nach Europa zurück kam, trieb er lange Zeit mit

Glück das Handwerk eines Beutelschneiders, bis er bei ihrem Neffen Kammerdiener ward, mit welchem er viele Länder durchreiste, bis er ihn in Arabien verließ, nachdem er ihm sein Geld und seine Wechsel gestohlen hatte. Als den Grund, warum er ihn nicht ermordet hatte, führte er an, daß dieser Tag ein Hauptfest der Juden gewesen sey. Er fügte hinzu, er wäre fest überzeugt, daß sein ehemaliger Herr vor Hunger umgekommen, oder von wilden Thieren zerrissen sey, daher sey er auf den Einfall gerathen, seinen Namen anzunehmen, und sich für ihn auszugeben, wobei ihm die große Aehnlichkeit sehr zu Statten gekommen sey. In dem geraubten Mantelsack hätte er mehrere Papiere seines Herrn gefunden, und diese hätte er gebraucht, um sich zu üben, seine Hand nachzuahmen. Da er sich in der Zeit, daß er bei ihm diente, sorgfältig nach allen seinen Angelegenheiten, nach seinen Aeltern und Freunden erkundigt hätte, so wäre es ihm noch leichter geworden, sich für den Grafen Ildefonso auszugeben, zumal da er noch sein Gesicht durch einige Wunden entstellt hätte. Ferner fand ich noch einige Bemerkungen über mich, und endlich rühmte er sich, daß es ihm von allen Juden am besten geglückt sey, den Christen und ihrer Religion zu schaden. — Ich warf dieß schändliche Tagebuch mit seinen anderen Papieren ins Feuer, damit keine Spur seiner Schandthaten übrig bliebe.

Die Dame endigte mit diesen Worten ihre Erzählung, fuhr Graf Manuel fort, und ich suchte die Unglückliche durch die Versicherung, daß wir in jeder Sache ihr zu dienen bereit wären, zu trösten. Sie

dankte mir und sagte, daß sie sich freue, den wahren Ildefonso sein Eigenthum wieder zurück geben zu können. Ich für mein Theil, setzte sie hinzu, bin fest entschlossen, eine Stadt, wo mich mein Unglück so verfolgte, für immer zu verlassen. Fern von Pavia wird sich schon ein Kloster finden, wo ich mich mit meinem Gram, der mich ewig quälen wird, begraben kann. Vergebens suchte ich sie von diesem Vorsatz abzubringen, sie beharrte dabei, und ich entfernte mich, nachdem ich noch sie gebeten hatte, dir zu erlauben, zu ihr zu kommen.

Wir waren voll Erstaunen über diese Erzählung; unsre Verwunderung über die Bosheit dieses Frevlers kann ich euch nicht beschreiben; nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch so verworfen seyn könnte; er schien uns ein wahrer Proteus der Bosheit zu seyn. Den Entschluß der Dame mußten wir billigen, denn in ihrer Vaterstadt würde sie sich noch oft geärgert haben, wenn man sie die Frau des arglistigen Juden genannt hätte.

Nach dem Mittagsessen begleitete ich den Grafen, der der getäuschten Dame seine Aufwartung machen wollte, aber kaum erblickte sie ihn, als sie ohnmächtig niedersank, und ich eilte mit dem Ildefonso fort, um nicht einen Rückfall zu verursachen.

In der Stadt hatte sich indeß das Gerücht verbreitet, daß der wahre Graf Ildefonso angekommen sey, und eine Menge Menschen strömte nach dem Palast des Grafen Manuel, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Seine Freunde und Bekannten kamen herbei, und auch diejenigen, die mit dem Be-

trüger Umgang gehabt hatten. Alle wurden überzeugt entlassen, und einige Tage über sprach man in ganz Pavia von nichts, als von den beiden Grafen Ildefonso. Diese Geschichte ward in Italien so berühmt, als in Rußland die Geschichte der beiden Demetrius, nur daß die Frau des zweiten derselben nicht so viel Mitleid verdiente, als die Dame in Pavia.

Auf Befehl der Obrigkeit ward ein Bild des Juden durch den Henker zum Gespött des Pöbels aufgestellt, dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in den Wind gestreut.

Die Dame übergab dem Grafen Ildefonso sein ganzes Vermögen, und bat ihn, ihr einen zuverläßigen Menschen zu verschaffen, der sie nach Prag bringen könnte, wo sie ihr künftiges Leben bei einer Tante, die Aebtissin war, hinzubringen dachte. Die beiden Grafen thaten mir den Vorschlag, die Reise mitzumachen, und ich ließ mich leicht dazu bewegen.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte des Isidoro; er reist nach Prag und findet, daß Anastasia ihn hintergangen hat.

Wir reisten, fuhr Isidoro fort, von Pavia nach Mailand. Ich hatte den Nikolas zu meiner Bedienung mitgenommen, da er große Lust zu haben schien, uns zu begleiten, und Anastasia ging mit uns als Gesellschafterin der Gräfin. In Mailand wünschte die Dame mehrere Tage zu verweilen, um ihre Verwandten zu besuchen, und ich benutzte diese Zeit, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Unter andern ging ich auch in das Irrenhaus, wo ich eine unbeschreibliche Menge toll gewordener Leute fand. Einige hatten aus Liebe den Verstand verloren, andere aus Gram über einen Prozeß, den sie nicht gewonnen hatten, andere, weil ihre Hoffnung, das große Loos in der Lotterie zu gewinnen, getäuscht war, viele Geizige, weil das Korn nicht so hoch gestiegen war, als sie es wünschten; unglückliche Väter sah ich, die aus Gram über ihre ungerathenen Kinder verrückt geworden waren, und so eine Menge anderer, die theils im dumpfen Hinbrüten da saßen, theils lachten und weinten, theils rasten und tobten. Zu meinem Schrecken fand ich unter den Rasenden den armen Alchymisten aus Piacenza. Wer weiß, rief ich aus, ob dieser Unglückliche nicht durch meine Schuld toll geworden ist, über den Bezoar der Basilisken hat er den Verstand verloren! Nein, Herr, versetzte der Aufseher, der mich

herumführte, gerade das Gegentheil. Wenn sie der Astrolog sind, der ihm jenes Geheimniß mittheilte, so freuen sie sich, daß sie ihn von der Narrheit, den Stein der Weisen zu suchen, geheilt haben. Er unternahm, nachdem sie ihn gesprochen hatten, eine Reise; in Spanien traf er einen Bekannten, welchem er die Absicht seiner Reise und den ganzen Vorfall entdeckte. Gehe, gab ihm sein Freund zur Antwort, du hast nicht recht verstanden, was der listige Astrolog damit sagen wollte; er wollte dir zu verstehen geben, daß es eben so unmöglich sey, den Stein der Weisen zu finden, als den Bezoar der Basilisken, weil dieß Thier nur ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, wie der gepriesene Stein der Weisen. Besäßest du nur ein wenig Ueberlegung, so würdest du leicht verstanden haben, was er dir sagen wollte, und hättest dein Geld und deine Gesundheit geschont, das aufzusuchen, was nirgends ist. Diese Vorstellung wirkte. Der Alchymist kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, und ließ Retorten, Tiegel und Phiolen stehen.

Bald nachher aber verfiel er auf eine andere Narrheit. Er legte sich auf das Studium der erhabensten Wissenschaften, und hielt sich nun für den gelahrtesten und verständigsten Mann in der ganzen Welt. Leute, die weniger wußten, als er, bestärkten ihn in dieser Meinung, und andere, die auf seine Unkosten lachen wollten, ebenfalls. Er fiel nun über die Heiligen- und Profanscribenten her und verwarf sie; er schrieb Abhandlungen über Gegenstände der Moral, Theologie und Physik, brachte die seltsamsten Dinge vor, und rühmte sich oft, daß er vom Heili-

gen Geist inspirirt werde. Diese Tollheit hat ihn in das Irrenhaus gebracht.

Stumm und stier vor sich hinblickend saß ein anderer bei dem Alchymisten, und ich erfuhr, daß es der berühmteste Advokat aus Modena sey. Ein anderer Advokat, der viel jünger war, als er, führte eine Stelle aus einem Rechtsgelehrten an; der Alte läugnete, daß dieser so etwas gesagt habe, man stritt lange, schlug endlich nach, und der junge Advokat behielt Recht. Dieß erbitterte seinen Gegner so, daß er gleich, wie er nach seiner Wohnung zurück kam, seine Bücher ins Feuer warf und beinahe sein Haus angezündet hätte. Er entsagte darauf dem Advociren und ließ sich nicht mehr öffentlich sehen. Seine Tollheit besteht nun darin, erzählte der Aufseher, daß er nicht redet, und obgleich er eine sehr geläufige Zunge hat, doch glaubt, daß er stumm sey.

Wir gingen darauf weiter, und zu meinem Erstaunen fand ich unter der großen Menge der Tollen und Narren keine Weiber. Sind denn hier zu Lande, fragte ich den Aufseher, die Weiber klüger, als die Männer? Nein, nein, antwortete er schnell, gerade das Gegentheil; weil man annimmt, daß alle einen Sparren zu viel haben, so nimmt man sie hier nicht auf, weil sonst der Raum zu sehr beengt werden würde. Da bei den Weibern der Unterschied in der Tollheit auch nur in dem höhern oder niedern Grade besteht, so zeigt sich bei ihnen die Vernunft, die sich doch bei Männern findet, gar nicht. Die Männer schließt man daher ein, wenn sie den Verstand verlieren, damit sie durch ihr tolles Sprechen,

oder durch ihre Narrheiten, die vernünftigen Menschen nicht beunruhigen. Länger konnte ich es nicht aushalten, als ich die Weiber so herabsetzen hörte, und schon wollte ich ihn seines lieblosen Urtheils wegen schelten, als ein anderer Aufseher, der in der Nähe stand und unser Gespräch gehört hatte, auf mich zukam: Sennor, redete er mich an, achten sie nicht auf diesen armen Tropf, er ist ein Erznarr, und seine Tollheit besteht darin, daß er alle Weiber für verrückt hält. Wollen sie in den Saal treten, wo die Weiber sind, die man für toll hält, so folgen sie mir, ich habe die Aufsicht über sie: nur müssen sie mir vorher auf ihr Ehrenwort versichern als ein Rittersmann, daß sie mit Schwert und Lanze, im offnen Felde und in den Schranken, die Behauptung, daß die Weiber meistentheils klüger und verständiger sind, als die Männer, verfechten wollen. Für diesen Preis, versetzte ich, mag ich nicht die tollen Weiber sehen, da ich schon allenthalben so viele finde, daß ich nicht erst nöthig habe, sie im Narrenhause aufzusuchen.

Mit diesen Worten eilte ich zum Hause hinaus, weil ich befürchtete, daß beide Aufseher die Thüre verschließen und mich zu ihren Untergebenen führen möchten, weil ich beiden widersprochen hatte.

Nach einigen Tagen verließen wir Mailand, reisten nach Mantua und dann nach Trient, wo ich das Glück hatte, für immer von meiner Liebe zur Anastasia und, wie ich hoffe, von meiner Neigung gegen alle Weiber geheilt zu werden. Ich entdeckte nämlich, daß der häßliche, mißgestaltete Nikolas eigentlich der Gegenstand der Anbetung der schönen Anastasia sei, und

daß

daß diese Leidenschaft schon lange vor meiner Bekanntschaft mit dieser treulosen Griechin entstanden war. Was dieser verschrobene Mensch Liebenswürdiges an sich hatte, konnte ich nicht entdecken, vielleicht war es bloß seine Stärke, sein nervöser Körperbau, der ja bisweilen einigen Weibern vorzüglich gefällt.

Ich überraschte beide zufällig, als sie sich ganz allein glaubten, sah, wie sie sich zärtlich umarmten, hörte, wie sie sich ewige Treue schwuren und ihres Glückes freuten. Ich schwöre dir, angebetete Anastasia, rief der Wechselbalg, daß ich dich ewig lieben will, daß ich immer mit Freuden mein Leben für dich aufopfern werde. Ich segne den Tag, sagte die Griechin, an welchem ich dich kennen lernte! Und ich preise die Götternacht, fügte Nikolas hinzu, worin meine Liebe zuerst in deinen Armen belohnt ward. Darauf fingen die beiden Liebenden an, sich über mich lustig zu machen und meine Leichtgläubigkeit zu verspotten. Er ist wahrhaftig ein Geck, sagte Anastasia, wenn er nur irgend glaubt, daß ich ihn liebe! Ein Gimpel ist er, ein Erznarr, fuhr der Sclave fort, wenn er sich einbildet, daß ich seinetwegen dir zur Flucht behülflich war! Der Tag wird bald kommen, da er sehen soll, wie sehr er sich irrt. — Hier sprang ich hervor, mit wüthenden, funkelnden Blicken warf ich beiden ihre Treulosigkeit, ihre Undankbarkeit vor, und jagte sie aus dem Hause. Was weiter aus ihnen geworden ist, habe ich nie erfahren.

Wir nahmen darauf andere Bediente, und setzten unsere Reise nach Böhmen fort. In Prag ging die Wittwe des Juden gleich ins Kloster, wie sie sich

vorgenommen hatte, und ich verließ sie ganz zufrieden mit ihrem neuen Stande. Ehe ich von ihr ging, gab sie mir ein Kästchen mit Geld und kostbaren Juwelen. Dieses Geld und diese Edelsteine, sagte sie, sind einer Person, die der Welt entsagt, sehr überflüßig, und du kannst sie gebrauchen. Sie nöthigte mich, sie, trotz meines Sträubens, zu nehmen. Ich hatte die Absicht, gleich nach Pavia, zu dem Grafen Ildefonso, zurückzukehren, da ich aber durch einen glücklichen Zufall in Prag deine Irene antraf, wie du von ihr selbst schon weißt, so blieb ich bei ihr, um sie nach Sicilien zu begleiten. Ich schrieb daher an den Grafen, berichtete ihm, warum ich nicht gleich zurückkommen könnte, und versprach ihm, sobald ich die Irene nach Sicilien gebracht hätte, nach Pavia zu reisen, und ich habe auch noch die Absicht, ehe ich nach Madagascar gehe, den Ildefonso zu besuchen.

Neuntes Kapitel.

Isidoro trift im Gasthofe zu Salonichi einen Reisenden, mit welchem er die Einsiedler zu Corillon besucht.

Isidoro endigte damit seine Erzählung. Wir hatten beschlossen, in dem kleinen Städtchen Salemi zu Mittag zu essen. In dem Wirthshause, wo wir abtraten, fanden wir einen Fremden, der, wie der Wirth uns sagte, gleichfalls nach Palermo reisen wollte; Isidoro lud ihn daher ein, mit uns zu essen und uns nachher

zu begleiten. Er nahm beides an, und so, wie er an dem gut besetzten Tisch Platz genommen hatte, plauderten wir fröhlich, und Isidoro, der bei guter Laune war, strömte von Witz über; nur unser Gast schien nicht zum Scherzen und Lachen aufgelegt zu seyn, er blieb immer stumm und nachdenkend, ohne das Gesicht nur zum Lächeln zu verziehen. Was fehlt euch, Sennor? fragte ich endlich, entdeckt uns, wenn es angeht, was euch quält und was der Zweck eurer Reise ist. Ich habe meine Vaterstadt Syrakus verlassen, antwortete er, um einige Einsiedler aufzusuchen, die, wie ich glaubte, im Val de Noto wohnen sollten, hier aber habe ich erfahren, daß sie sich bei Magara aufhalten, in einer romantischen Gegend nahe bei dem Flecken Corillon. Ich will diese Männer in einer wichtigen Angelegenheit um Rath fragen, und ich denke, ihr begleitet mich, um diese Einsiedler aufzusuchen und meine Geschichte zu erfahren. Der Vorschlag gefiel uns, und gleich nach dem Essen brachen wir auf.

Die Nacht über lagen wir in einer kleinen Stadt still; am folgenden Morgen, als wir uns wieder auf den Weg machten, zeigte uns Tarquinio, so hieß unser Begleiter, einen Berg, der, wie er sagte, noch zwei Stunden entfernt wäre, und den die Eremiten bewohnten. Als wir die Anhöhe erreichten, erblickten wir ein durch Natur und Kunst sehr angenehmes Thal, eine Menge Cypressen stand zwischen hohen Steineichen, Platanen und Tannen, und unten im dichten Schatten lag eine kleine Kapelle, woran die Wohnung der Eremiten stieß, die aus kleinen, aber

artigen Zellen bestand. Hinter der Kirche war ein Garten mit vielen Bäumen, den ein Quell, der von einem Felsen herabrieselte, bewässerte. Zwei Männer in braunen, mit einem Hanfstrick umgürteten, Gewändern saßen und flochten Körbe, ihre Kapuzen hingen ihnen in die Augen, und an dem schneeweißen Barte des einen und dem schwarzen, krausen des anderen sahen wir, daß sie an Jahren sehr verschieden waren.

Sobald sie uns erblickten, legten sie ihre Arbeit hin und kamen uns entgegen, bewillkommten uns freundlich, nöthigten uns zum Sitzen und boten uns Früchte aus ihrem Garten an. Wir ließen unsere Pferde auf einer nahen Wiese weiden, besahen die Kapelle und die Wohnungen der Einsiedler; holten, wie die Mittagsstunde herankam, unsern mitgebrachten Vorrath herbei, lagerten uns im Schatten an einer Quelle und luden die Eremiten ein, mit uns zu essen. Sie setzten sich zu uns, und ließen es sich gut schmecken.

Nach dem Essen sagte Tarquinio: Ehrwürdige Väter, diese meine Begleiter und mich selbst hat euer so weit verbreiteter Ruf hergelockt, zu erfahren, was euch bewogen hat, diese Lebensart zu erwählen. Wollt ihr uns einen Gefallen erzeigen, so theilt uns eure Geschichte mit. Der Eremit mit dem weißen Barte lächelte; wüßte ich, versetzte er, daß bloß eure Neugierde durch meine Erzählung befriedigt würde, so möchte ich anstehen, euren Willen zu thun, da ich aber hoffe, daß es zu eurer Seelen Heil und Besserung dienen kann, so erfülle ich mit Freuden euren Wunsch; vor allen Dingen aber will ich euch mit mei-

nem großen Vorgänger bekannt machen. Ich habe ihn freilich nicht selbst mehr gesehen, er war kurz vor meiner Ankunft gestorben, er hatte aber seinen Lebenslauf schriftlich aufgesetzt, und daraus ersah ich, was ihn bewogen hatte, der Welt zu entsagen und diese Lebensart zu wählen.

Er war der Sohn angesehener Eltern, hatte aber zu seinem Unglück drei Brüder und drei Schwestern, welche älter waren, als er. Er erhielt eine gute Erziehung, widmete sich mit Eifer und Lust den Wissenschaften, und ward bald gelehrt und berühmt. Bei diesen schönen Talenten, die er treflich ausbildete, besaß er aber auch manche Laster: er liebte Wein und Weiber, schlechte Gesellschaften verdarben seine Sitten, und er schwelgte mit ihnen zur größten Betrübniß seiner Eltern, die ihn unaufhörlich, aber zu spät, warnten. Nach einiger Zeit indeß, als er selbst über seine Lebensart nachdachte, fand er, wie thöricht und schändlich sie sei, und suchte nun die Gelegenheiten zu Ausschweifungen zu vermeiden. Nicht lange aber konnte er seiner alten Neigung widerstehen, unaufhaltsam riß sie ihn fort, und aufs Neue schwärmte er mit seinen Genossen herum. Seine Eltern grämten sich über ihn, da sie ihre Hofnungen, die sie auf ihn gesetzt hatten, so vereitelt sahen, und dennoch wollte sein Vater ihm nicht erlauben, das einzige Mittel, das ihn vom Untergange retten konnte, zu ergreifen. Ich muß heirathen, sagte er oft, ich finde kein anderes Mittel, meine lodernde Glut zu dämpfen, und mich von der Gesellschaft meiner Freunde zu entfernen. Habe ich ein schönes, junges und artiges Weibchen, und

finde ich im Hause Unterhaltung, so brauche ich nicht bei anderen sie zu suchen; sie wird mich allmählig wieder zur Ordnung zurückführen.

Sein Vater aber achtete nicht darauf, und meinte, es sei für ihn noch nicht Zeit, an das Heirathen zu denken, erst müßten seine älteren Brüder und Schwestern versorgt werden. Ist dein Vorsatz, ein ordentliches Leben zu führen, aufrichtig, sagte er ihm, so kannst du ihn durchsetzen, ohne dich zu verehlichen; ja du wirst eine viel bessere Parthie machen können, wenn du öffentlich zeigst, das du dich gebessert hast. Wer wird dir jetzt wohl seine Tochter oder seine Schwester geben, damit du sie etwa im Trunke mißhandeln oder die eheliche Treue im Umgange mit feilen Dirnen verletzen könntest?

Aus diesen mehr scheinbaren als triftigen Gründen merkte er wohl, daß er nie die Einwilligung seines Vaters zu einer Heirath erhalten würde. Unerwartet kam eines Tages die Nachricht, daß einer seiner Brüder, der sich im Auslande aufhielt, sich ohne Einwilligung der Eltern verehlicht habe, und zwar mit einem Mädchen, das kein anderes Heirathsgut als ihre Schönheit besaß. Anfänglich war der Vater fast wüthend vor Zorn, er wollte den ungerathenen Sohn enterben, ihn verstoßen, aber nach und nach legte sich die Hitze, endlich söhnte er sich wieder mit ihm aus, ließ ihn zurückkommen, und seine Freude war unbegränzt, als die schöne Schwiegertochter ihm einen Enkel schenkte.

Der arme junge Mann, welcher sah, wie gut sich sein Bruder bei seinem eigenmächtigen Entschluß

befand, und der sich von dem ewigen Kampfe mit seiner glühenden Sinnlichkeit befreien wollte, bat zum zweitenmal den Vater um Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, und um seiner Bitte desto mehr Nachdruck zu geben, führte er das Beispiel seines Bruders an, und drohte, wenn ihm die Erlaubniß nicht ertheilt würde, nicht länger zu säumen und sich selbst zu berathen. Der Vater fuhr auf bei diesem Vorschlag, griff nach dem Degen, schalt seinen Sohn einen Taugenichts, der ihn zu Grunde richten wolle, da er ja wüßte, daß sein Vermögen nicht groß genug sei, um zwei verheirathete Söhne mit ihren Familien zu unterhalten. Bestürzt stand der junge Mensch da; seine Liebe zu seinen Eltern erlaubte ihm nicht, sein Vorhaben auszuführen; sein feuriges Blut, seine heftige Leidenschaft aber stellten es ihm als ein verzeihliches Vergehen dar. So viele Beispiele, die er täglich sah, rissen ihn endlich hin, er fand ein Mädchen, die ihm gefiel, und hielt um sie an.

Alles war schon berichtigt, und der Ehekontrakt sollte eben unterzeichnet werden, als seine Eltern es erfuhren, und die ganze Heirath hintertrieben. Verlassen und vergessen von den Seinigen, lebte er nun mit dem Frauenzimmer, der er seine Hand angeboten hatte. Er hoffte immer, daß sein Vater ihm verzeihen werde, aber dieser blieb ungerührt bei dem Elende des Unglücklichen.

Das kleine Vermögen seiner Geliebten war bald aufgezehrt, und beide mußten sich aus Noth zu einer anderen Lebensart entschließen. Sie trennten sich, das

Mädchen ging in ein Kloster, er flüchtete in diese Einsamkeit, um seinen Gram und sich vor der Welt zu verbergen.

Zehntes Kapitel.

Die Frau nach der Mode, oder Geschichte des Einsiedlers aus Calabrien.

Jetzt sollt ihr auch meine Geschichte hören, fuhr der alte Einsiedler fort. Ich bin in Calabrien geboren; mein Vater fing mit einem unbedeutenden Vermögen einen kleinen Handel an, gewann indeß in kurzer Zeit sehr viel. Er war eines Bauern Sohn, aber klug, verschlagen und thätig. Ob er alle seine Schätze rechtmäßig erworben hatte, weiß ich nicht; fast möchte ich aber das Gegentheil glauben, weil sie so bald verflogen. Man sagt wohl: Unrecht Gut gedeiht nicht gut, und kommt selten auf den dritten Erben, und das traf bei uns wörtlich ein, denn ich verlor bald mein ganzes Vermögen.

Mein Vater hatte sich mit einer adlichen Dame verheirathet, ich war das einzige Kind, und meine Eltern wünschten mich so erziehen zu lassen, daß ich als Cavalier in der Welt leben könnte; und in diesem einzigen Falle siegte der Stolz meines Vaters über seinen Geiz. Er gab endlich den Handel auf, zog von Calabrien nach Sicilien; ließ sich für Geld unter die vornehmsten Bürger von Catanea aufnehmen, kaufte sich schöne und große Landgüter, baute allenthalben

prächtige Landhäuser und in der Stadt ein Haus, das einem Pallast glich.

Ich spielte als Jüngling keine kleine Rolle, da mein Vater mich nur mit den Söhnen der angesehensten Familien umgehen ließ. Er freute sich herzlich, mich in so guter Gesellschaft zu sehen, und um meine Freunde zu fesseln, gab er uns jährlich einige Feste und Schmäuse, die ihm viel kosteten. Je älter ich ward, desto stärker wurde meine Sinnlichkeit; ich liebte den Wein, ich liebte die Mädchen, und war der wildeste, ausschweifendste unter meinen Genossen. Ich hatte keine Lust zu heirathen, obgleich mein Vater es wünschte, und mir eine Frau zu suchen eilte.

Sah ich ein artiges, hübsches Mädchen, so bewarb ich mich um ihre Gunst, umflatterte sie eine Zeitlang und verließ sie wieder. Ich schwärmte umher, wie die Bienen von einer Blume zu der andern, obgleich mir oft der Honig, den ich aussog, zu bitterer Galle ward. Nur durch ein wahres Wunder war ich so manchen drohenden Gefahren entgangen, statt aber klüger und vorsichtiger zu werden, ward ich immer tollkühner, verachtete den Rath meiner Freunde, lachte über meinen Vater, wenn er mich warnte, und hielt es für leere Deklamationen, die sich für das kalte Greisenalter schickten, sagte ihm auch wohl: er hätte es wahrscheinlich in seiner Jugend nicht anders gemacht. Als meine Eltern endlich sahen, daß sie mich nicht von meinem wüsten Leben abbringen konnten, dachten sie ernstlich daran, mich zu verheirathen. Dieß Mittel half freilich, mich von wilden Ausschweifungen

abzuhalten, aber die Ruhe, der Frieden meines Lebens waren dahin.

Der Stolz meines Vaters trieb ihn, mir eine adliche Frau zu suchen, ohne zu bedenken, daß Leute von diesem Stande, oft in der äußersten Armuth, eine Anmaßung und einen Uebermuth besitzen, der sehr gegen den kläglichen Zustand, worin sie sich befinden, absticht. Taub gegen alle meine Vorstellungen bestand er hartnäckig darauf, daß ich meine Hand einer Dame aus einem alten Hause, die aber arm und hochmüthig war, geben mußte. Mein Vater schenkte ihr ein ansehnliches Capital zur Aussteuer, und wie man die Hand umdreht, war ich ein Ehemann. Meine Frau war schön, und ihre Angehörigen behandelten meine Familie, die reich, aber aus einem niedrigen Stande war, sehr artig. Aber was half das? Zwei Monate lebten wir in Frieden, und Mann und Frau schienen nur Ein Leib und Eine Seele zu seyn, sie wußte sich in meine Launen zu fügen und schien ganz von mir nur abzuhängen; aber bald verschwand das Glück, das ewig dauern zu wollen schien, und eine Mißhelligkeit zwischen meiner Frau und ihrer Schwiegermutter legte den Grund zu dem einbrechenden Unglücke. Beide wollten im Hause herrschen; meine Frau beklagte sich über meine Mutter, daß sie jeden ihrer Schritte beobachtete und ausspähte, und meine Mutter konnte es nicht leiden, daß die Schwiegertochter so despotisch den Bedienten befehlen wollte.

Blieb meine Frau länger als gewöhnlich im Bett, so verspottete die Schwiegermutter sie als träge und verzärtelt; hatte die Mutter mehr als eine Messe in

der Kirche gehört, so nannte meine Frau sie eine Betschwester. Meine Mutter schalt meine Frau eitel, stolz und übermüthig, und diese spottete wieder über die Häuslichkeit der Schwiegermutter, daß sie Küchenmagd, Ausgeberin und Staatsdame in einer Person seyn wollte. Kurz, über jede Kleinigkeit zankten sie sich, und der Lärm ward täglich größer.

Dieß wäre jedoch zu ertragen gewesen, wenn der Streit nur unter ihnen beiden geblieben wäre, aber er theilte sich auch den Männern mit. Wir ließen uns durch Liebe zu unsren Weibern verleiten. Die ewigen Klagen meiner Mutter brachten meinen Vater gegen mich auf, und durch ihre beständigen Hetzereien wußte meine Frau mich gegen meinen Vater zu erbittern. Nichts entzweit Familien leichter, als wenn man auf die Erzählungen, Klagen und Klätschereien der Weiber hört. Wir kamen jetzt so selten als möglich mit meinen Eltern zusammen und vermieden jede Gelegenheit, uns zu sehen und zu sprechen. Was für unerträgliche Alte! sagten wir hinter dem Rücken meiner Eltern; und, was für unverschämtes Volk! riefen diese voll Aerger aus. Hatte ich meinem Vater etwas zu sagen, so gebrauchte ich einen dritten dazu, und ein Bedienter brachte mir von ihm die Antwort. So ging es mehrere Monate, aber es ward noch ärger; ich mußte endlich sogar meines Vaters Haus verlassen, wozu ein Hund und eine Katze die Veranlassung gaben.

Meine Frau hatte einen kleinen Hund, den sie sehr liebte, ihn täglich wusch, parfümirte und liebkoste, er schlief des Nachts in ihrem Bette, des Tags lag

er immer auf seiner Matratze, sie konnte nicht ohne ihn leben, und er machte mich beinahe eifersüchtig, da sie ihn mehr als mich zu lieben schien. Dieß Thier sah eines Tages eine Katze, die der Abgott meiner Mutter war, in das Zimmer meiner Frau schleichen; er sprang auf, lief bellend hinter der Katze her und verfolgte sie bis in die Küche, wo zum Unglück meine Mutter war. Die Katze stand still, setzte sich zur Wehr und kratzte das Hündchen derb, so daß es heulend und schreiend nach seinem Lager zurücklief. Als meine Frau ihren Liebling so gemißhandelt sah, eilte sie in die Küche, und verlangte durchaus, daß man ihr die Katze ausliefern sollte, um sich für die Beleidigung, die man ihr selbst, wie sie sagte, zugefügt hätte, rächen zu können. Meine Mutter lachte verächtlich über diese närrische Forderung, und es entstand ein Kampf zwischen beiden, der komisch und tragisch zugleich war. Die Furien, wenn sie einander in die Haare fallen, können, glaube ich, nicht mehr Feuer aus den Augen sprühen, noch besser ihre Hände und ihre Zunge giftiger gebrauchen: Sie rissen einander die Haare aus, zerkratzten sich das Gesicht, zerfetzten die Kleider und schimpften, wie die gemeinsten Weiber. Ich lief mit meinem Vater auf ihr Geschrei, wodurch das ganze Haus in Aufruhr gesetzt ward, herbei; mit großer Mühe brachten wir sie von einander, und ich nahm meine Frau bei der Hand und führte sie mit dem zerschrammten und blutigen Gesichte nach ihrem Zimmer. Dort fing sie an den Tag und die Stunde, worin sie unser Haus betreten hätte, zu verwünschen: Ich will hier keinen Augenblick länger

bleiben, rief sie mit halberstickter Stimme unter Thränen und Schluchzen, schaffe mich fort aus dieser Hölle, oder ich gehe gleich zu meinem Vater zurück! Du mußt es nicht dulden, daß man eine Frau von meinem Stande so geringschätzig behandelt, wenn du aber nicht Muth hast, mir Genugthuung zu verschaffen, so werde ich schon einen finden, der es thun wird. Heiliger Gott! ist es möglich, daß man eine Katze höher hält, als eine Dame von Stande! Nein! in diesem Hause bleibe ich keinen Augenblick länger! So ging es unaufhörlich fort, bis sie endlich unterbrochen ward.

Ein Bedienter meines Vaters trat herein, uns anzukündigen, daß meine Frau augenblicklich das Haus verlassen sollte. Was? versetzte sie, wie eine Furie, was? jagt man so eine Frau von Stande zum Haus hinaus? bin ich etwa eine Magd, die man aus dem Dienst fortschicken und zum Hause hinauswerfen kann? Glaubt dein Vater etwa, daß er es mit gemeinen Leuten zu thun hat? Meldet eurem Herrn, sagte sie zu dem Bedienten, daß ich nicht von der Stelle weichen würde, und wohl wüßte, was ich zu thun hätte. Ich müßte nicht wissen, was ich bin, wenn ich mich nicht rächte! — So widersprach sie sich selbst, durch den Geist des Widerspruchs, der diesem Geschlecht so eigen ist, getrieben, und setzte es sich in den Kopf, nicht weggehen zu wollen. Es kamen aber neue Boten, und da uns angekündigt ward, daß sie nur unter der Bedingung im Hause bleiben sollte, wenn sie verspräche, nie in das Zimmer meiner Mutter zu kommen, so ward sie andrer Meinung, und nachdem sie

sich angezogen, frisirt und gewaschen hatte, so gut sie konnte, warf sie sich in den Wagen und fuhr, taub gegen meine Bitten und Vorstellungen, nach dem Hause ihres Vaters.

Vergebens suchte ich nun Alle zu besänftigen und zu versöhnen; mein Vater bestand fester als sonst auf seinem Entschluß, und mein Schwiegervater gab seiner Tochter mehr noch als billig war; er lobte ihr Verfahren, und nährte ihren Haß gegen meine Eltern, statt sie zu schelten, daß sie mich ohne meine Einwilligung verlassen hatte. Ich mußte die Sachen in Ordnung bringen, so gut es sich thun ließ, mich von meinen Eltern trennen, ein anderes Haus miethen, und erhielt so nach zwei Monaten meine Frau zurück.

Im Anfang schien es, als ob der Geist der Eintracht und des Friedens wieder unter uns herrschte, aber bald verschwand jede Hofnung. Mein Vater hatte mir jährlich eine Summe ausgesetzt, sie war jedoch viel zu klein, als daß ich davon mit Anstand hätte leben können. Meine Frau war aber, ohne an die Folgen zu denken, sehr dafür mehr auszugeben, als nöthig war, und kaufte prächtige Kleider, Juwelen, Ringe, Uhren, Bänder, köstliche Spitzen u. dgl. ohne Aufhören, und warf das Geld dafür weg. Trug eine Dame irgend etwas Neumodisches, so mußte sie es auch haben. Stellte ich ihr so glimpflich als möglich vor, daß mein Einkommen nicht hinreiche, ihre Ausgaben zu bestreiten, so ward sie aufgebracht und antwortete mir, daß ich das ehe hätte bedenken sollen, und wenn ich nicht vermögend genug sei, sie standesmäßig zu unterhalten, so hätte ich sie ja nicht heira-

then dürfen. Sieh nur, fuhr sie fort, wie geputzt die Marchese N., die Gräfin O. gehen; ihre Männer haben auch nichts übrig, aber der Unterschied besteht darin, daß diese Männer ihre Frauen lieben, und wünschen, daß sie sich öffentlich mit Anstand zeigen; aber du bist noch nicht lange vom Lande in die Stadt gezogen, du denkst nicht wie ein Cavalier, man merkt dir noch immer den Bauer an. Du erkennst nicht, welchen Glanz meine Heirath deiner Familie gebracht hat, und daher willst du, daß ich wie eine Kaufmannsfrau oder die Frau eines kleinen Officianten leben soll. Mit solchen und ähnlichen Redensarten unterhielt sie mich täglich, und ich, um nur den Hausfrieden zu erhalten, mußte sie gewähren lassen.

Es war bei uns eine recht verkehrte Wirthschaft. Keine Stunde war für das Mittagsessen und eben so wenig eine für das Abendessen festgesetzt; sie legte sich zu Bett, wenn die Sonne aufging, und schlief bis ein oder zwei Uhr nach Mittag. Dann trank sie Chokolade, Thee, Kaffee, und tausend andre warme, laue oder mit Eis abgekühlte Getränke. Darauf brachte sie drei Stunden an der Toilette zu, die einem Arsenal von Flaschen, Büchsen, Dosen, Gläsern glich. Sie schrie wie behext, wenn das Kammermädchen nur ein Haar anders legte, als sie es haben wollte, oder eine Locke etwas niedriger oder höher machte, als sie es, die Schönheit ihres Gesichts zu heben, für passend hielt. War sie mit dem Putz fertig, so kam der Tanzmeister, oder ein Französischer Sprachmeister, dann gingen wir endlich zu Tisch, aber kaum hatte man nur den letzten Bissen im Munde,

so erschien auch schon ihr Cavalier, welcher ihr beständiger Gesellschafter war, und ich mußte mich entfernen, um nicht für eifersüchtig gehalten zu werden. Es klang närrisch genug, wenn der Galan mit uns beiden sprach; redete er meine Frau an, so nannte er sie immer Frau Gräfin, mich aber ließ er mit dem bloßen Herr Alfonso laufen, wenn er noch bisweilen die Güte hatte, mit mir zu sprechen.

Einen Theil des Abends brachte meine Frau gewöhnlich auf dem öffentlichen Spatziergange zu, die übrige Zeit verging am Spieltische oder mit dem Tanzen. Dieß schöne Leben führte sie ganz gegen alle Ordnung der Natur in meinem Hause, um ihrem Adel nichts zu vergeben. Meine Finanzen geriethen indeß ganz in Verfall, ich hatte viele Schulden und meine Gläubiger belagerten mich täglich. Mein Vater blieb unerbittlich, ich stellte ihm vor, daß ich bloß auf sein Verlangen diese Frau geheirathet hätte, er antwortete mir aber immer, daß ich als Mann ihrer Tollheit Einhalt thun müßte, und daß er nicht Lust hätte, sich zu ruiniren, damit ich eine Zeitlang wie ein Narr leben könnte. Sein Tod entriß mich auf kurze Zeit dem Verderben; er starb plötzlich, und nun erschienen meine Gläubiger, die mich noch eben so gequält hatten, und boten mir alles an, was sie besaßen, und waren nun eben so demüthig und kriechend, als vorher grob und ungestüm. Meine Mutter nahm ihr Heirathsgut und lebte ganz in der Stille mit einer Freundin.

Ich verließ darauf mein gemiethetes Haus, und bezog den von meinem Vater geerbten Pallast. Meine

Frau

Frau fand gleich, daß wir in dem großen, geräumigen Pallaste auch mehr Bedienten halten müßten und mehr Pferde. Ein großes Schloß dient zu nichts, sagte sie, wenn die Bedienten und Pferde nicht zeigen, daß der Besitzer ein geschmackvoller Mann ist, sonst ist es ein Himmel ohne Sterne, eine Erde ohne Städte und Dörfer. Da mußte nun ein Zimmer auf Chinesische Art, ein andres auf Türkisch, ein drittes auf Englische Art eingerichtet werden; Tische, Stühle, Tapeten, Spiegel wurden herbeigeschaft, und die Hälfte des geerbten Capitals ward für diese Einrichtung aufgewendet. Ich mußte zu allen Thorheiten schweigen, um nur nicht immer Vorwürfe zu hören; ich hofte durch Gefälligkeit Zank und Streit, die ich so sehr scheute, zu vermeiden, aber leider zeigte mir die Erfahrung, daß ich mich geirrt hatte. Es ist kein größeres Unglück auf Erden, als eine Frau zu haben, die mit nichts zufrieden ist und die sich nicht rathen läßt! ewig ist sie mißmüthig und zänkisch, bald weint sie, bald lacht sie, ihre Launen wechseln, wie das Wetter, und wehe dem armen Manne, der immer bei einer solchen Xantippe leben muß!

Kurz, meine Frau war unerträglich, ihre Anmaßung konnte nicht weiter gehen, ihr Stolz war unbeschreiblich und ihre Eitelkeit übertraf Alles, und da ich aus natürlicher Nachgiebigkeit sie nicht zurückhalten konnte, so brachte sie mich in kurzer Zeit an den Bettelstab. Als sie merkte, daß meine reiche Erbschaft beinahe ganz verzehrt war, und daß ihre unvernünftige Verschwendung mich zu Grunde gerichtet hatte, nahm sie, was sie konnte, als ob es ihre Mit-

gift wäre, und ich Armer war nun ein Raub meiner zahllosen Gläubiger. Ich mußte flüchten, um nicht in ewige Gefangenschaft zu gerathen, und seit der Zeit irrte ich in der Welt umher, bis ich endlich diese Wildniß fand. Hier lebe ich ruhig und zufrieden, nur wenn ich ein Frauenzimmer sehe, überläuft es mich kalt. Der alte Einsiedler schloß hiemit seine Erzählung, und der junge, ohne uns erst bitten zu lassen, fing seine Geschichte an.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der gottesfürchtigen Frau, oder Geschichte des Einsiedlers aus Palermo.

Die wenige Ueberlegung und die Ausschweifungen seiner Frau brachten den Vater Alfonso in diese Wildniß, und mich bewog die gar zu große Frömmigkeit und Bedenklichkeit der meinigen, sein Gesellschafter zu werden. Palermo ist meine Vaterstadt, ich war der einzige, reiche Erbe einer angesehenen Familie. Meine Aeltern riethen mir, als ich noch sehr jung war, mich zu verheirathen, damit unser Geschlecht nicht ausstürbe, ich lehnte es indeß unter mancherlei Entschuldigungen ab, eigentlich aber nur, weil ich in die Tochter eines unsrer Bedienten verliebt war. Ich ließ mich indeß endlich von meinen Eltern, die nicht müde wurden, mich zu bestürmen, überreden, verstieß meine Geliebte und gab meine Hand einer Dame von Stande,

die ziemlich schön und die tugendhafteste Person von der Welt war. Sie übertraf an Sittsamkeit die Penelope und Lukrezia, war fromm, besorgte das Hauswesen ganz genau, war nicht eitel, und den Stolz kannte sie gar nicht. Sie haßte den Putz, kleidete sich einfach und sagte, daß Friede und eheliche Liebe ihr schönster Schmuck wären. Wie glücklich hätte ich leben können, wenn ich auch so gesinnt gewesen wäre! Niemand aber konnte thörichtere Vorstellungen von dem Leben eines Cavaliers haben, als ich; mir mißfiel daher ihr bescheidenes, tugendhaftes Betragen, es schien mir ehe tadelnswerth, als lobenswürdig zu seyn. Ich wollte, daß sie wie andere Damen glänzen sollte, daß sie die Conversazionen, die Spatziergänge, die Feste und das Theater besuchte, und schalt sie dumm, weil sie keinen Geschmack daran fand. Sie ertrug meine unartige Behandlung mit heroischer Geduld, und erwiederte mir sanft, daß Mäßigung und Zurückgezogenheit von den Thorheiten und Eitelkeiten der Welt für eine Frau, die ihren Mann aufrichtig liebte, und für eine Hausmutter durchaus nothwendig wären. Alle Männer sollten wünschen, fügte sie hinzu, daß ihre Frauen nicht eitel wären, und keinen Gefallen an den gefährlichen Zeitverkürzungen fänden. Ich glaube wohl, daß es Platonismus in der Liebe gibt, aber du wirst nicht läugnen, daß schwache Augenblicke kommen können, wo man leicht fallen kann; thue ich daher nicht am besten, daß ich mich nicht der Gefahr aussetze?

Auf mich machten diese vernünftigen Vorstellungen meiner Frau gar keinen Eindruck; ich betrachtete

sie als eine Heuchlerin und Betschwester, und zwang sie, sich nach den herrschenden Sitten zu richten. Mir zu gefallen gab sie nach, änderte im Aeußern ihre Lebensart, aber nicht ihre Gesinnungen; sie hatte keinen Gesellschaftscavalier, und behandelte alle Mannspersonen mit Kälte, war finster und stille in Gesellschaften, und sprach nur von ernsten Dingen. Diese Unterhaltung gefiel nicht allen, die meisten liebten Lebhaftigkeit und Witz; man nannte sie daher strenge, finster, ja einige schalten sie sogar bäurisch und schlecht erzogen, und die andern Damen machten sich auf ihre Kosten lustig, und gaben ihr zum Scherz den Beinamen der neuen Porcia, der Reformatorin. Ich war nicht der Letzte, der diese Spöttereien erfuhr, und es schien mir Pflicht zu seyn, sie zu bewegen, geselliger und freundlicher zu seyn, um sich mehr Achtung zu erwerben. Ich schalt und verspottete sie; sie hörte mich mit der größten Geduld an, da sonst die Weiber so wortreich und zum Keifen bereit zu seyn pflegen, und selbst, wenn ihre Männer sie mit Grund tadeln, dagegen anschreien und belfern. Mein armes Weib suchte sich mit Ruhe und Gelassenheit zu entschuldigen, stellte mir vor, daß sie nicht fröhlich von Natur, sondern ernst und still sei, und bat mich, Nachsicht mit ihren Fehlern zu haben, sie nicht zu kränken, und ihr zu erlauben, sich von den vornehmen Cirkeln, für die sie nicht paßte, zurückziehen zu dürfen.

Jeder andere Ehemann wäre durch ihre Sanftmuth entwaffnet worden, bei mir war dieß nicht der Fall; ihre Worte schienen meine vorgefaßte Meinung zu bestätigen, ich haßte sie seit der Zeit, schied mich

von Tisch und Bette, ließ ihr nur die Besorgung des Hauswesens, und behandelte sie ganz wie meine Magd. Ja, ich ging noch weiter, ich befahl allen meinen Leuten, sie nicht zu achten, und sie zu verspotten und als eine Närrin, die den Verstand verloren hätte, zu behandeln.

Um sie noch mehr zu kränken, erneuerte ich den Umgang mit meiner ehemaligen Geliebten, ich nahm sie in mein Haus und gab ihr unumschränkte Macht über Alles, besonders über meine unglückliche Frau. Dieser Schlag traf sie aufs empfindlichste, ihr war nichts heiliger als die eheliche Liebe und Treue, daß ich diese verletzte, schien ihr die größte Beleidigung, und dennoch suchte sie mich zu entschuldigen und meinen Frevel zu verringern. Den Unvollkommenheiten, die sie in der That nicht hatte, und dem jugendlichen Leichtsinne schrieb sie Alles zu, was aus Bosheit geschah, und tröstete sich mit der Hofnung, daß ich später zur Erkenntniß kommen, in mich gehen, und ihr mein Herz, das jetzt ihrer Feindin gehörte, wiederschenken würde. Sie beklagte sich nicht und ertrug die unverschuldete Verachtung, als ob sie sie verdient hätte. So verfloß ein Jahr; unsere Freunde thaten alles Mögliche, um mich auf andere Gesinnungen zu bringen, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Als sie endlich sahen, daß ich auf ihren Rath, ihre Drohungen und Ermahnungen nicht achtete, wandten sie sich an die Obrigkeit, die meine unschuldige Gattin befreite. Sie ward in ein Kloster gebracht, wiewohl es viele Mühe kostete, sie dazu zu bewegen,

weil sie selbst als mein Anwald auftrat und mich zu vertheidigen suchte.

Ich erfuhr dieß Alles, und nun erst gingen mir die Augen auf, der Nebel, der mich bis dahin geblendet hatte, verschwand; ich erkannte mein Unrecht und eilte es wieder gut zu machen. Zuerst entließ ich meine Geliebte, war taub gegen ihre Bitten und Klagen, brachte sie in ein Kloster; und frei von diesen Banden suchte ich nun mein gutes, himmlisches Weib, um ihre Verzeihung zu erlangen. Sie empfing mich mit Liebe und Freude, und ließ mich nicht weitläuftig meine Reue betheuern. Ich habe nie daran gezweifelt, sagte sie, daß du zuletzt wieder zu mir zurückkommen würdest, ich kannte dein gutes Herz; jetzt bin ich vollkommen glücklich, da du wieder der Meinige bist. Ich umarmte sie zärtlich und führte sie nach meinem Hause zurück.

Wie glücklich war ich, da wir einig mit einander lebten und uns so herzlich liebten! Zu meiner Zufriedenheit fehlte nichts, als nur ein Sohn; und der Himmel schien meine Bitten erhören zu wollen. Meine Frau ward schwanger. Aber, ach! unsre Freude verkehrte sich bald in Leid! Mein geliebtes Weib kam nieder mit einem Sohne, der aber gleich nach der Geburt starb, und sie folgte ihrem Kinde. Mit Gewalt mußte man mich aus dem Zimmer bringen, wo ich Alles, was mir theuer war, verloren hatte, und so viele Mühe meine Freunde sich auch gaben, mich zu zerstreuen, mich zu trösten und aufzuheitern, so war es doch vergebens; Reue und Verzweiflung ergrif-

sen mich so oft ich daran dachte, wie schlecht ich meine gute Frau behandelt hatte.

Laßt mich zu Ende eilen, meine Freunde, und schenkt mir die Schilderung meiner Leiden. Ich verließ endlich mein Haus und mein Vaterland für immer, kam in diese Wildniß und suchte in der Gesellschaft dieses Mannes Trost für meinen Schmerz.

Zwölftes Kapitel.

Geschichte des Syrakusanischen Advokaten.

Als der Eremit aus Palermo aufhörte zu erzählen, wandte sich Tarquinio zu den beiden Einsiedlern: Ehrwürdige Väter, sagte er, wenn es euch nicht misfällt, so seht ihr hier einen, der euer Gesellschafter zu seyn wünscht. Wollt ihr meine Geschichte hören, so werdet ihr finden, daß mich eine nicht unwichtigere Ursache als euch in diese Wildniß treibt.

Ich bin von bürgerlichen Aeltern geboren, fing er an, die mir bei ihrem Tode nur ein unbedeutendes Vermögen hinterließen. Ich studirte die Rechte und lebte darauf zu Syrakus als Advokat. Einige Proben von Geist und Gelehrsamkeit machten, daß man große Hoffnungen von mir hegte, und manche, die mir aber gewiß schmeichelten, prophezeihten mir, daß ich mit der Zeit ein Papinianus unter den Rechtsgelehrten und ein zweiter Demosthenes oder Cicero unter den Rednern werden würde. Doch las-

sen wir dieß dahingestellt seyn; ich lebte wie die unbedachtsame Jugend pflegt, und vergaffte mich in die Tochter eines Advokaten, der mir oft Clienten verschaffte. Dem Vater, der es bald merkte, war es nicht unlieb; ich besuchte ihn fleißig, sah das Mädchen, dieß entflammte meine Leidenschaft immer mehr, und ich entschloß mich, sie zu heirathen. Ohne lange zu überlegen, welche Verpflichtungen derjenige über sich nimmt, der sich verehlicht, hielt ich um das Mädchen an. Der Vater gab sie mir sogleich, der Ehecontract ward gänzlich nach seinem Willen gemacht, und hätte er sie mir ganz ohne Aussteuer geben wollen, so würde ich sie auch genommen haben; er wünschte aber, daß es wenigstens den Schein haben sollte, als ob es für mich eine gute Partie wäre, daher versprach er mir, uns vier Jahre in seinem Hause wohnen zu lassen und uns zu beköstigen. In der Zeit kannst du dir Bekanntschaften suchen, sagte er zu mir, dir Ansehn erwerben und dein Glück machen; ich will dich unterstützen, so viel ich kann, und dir Clienten verschaffen, die dir Ehre und Geld bringen sollen. Dieser Vorschlag schien mir sehr vortheilhaft, ich unterzeichnete den Contract und heirathete meine Camilla.

Sie war nicht häßlich und nicht schön; zwei feurige Augen waren das Beste an ihr; ehe groß als klein, bewegte sie sich mit Leichtigkeit und Anstand, in ihren Reden war sie gescheut, ohne viel Geist zu zeigen. Sie spielte gern das Klavier und sang nicht schlecht. Sie liebte leidenschaftlich das Lesen, ihre Toilette und die Stühle in ihrem Zimmer lagen stets

voll Bücher. In weiblichen Arbeiten war sie nicht ungeschickt, hielt aber die Zeit, welche sie darauf verwandte, für verloren, liebte dafür Gesellschaft und Unterhaltung, und in kurzer Zeit war mein Haus der Sammelplatz von müßigen Leuten aus allen Ständen. Ich war durchaus nicht eifersüchtig; die Menge und Mannichfaltigkeit der Leute, mit denen meine Frau umging, schien mir der beste Beweis ihrer Gleichgültigkeit gegen sie alle zu seyn.

Während ich in meiner Schreibstube mit meinen Clienten sprach, oder zu den Tribunalen ging, sie zu vertheidigen, vertrieb sich Camilla die Zeit auf ihrem Zimmer mit ihren Verehrern. Kam ich nach Hause zurück, so erzählte sie mir alle Neuigkeiten nicht allein aus der Stadt, sondern aus der ganzen Welt, und ich erfuhr mehr, als wenn ich mit der größten Aufmerksamkeit alle Zeitungen gelesen hätte; sie wiederholte mir alles, was gesprochen worden war, doch weiß ich nicht, ob sie mir nicht manches verheimlichte, wovon sie fürchten konnte, daß es mir mißfallen möchte. Ich wagte es nicht, ihr etwas über diese Lebensart zu sagen, daher ward ihr in kurzer Zeit der Müßiggang zur andern Natur. Wenn ich bisweilen ihrem Vater meine Noth klagte, so entschuldigte er immer seine Tochter: sie ist noch jung, hieß es dann, in ihrem Alter liebt man die Zerstreuungen, so bald sie nur etwas älter ist, sollst du sehen, was für einen Schatz du an ihr besitzest.

Die vier Jahre verflossen indeß sehr schnell; ich mußte ein eignes Haus miethen und gerieth in keine geringe Verlegenheit, denn ich verdiente noch nicht

genug, um mit meiner Familie, die noch durch einen Bedienten und ein Kammermädchen vermehrt war, davon leben zu können. Camilla achtete nicht auf meine Bitten, selbst die Wirthschaft zu besorgen, ihre Nachlässigkeit und Trägheit nahm vielmehr täglich zu, und durch ihre Unachtsamkeit und Unwissenheit in häuslichen Geschäften verschwendete sie mir das Geld. Ich mußte schweigen und mich in Geduld fassen, um nur den Hausfrieden zu erhalten. Gegen mich war sie äußerst ungefällig, verlangte aber, daß ich auf ihren kleinsten Wink merken sollte. Die ganze Sorge für das Hauswesen überließ sie dem Bedienten, und that nichts, als Besuche annehmen und Comödien und Romane lesen.

Eines Tages hatte ihr jemand ein neues französisches Buch gebracht, es hieß: Der Philosoph nach der Mode, und gefiel ihr so sehr, daß sie es immer in der Hand trug. Ich überraschte sie eines Morgens, als sie eben darin las, sie hörte es gar nicht, daß ich kam, sondern studirte immer eifrig fort und bewegte dabei einen Fächer auf mancherlei Art. Ich war neugierig zu wissen, was das bedeuten solle, trat in das Zimmer und fragte: ob das Buch Regeln enthielte über die Kunst, den Fächer zu handhaben? Ja, versetzte sie, der trefliche Verfasser hat sich Mühe gegeben, zu zeigen, wie man ein so nöthiges Geräth mit Anstand gebrauchen müsse, um die Schönheit der Hand zu zeigen und die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu ziehen. Da es sich für unser Geschlecht nicht ziemt, den Degen zu führen oder das Roß zu lenken, so werden wir durch den Fächer berühmt wer-

den, Dank sey es den Regeln, die dieses Buch aufstellt. Ich halte diesen Autor für einen außerordentlichen Mann, weder Aristoteles noch Plato haben so etwas erdacht. Camilla schwatzte noch viel über diesen Schriftsteller, ohne zu merken, daß der Schalk eine Satyre geschrieben hatte, um den närrischen Gebrauch des Fächers zu verspotten. Ich hörte ihre Narrheiten an, sagte kein Wort, mußte lachen und ging nach meinem Zimmer zurück.

Dieß Stillschweigen mißfiel meiner Frau; als wir uns daher zu Tische setzten, saß sie stumm und steif da, sah mich nicht an, verschlang, was ihr vorgelegt wurde, und verließ das Zimmer mit verbissener Wuth. Sie schloß sich darauf ein und ließ sich durch meine Bitten nicht bewegen, die Thüre zu öffnen. Länger als einen Monat blieb sie störrig, und war in der ganzen Zeit so gesprächig gegen andere, als stumm gegen mich. Wir schliefen und aßen nicht zusammen, und kaum hörte sie, daß ich den Fuß auf die Treppe setzte, so ging sie fort, um mir nicht zu begegnen.

Ich achtete anfänglich diese Kindereien nicht und ließ sie laufen, aber bald zwang sie mich, aus einem andern Ton mit ihr zu sprechen.

Unter den vielen Gesellschaften der Camilla war ein vornehmer Cavalier, für welchen ich einmal einen Prozeß gewonnen hatte, als er mir die Ehre erzeigte, mich als Advokaten zu gebrauchen. Er machte gerne Verse, und unterhielt meine Frau mit Sonnetten und Canzonen, die er selbst verfertigte, und worin er seine Liebesgluth schilderte. Sie schien ihn daher auch allen

anderen vorzuziehen, er mußte immer neben ihr sizzen, durfte in ihr Zimmer kommen, wenn sie auch noch im Bette lag, und war ihr Begleiter ins Schauspiel. Man sprach allenthalben von ihrer Vertraulichkeit, und obgleich die Männer meistentheils die letzten zu seyn pflegen, die etwas von der freien Lebensart ihrer Frauen erfahren, so hörte ich doch davon und mir wurde ein wenig unheimlich. Der Liebhaber herrschte in meinem Hause mit größerem Despotismus, als ich selbst, ging und kam, wie es ihm beliebte, gebrauchte meine Bedienten, als ob er sie bezahlte, und traf er mich auf der Gasse, so grüßte er mich kaum.

Mir lief die Galle über, meine Langmuth war erschöpft. Ich sprach frei heraus mit meiner Frau, und verbot ihr, Besuche von diesem Cavalier oder einem seiner Freunde anzunehmen. Ich sagte ihr, daß ich müde wäre, ihr unordentliches Leben mit anzusehen, und daß ich, wenn sie nicht anders würde, mein Ansehn als Ehemann zu gebrauchen entschlossen wäre. Camilla gerieth in Wuth, als eine Furie flog sie aus der Thüre, schalt mich und schwur, diesen Schimpf zu rächen. Sie hielt auch leider Wort!

Einige Tage nachher ward ich auf öffentlichem Markte von zwei Banditen angepackt, die, obgleich ich mein Amtskleid anhatte, mich derb abprügelten und mit lauter Stimme schrieen: der Gesellschaftscavalier der Dame Camilla hat dieß für euch bestellt! Ich rief um Hülfe, aber keiner wagte, aus Furcht vor diesem Manne, mir beizuspringen. Halb todt stürzte ich endlich zu Boden, als die Bösewichter mich ver-

ließen, und nun versammelte sich eine Menge Leute um mich her, mich zu betrachten. Endlich erbarmte sich einer über mich, ließ mich nach meinem Hause bringen und legte mich ins Bett. Meine Frau hatte sich schnell entfernt und ich hörte nichts wieder von ihr. Sobald ich nur wieder hergestellt war, verdammte ich mich zu einem freiwilligen Exil aus meinem Vaterlande, und beschloß diese ehrwürdigen Väter aufzusuchen, bei welchen ich Trost und Frieden zu finden hoffe.

So endigte unser Begleiter seine Erzählung. Da er entschlossen war, bei den Einsiedlern zu bleiben, nahmen wir von ihm und den drei Eremiten Abschied und wünschten ihm Zufriedenheit und ungestörte Ruhe für die übrige Zeit seines Lebens.

Dreizehntes Kapitel.

Erdbeben zu Palermo. Der Sicilianer wird auf wunderbare Art gerettet, verliert aber seine Irene. Sonderbares Abentheuer.

In drei Tagen erreichten wir Palermo, wo wir im Hause des Isidoro wohnten, dessen Mutter uns freundlich und herzlich aufnahm. Ihre Freude indeß, ihren Sohn wiederzusehen, verkehrte sich bald in Trauer, als sie seinen Entschluß, nach Madagascar zu gehen, erfuhr. Isidoro suchte sie zu trösten, ohne sich durch ihre Thränen erweichen zu lassen, und sie ward endlich durch seine Vorstellungen beruhiget.

Noch ehe aber der Tag, an welchem er sich einschiffen wollte, um nach Rom zu gehen, heran kam, warf ein schreckliches Ereigniß alle unsere Plane über den Haufen und raubte mir für immer die reine Lebensfreude. Um Mitternacht, als wir drei zusammen in einer kleinen Gallerie, die die Aussicht aufs Meer hatte, saßen, kam plötzlich ein fürchterliches Erdbeben; der Boden wankte unter unsern Füßen, die Häuser bebten hin und her, und uns überfiel Furcht und Schrecken. Die benachbarten Häuser stürzten ein, der Lärm der hinfallenden Mauern, das Geschrei und Wehklagen der unglücklichen Bewohner Palermo's, ließen uns alle Schrecken des nahen Todes empfinden. Bleich, bebend und stumm sahen wir einander an, als plötzlich der Boden unter unsern Füßen sich öffnete und wir zusammen in eine tiefe Cloake stürzten, die durch unterirdische Gänge die Unreinigkeiten ins Meer leitete.

Dieß muthmaßte ich nur aus dem Orte, wo ich mich befand, als ich meine Besinnung wieder erhielt; wahrscheinlich hatte mich die Fluth mit fortgerissen. Ganz durchnäßt lag ich am Ufer des Meeres, ohne zu wissen, was aus meinen Unglücksgefährten, die mit mir in den Abgrund hinabstürzten, geworden war. Vergebens rief ich meine Irene, den Isidoro und seine Mutter, keiner antwortete mir, kein Laut war zu hören, nur das Meer brauste hohl und war noch von dem Erdbeben in Aufruhr. Als der Tag anbrach, wankte ich bleich und zitternd nach der Stadt, die in dampfenden Ruinen lag. Die Häuser waren über einander geworfen, man konnte keine Straße unterschei-

den; die unglücklichen Einwohner waren theils unter den Trümmern begraben, theils lagen sie verstümmelt da oder irrten verwundet, weinend und hülflos umher und hoben die Hände gen Himmel, als ob sie um Erbarmen flehten. Der Gatte suchte die Gattin, der Vater hatte seine Kinder verloren, und verwaiste Kinder riefen ihre Aeltern. Alle Mühe, die ich anwandte, zum wenigsten den Leichnam meiner Irene und des Isidoro zu finden, war umsonst, und ich mußte mich trostlos entfernen. Ohne zu wissen, was ich wollte, irrte ich umher, ich verließ Palermo, wankte besinnungslos herum, bis ich vor Ermüdung niedersank und einschlief. Fürchterliche Träume beunruhigten meinen Schlummer, ich sah den Dagal, der mich zornig anblickte, mich schalt, daß ich mein Wort nicht hielte, welches ich seinem Könige gegeben hatte und der mir mit seiner Rache drohte. Erschreckt durch solchen Traum, wachte ich auf, und als ich ernstlich über mich selbst nachdachte, schien mir der Verlust meiner Frau und meiner Freunde eine gerechte Strafe des Himmels für meine Treulosigkeit zu seyn, und die mir noch drohenden Gefahren glaubte ich nur durch pünktliche Erfüllung meines Versprechens abwenden zu können.

Eingenommen von dieser Idee, als ob sie mir meine ganze Stärke und meine vorigen Kräfte wieder gegeben hätte, sprang ich auf und wanderte weiter, ohne zu wissen wohin, jedoch entschlossen, in dem ersten Orte, den ich finden würde, mich zu erkundigen, in welcher Gegend von Sicilien ich mich befände, um dann nach Rom zu gehen. Ungefähr eine Vier-

telmeile mochte ich wohl gegangen seyn, als ich auf eine Schaar seltsamer Leute stieß. Sie waren alle von mittler Statur, sahen wild und rauh aus, ein großer Knebelbart bedeckte einen Theil des Gesichts, lange Haare hingen unordentlich über die Stirne herab und hinten den Rücken herunter. Ein spitzer Hut mit einem wallenden Federbusche geziert, bedeckte den Kopf, ihre zerrissenen Kleider reichten ihnen kaum bis an die Kniee; sie schienen nicht eimal ein Hemde anzuhaben, und ihre Brust und Hände waren beinahe schwarz. Im Gürtel trugen sie ein breites Schwert und Keulen in den Händen. Als sie mir nahe waren, trat einer, der ihr Anführer zu seyn schien, hervor, faßte mich bei der Hand, Halt! rief er, Wanderer, du bist unser Gefangener, versuche nicht, dich zu widersetzen, es würde doch vergeblich seyn. Mein ausgestandenes Ungemach hatte alle meine Kräfte gelähmt, ich hatte nicht Muth mich zu vertheidigen. Macht mit mir, was ihr wollt, antwortete ich, ein Elender, den das Unglück so verfolgt, wie mich, kann die Sclaverei nicht sehr fürchten. Du scheinst zu glauben, versetzte der Anführer, daß du in die Hände wilder und barbarischer Menschen gefallen bist, du irrst dich, wir sind nicht was wir scheinen, du wirst dich noch zuletzt über deine Gefangenschaft freuen. Sie umringten mich darauf und führten mich durch ein anmuthiges Thal zu einem kleinen Gehölze.

Ein schönes Landhaus, das mit einer hohen Mauer umgeben war, lag vor uns; so wie wir in den Hof traten, erblickte ich eine Wache an der Treppe des Gebäudes; sie bestand aus lauter jungen

Leuten, die noch keinen Bart hatten, und ihre Schönheit ward durch einen zierlichen Anzug, der ihnen gut stand, sehr gehoben. Ohne ein Wort zu sprechen, gingen wir durch diese Wache, nur einer meiner Begleiter eilte voraus, wahrscheinlich um dem Besitzer des Hauses Nachricht von meiner Ankunft zu geben. Durch das Vorhaus führte man mich in ein Zimmer, das al Fresco gemahlt war, und unter den Gemählden fiel mir vorzüglich der Raub des Ganymedes auf, der Jüngling war ein rechtes Meisterstück der Mahlerei.

Einige Bediente erschienen, zogen mir meine schmutzigen Kleider aus, wuschen und badeten mich mit warmen Wasser, reichten mir ein feines Hemde und dann einen völligen Weiberanzug, den ich, trotz meines Widerstrebens, anziehen mußte. Darauf ward mein Haar frisirt, parfümirt, und zuletzt setzten sie mir eine schöne Haube auf. An Widerstand war nicht zu denken, ich mußte mich in mein Schicksal ergeben, ging in einen Winkel des Zimmers und dachte über das Lächerliche eines so närrischen Abentheuers nach.

Unter diesen Betrachtungen kam die Nacht heran; der ganze Palast wurde erleuchtet, einige Bedienten kamen mit Fackeln, ein kleiner Page faßte meine Schleppe, und von einem andern ward ich zu dem Hausherrn geführt. Zwei Reihen prächtig gekleideter Bedienten standen in einem großen Saale und grüßten mich ehrerbietig, wie ich durchging. Ich ward in ein schön geziertes Cabinet gebracht, wo ich einen sehr hübschen Jüngling, der auf einem Sopha lag, erblickte. Mit heiterer Miene und höherer Röthe

der Wangen empfing er mich, und gab meinen Begleitern ein Zeichen, sich zu entfernen.

Setze dich, sagte er zu mir, der lange Weg wird dich ermüdet haben. Ich lese in deinen Mienen, daß Furcht und Zweifel dich bestürmen, du hältst mich für ganz etwas anderes, als was ich bin: verscheuche die Furcht; die Kleidung, worin du mich hier siehst, ist ein Blendwerk, ich bin ein verkleidetes Mädchen. Die Unordnungen, die jetzt in der Welt bloß durch die übermäßige und närrische Gefälligkeit der Männer gegen mein Geschlecht vorgehen, verabscheute ich von Kindheit an, und ich entschloß mich, nie Theil daran zu nehmen. Keinem unterworfen, nur von mir abhängig, schlug ich mehrere Partien aus, mit dem festen Vorsatz, nie meine Hand einem Manne zu geben, der einem Weibe sich unterwerfen wollte. Da ich nun in den größten und volkreichsten Städten keinen Mann nach meinem Wunsche finden konnte, zog ich hieher auf das Land, um hier einen Mann nach meinem Sinn zu suchen. Mein Vorhaben ward bekannt, viele junge wohlgebildete und reiche Leute kamen zu mir, aber statt mit Kraft und Würde aufzutreten, fand ich sie alle unerträglich weibisch und verwarf sie; so daß keiner zuletzt es mehr wagte, vor mir zu erscheinen. Sie verschrieen mich allenthalben als ein launiges, eigensinniges Weib. Weil mir daher die freiwilligen Bewerber fehlten, entschloß ich mich, mir auf eine eigene Art Männer zu verschaffen, unter welchen ich wählen könnte. Aber auch bloß meiner Wahl sollte derjenige, der mir gefiel, das nicht zu verachtende Glück verdanken, Herr

eines großen Vermögens und mein Gatte zu seyn. Ich suchte die ältesten und klügsten meiner Bedienten aus, ließ sie sich verkleiden und schickte sie auf die Landstraßen, um mir alle junge Reisende, die sie antreffen würden, herzubringen, ohne sich jedoch irgend einer Gefahr auszusetzen. Mehr als einen haben sie mir schon zugeführt, gerne hätten diese mein Herz erobert, aber sie bestanden nicht in den Proben. Finde ich nun bei dir den Muth, die Stärke und das Ansehen, das derjenige, der mein Mann seyn will, durchaus haben muß, so sollst du der Glückliche seyn.

Lange stand ich wie verduzt, sie sah mich an und wartete auf Antwort: Sennora, sagte ich endlich, obgleich euer Vorschlag nicht zu verachten ist, so kann ich ihn doch nicht annehmen, da ich entschlossen bin, mich weder im Guten, noch im Bösen mit Weibern abzugeben. Bravo! bravo! unterbrach sie mich, besser konntest du es nicht machen, du siehst es ein, daß wir nichts taugen, und ich freue mich, daß du eine so schlechte Meinung von unserem Geschlecht hast. Bis jezt habe ich noch keinen gefunden, der so von uns gesprochen hätte. Du bist wahrlich der Mann, den ich suche, fahre nur so fort. Zu deiner Prüfungszeit bestimme ich dir acht Tage, entsprichst du in der ganzen Zeit diesem Anfang, so bist du am neunten Tage Herr im Hause und besitzest mein Vermögen und mich selbst.

Mit diesen Worten verließ mich das wunderliche Mädchen, ohne meine Antwort zu erwarten.

Die Bedienten traten wieder herein und führten mich fort.

Vierzehntes Kapitel.

Der Sicilianer zeigt, daß er fähig ist, ein guter Ehemann zu werden, und erhält Antwort auf drei Fragen, die er einer Dame vorlegt.

Sie brachten mich darauf in ein ganz von Wohlgerüchen duftendes Zimmer, das aufs prächtigste und üppigste verziert war, mir gefiel die eitle Pracht nicht, und ich befahl mit gebieterischer Stimme, mir eine andere Stube, die weniger verschwenderisch möblirt wäre, anzuweisen. Mein Befehl ward erfüllt, und ich gefiel der Dame des Hauses nicht wenig, wie sie sah, daß ich solche üppige Pracht haßte. Den Bedienten wurde strenge anbefohlen, mir in allem, was ich verlangen möchte, zu gehorchen. Ich warf mich auf ein Sopha und erwartete mit Ungeduld die Stunde der Abendmahlzeit. Zwei Diener brachten einen großen gedeckten Tisch mit vielen dampfenden Schüsseln. Ich setzte mich allein daran, obgleich wenigstens zwölf Personen Platz hatten; ohne lange zu wählen nahm ich die nächste Schüssel, aß davon, ohne die anderen zu berühren, stand dann auf und befahl dem Bedienten, mich nach meinem Schlafzimmer zu führen. Sobald wir hineintraten, beeiferten sie sich, mich auszukleiden, ich gab es aber nicht zu und befahl ihnen, sich gleich zu entfernen. Darauf verschloß

ich die Thüren, nahm ein Licht, das Zimmer, welches mit schönen Gemählden geziert war, zu besehen, und fand, daß es Bilder der lieblichsten Weiber waren.

Dieser Anblick erinnerte mich an meine geliebte Irene, und die Thränen liefen mir über die Wangen herab. Ich löschte mein Licht aus und warf mich aufs Lager, aber ich konnte keine Ruhe finden, ich wälzte mich herum, der Gedanke an meinen Verlust verscheuchte den Schlaf, und ich durchwachte weinend die ganze Nacht. Gegen Morgen erst schlummerte ich ein, erwachte jedoch bald wieder, stand auf, und da ich keine anderen Kleider, als den Weiberanzug fand, zog ich mich so gut an, als ich konnte. Im Vorsaale wartete ich, daß die Hausgenossen aufstehen sollten, um dann sobald als möglich dieß bezauberte Schloß zu verlassen; da aber in einer ganzen Stunde sich niemand sehen ließ und alles noch still und ruhig war, ging ich herum, und fand zu meiner Freude Mannskleider. Schnell beschloß ich meinen Anzug mit diesen zu vertauschen und dann zu entfliehen. Gesagt, gethan; ich stand bald in den neuen Kleidern da; als ich nun versuchte, die Hausthüre zu öffnen, fand ich sie mit doppelten Schlössern und Riegeln wohl verwahrt. Die Noth macht erfinderisch; ich lief die Treppe hinauf, um mich mit Hülfe meiner Betttücher zum Fenster hinunter zu lassen; wie ich aber eben hinaussteigen wollte, stürzten alle Weiber im Hause mit fürchterlichem Geschrei in mein Zimmer.

Auch die Dame des Hauses eilte herbei, und als sie die Ursache des Lärmens hörte, wandte sie

sich zu mir mit dem größten Ernste, und sagte mit gebieterischer Stimme: Du mußt in meinem Hause bleiben, auch gegen deinen Willen; alle Wege zur Flucht sind dir abgeschnitten, und jedes Mittel, wodurch du dich in Freiheit setzen könntest, wird dir genommen werden. Eine solche Anrede mußte einen Verzweifelten in Wuth setzen, ich antwortete in demselben Tone und ergriff ein Schwert, das auf dem Tische lag. Als die Dame sah, daß ich ihre Drohungen nicht achtete, ward sie sanfter: beruhige dich, sagte sie, ich will das Leben eines so braven Mannes nicht in Gefahr setzen, lieber will ich mit dir kapituliren. Können wir über die Präliminarien der Kapitulation nicht einig werden, so sollst du deine Freiheit haben, kannst gehen, wohin du willst, ohne daß ich mich widersetze. Die Artigkeit schien es zu fodern, daß ich diesen Vorschlag annehmen mußte, und ich ersuchte sie, mir die vorläufigen Bedingungen anzugeben. Hier ist ein unbeschriebener Bogen Papier, sagte sie, worauf mein Name steht, schreibe darauf was für Bedingungen du willst, und ich werde sie pünktlich erfüllen. Ich war verlegen über dieses Anerbieten und bat sie um Frist bis gegen Abend, die sie mir zugestand.

Gegen Abend erwartete mich die Dame mit Ungeduld und ließ mich fragen, ob ich die Artikel aufgesetzt hätte? Ich schickte den leeren Bogen zurück mit der Antwort, daß ich nicht eher die Präliminarien entwerfen könnte, bis sie mir einige Fragen beantwortet hätte. Sogleich erschien sie selbst, entließ die Bedienten und sagte: Sennor, hier ist eure Dienerin,

bereit, euch zu gehorchen. Ich wünschte drei Fragen beantwortet zu haben, versetzte ich, die erste ist: warum ihr so gänzlich von einem herrschsüchtigen Mann abzuhängen wünscht? Die zweite: warum ihr euch und eure Mädchen als Mannspersonen kleidet und warum ihr mich in Weiberkleider gesteckt habt? Die dritte endlich: warum ihr den Raub des Ganymedes habt mahlen lassen?

Das sollst du erfahren, antwortete sie. Du weißt, daß heut zu Tage die Weiber nur den Namen der Weiber haben, sonst aber die Herren der Schöpfung nach Gefallen beherrschen und ihr Ansehen mißbrauchen. Die Weiber sind in der großen Welt angesehener und geachteter, als die Männer, so daß meistentheils die Ehemänner nichts anzufangen wissen, ohne sich erst mit ihren Gattinnen zu berathen und sie wie ein Orakel um ihre Beistimmung zu befragen. Verlangt irgend einer eine Gnade oder Gunst, so beruft er sich niemals auf seine Ansprüche oder auf seine Verdienste, sondern bewirbt sich nur um die Fürsprache einer durch ihren Verstand, ihre Schönheit oder ihre Geburt ausgezeichnete Frau, und hat er die erlangt, so ist er der Erfüllung seines Wunsches gewiß.

Diese eitlen Vorzüge meines Geschlechtes haben mich aber nicht irre geleitet; ich sah ein, daß es nur Täuschung sey, und daß außer dem Schaden, den wir mit der Zeit uns selbst thun, der Nachtheil, den wir im Allgemeinen anrichten, sehr groß ist. Wie sehr muß ein Mann es bereuen, sich verheirathet zu haben, wenn er, durch Schmeicheleien seiner Frau

bewogen, größeren Aufwand macht, als sein Vermögen erlaubt, um es anderen gleich zu thun, und sich dann zuletzt von seinen Gläubigern belagert sieht, denen er dann Alles Preis geben muß, um sich zu befreien, oder wenn er gar, um dem Gefängnisse zu entgehen, die Flucht ergreifen muß. Wie wenige Frauenzimmer giebt es auch, die ordentlich ihrem Hause vorstehen und gleich geschickt auf das Große und Kleine achten können. Durch nichts aber erniedrigt sich ein Weib mehr, als wenn es bei Mächtigen und Vornehmen Andern irgend etwas zu verschaffen sucht, weil jeder voraussetzt, daß sie, um die Gönner zu bewegen, sie durch ihre Gunst belohnt. Kurz, dieß Alles hat mich dahin gebracht, keinen Mann zu heirathen, der nicht sein Ansehen, das ihm die ehrwürdigsten Gesetze bewilligen, geltend zu machen weiß.

Deine zweite Frage: warum ich mich und meine Mädchen als Mannspersonen kleide, und warum ich dir Weiberkleider geben ließ, will ich jetzt beantworten. In jenen glücklichen Zeiten, da die Weiber noch ganz von den Männern abhängig waren, hatten diese allen Putz, allen überflüssigen Prunk von sich verbannt: als aber die Frauen nach und nach ihre jezzige Macht erhielten, steckte unsere Eitelkeit allmählig die Männer an. Da die Weiber die vornehmste Ursache dieser Unordnung gewesen sind, so giebt es wohl kein wirksameres Mittel, die Männer zu bekehren, als daß wir uns wie sie kleiden, da sie unsere Moden angenommen haben. Damit sie einsehen, daß wir jetzt mehr sind als sie, und sie als unsere Bedienten

betrachten, giebt es da etwas passenderes, als daß wir, nicht zufrieden ihre Herzen zu beherrschen, auch ihre Tracht nehmen? Die Männer werden sich endlich über ihre weibische Eitelkeit und ihre Verzärtelung schämen, sie werden nicht mehr den Weibern zu gleichen suchen, und so das Ansehen, das sie ehemals über uns hatten, wieder erhalten. Dieß will ich durch meine Verkleidung andeuten.

Was deine dritte Frage anbetrifft, so hast du gewiß oft gelesen, daß Jupiter sich in den schönen Ganymedes verliebte und ihn statt der Hebe zum Mundschenken wünschte. Als Adler flog Jupiter zum Ida, wo der Jüngling sorglos jagte, nahm ihn in seine Klauen und trug ihn zum Olymp empor, wo ihn Juno, wie man sagt, nicht mit günstigen Augen ansah. Es ist eine Fabel, aber nicht ohne tiefen Sinn von den Griechen erfunden. Ich verstehe mich eben nicht auf die Auslegung der Mythologie, aber ich glaube, daß Jupiter nur durch einen Irrthum den Ganymedes raubte: er sah den schönen Trojanischen Jüngling, wie er so zart und lieblich war, kein Barthaar bräunte seine rosigen Wangen, er duftete von Salben, und in seinem Phrygischen Gewande glich er mehr einer Jungfrau, als einem Knaben: der Vater der Götter glaubte nicht, daß ein Mann sich so schmücken, so weichlich ausputzen könnte, hielt ihn für ein verkleidetes Mädchen und trug ihn durch das Gewölk empor. Du wirst bald finden, daß ich dieß Bild im Vorsaale mahlen ließ, um anzudeuten, daß Männer, die durch Weichlichkeit und üppige Pracht sich den Weibern gleich stellen, auch wie diese behan=

belt werden und dieselben Dienste verrichten müssen. Hättest du die andern Gemählde betrachtet, so würdest du auch den Jupiter in Weiberkleidern gefunden haben, und den Alciden bei der Omphale an der Spindel. Alle diese Fabeln sollen uns nur zeigen, wie verächtlich sich die Männer machen, wenn sie sich von unserm Geschlecht beherrschen lassen.

Die Dame überreichte mir bei diesen Worten das Blatt, worauf ich die Bedingungen schreiben sollte, ich konnte mich aber nicht entschließen, es kam mir vor, als ob mir meine Irene zuflüsterte, mich nicht einzulassen, auf der andern Seite aber hatte mich diese Sirene so bezaubert, daß es mir eine große Thorheit schien, eine so schöne Gelegenheit, mein Glück zu machen, fahren zu lassen. Da sie mich unentschlossen sah, hielt sie mir das Blatt hin und sagte: Muth gefaßt! schreibe mir die Bedingungen vor, unter welchen du mein Gatte seyn willst. Eine so wichtige Sache, versetzte ich, verlangt Ueberlegung, meine erste Bedingung ist, daß ihr mir Zeit laßt, die Punkte genau zu erwägen. So lange du willst, kannst du darüber nachdenken, antwortete sie, je weniger du eilst mein Mann zu werden, um so werther bist du mir.

Ich begab mich nach meinem Zimmer und überlegte ernstlich, was ich thun sollte: Mein Wort, das ich meinem Freunde gegeben hatte, nach Madagascar zu gehen, schien mir unwiderruflich, und ich mußte ein Mittel auffinden, das schöne Mädchen zu erhalten und doch zugleich als Missionär weggehen zu können; und ich hoffte bei ihr keinen Widerspruch zu

finden. Ich entdeckte ihr daher am folgenden Morgen meine ganze Lage, und sie entschloß sich gleich, mich zu begleiten, ohne die drohenden Gefahren auf dem Meere und unter fremden Völkern zu scheuen.

Funfzehntes Kapitel.

Geschichte der Eugenia. Ende der Geschichte des Sicilianers.

Die Dame verkaufte einen Theil ihrer Güter und Sachen, ließ einen Freund aus Melazzo kommen, den sie zum Verwalter ihrer Güter ernannte, machte ihr Testament und übergab es einigen Herren in Messina, damit sie es, wenn sie nach zwanzig Jahren nicht zurück käme, eröffnen und ihren Willen vollziehen möchten. In vier Wochen war sie fertig mit den nöthigen Einrichtungen, und verließ froh und heiter ihr Vaterland. Wir segelten nach Calabrien und reisten dann zu Lande nach Rom. Unterwegs machte ich meine Gattinn mit meinem Leben und Schicksalen bekannt, woran uns bisher der Mangel an Zeit gehindert hatte, und sie erzählte mir ihre Geschichte.

Ich bin in der Stadt Cagliari in Sardinien geboren, und meine Aeltern waren reich und angesehen. Ich erhielt in der Taufe den Namen Eugenia. Kaum war ich zwölf Jahre alt, so umschwärmten mich schon viele junge Leute, und mehrere wünschten mich zur Gattin; sie gaben sich alle mögliche Mühe, mir zu

gefallen, ihre Versuche indeß, zu mir durchzudringen, wurden durch die Wachsamkeit meiner Aufseher vereitelt. Ein alter Oheim, der mich oft besuchte und mich lieb gewann, da er sah, daß ich verständig war, gab mir gute Lehren, die mir einen Abscheu gegen die heutige Art zu leben einflößten. Als ich vierzehn Jahre alt war, erschien ein Fremder in Cagliari; als Freund des Vicekönigs hielt er sich lange in dieser Hauptstadt auf; er sah mich, verliebte sich in mich und hielt um mich an, bekam aber eine abschlägige Antwort. Seine Leidenschaft bethörte ihn, er entschloß sich, mich entführen zu lassen, und in einer stürmischen, dunkeln Nacht ward ich von dem Landhause, wo ich mit meinen Frauen mich aufhielt, fortgeschleppt. Seine Bedienten brachten mich nach seinem Schlosse, und nun erschien er selbst, ganz wie ein Pariser Stutzer, warf sich mir zu Füßen, schwur, daß nur seine feurige Liebe ihn zu diesem Schritte verleitet hätte, und suchte mich durch Schmeicheleien zu bethören. Als er indeß sah, daß seine Liebkosungen nichts ausrichteten, beschloß er, nach einigen Tagen sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, ließ mich in ein kleines finsteres Zimmer bringen, und drohte fürchterlich, mich recht zu quälen, wenn ich seinen Willen nicht thun würde.

Während der Zeit war der Prozeß wegen meiner Entführung bei Gericht anhängig gemacht, mein Räuber sollte verhaftet werden, und er sah sich gezwungen, so schnell als möglich die Flucht zu ergreifen. Ich mußte ihm folgen, ward ans Meer geführt, eine Barke stand bereit und brachte uns nach

Corsica. Von dort suchte er sich die Erlaubniß, nach Sardinien zurück kommen zu dürfen, durch Bestechungen und die Verwendung des Vicekönigs zu verschaffen; aber sein Bemühen war umsonst, die Beleidigung, die er meiner Familie zugefügt hatte, durfte nicht ungestraft bleiben. Endlich entschloß er sich, mich heimlich tödten zu lassen und dann auszusprengen, daß ich eines natürlichen Todes gestorben sey, weil er glaubte, daß meine Aeltern, wenn sie die Hoffnung, mich wieder zu sehen, verloren hätten, auch allmählig aufhören würden, ihn zu verfolgen. Sein Kammerdiener aber, welcher den Auftrag, mich zu ermorden, erhalten hatte, war zu mitleidig; er entdeckte mir den Anschlag und überredete mich, mit ihm zu entfliehen. Ich hatte keine Wahl und folgte ihm; wir entkamen glücklich, erreichten Bastia, wo mich ein Kaufmann, den ich kannte, aufnahm und meine Aeltern von dem Vorfall benachrichtigte, die schnell kamen, um mich nach Sardinien zu bringen. Der Kammerdiener, dem ich meine Rettung verdankte, blieb bei uns, da er es wünschte, und ward reichlich belohnt. Mein Entführer durfte nun nicht zurück kommen, er schrieb uns drohende Briefe, als er sah, daß sein Plan gescheitert war, und da der Vicekönig ihm wohlwollte, und ihm auf jede Art die Erlaubniß zu seiner Rückkehr zu verschaffen suchte, verließ ich Sardinien, aus Furcht vor neuen Gewaltthätigkeiten und ging nach Sicilien.

Meine Aeltern starben bald darauf, ich erhielt keine Nachrichten mehr aus meinem Vaterlande, daher weiß ich nicht, was aus meinem Verfolger ge-

worden ist. Fest entschlossen, nie wieder nach Sardinien zurück zu kehren, verkaufte ich alle Güter, die ich dort besaß, erstand diese, die du gesehen hast, und lebte eine Zeitlang in harmloser Stille.

Meine Ruhe dauerte indeß nicht lange. Derselbe Kammerdiener, der mir das Leben gerettet hatte, wollte mich verrathen und mein Tyrann werden. Er verlangte meine Hand als Belohnung seiner Verdienste. Ich wies ihn zurück, aber er erneuerte unaufhörlich seine Anträge, bis ich mich endlich gezwungen sah, ihn zu entlassen. Zwei Jahre lebte ich darauf in dem dir bekannten Schlosse, bis ich endlich so glücklich war, dich zu finden und die Deinige zu werden.

Ohne uns irgendwo lange aufzuhalten, reisten wir nach Rom, und sobald wir angekommen waren, suchte ich den Dagal auf, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, daß er einige Tage vor unserer Ankunft mit zwei Geistlichen und zwei Laien nach Neapel gereist sey, um nach Spanien überzuschiffen. Ich eilte ihm nach, er war aber schon nach Alikante abgesegelt, und erst nach acht Tagen traf ich ein Schiff, das nach demselben Hafen bestimmt war. Wir stachen in See, der Wind war günstig, das Schiff flog durch die Wogen; zu unserem Schrecken aber zeigten sich am dritten Tage zwei Türkische Schiffe. Aller Widerstand war vergebens, wir mußten die Segel streichen. Als die Beute vertheilt ward, erhielt ich einen ungefähr vierzigjährigen Mohren zum Herrn, mußte ihm nach Tunis folgen und ward zur Arbeit im Garten gebraucht. Von meiner Eugenia konnte

ich nichts erfahren, so viele Nachforschungen ich auch anstellte; der Gedanke, daß sie meinetwegen ihr Vaterland verlassen hatte und dadurch in die Sclaverei gerathen war, quälte mich unaufhörlich.

Ich verließ das Haus meines Herrn nie anders, als wenn ich mit den übrigen Sclaven aus einer Quelle, die ungefähr eine halbe Stunde vom Garten entfernt war, Wasser holen mußte. Eines Tages sah ich dort unter anderen Sclaven einen Menschen, den ich schon an einem anderen Orte gesehen zu haben glaubte: er betrachtete mich auch und redete mich endlich an: Seyd ihr nicht Don Cäsar? So heiße ich, war meine Antwort; euch soll ich aber auch kennen, obgleich ich mich nicht besinnen kann, wo ich euch gesehen habe. Wie? versetzte er, kennt ihr nicht mehr euren Wirth in Cefalonia? Da ging mir ein Licht auf. Aha! sagte ich, mit höhnischem Lächeln, seyd ihr der saubere Demetrio? geht zum Henker und laßt mich in Ruhe, ihr habt die Sclaverei wohl verdient! und damit kehrte ich ihm den Rücken. Ihr habt wohl Ursache, erwiederte er, auf mich zu zürnen, ich sehe es ein, daß ich mein Unglück verdient habe, aber ich hoffe meine Frevelthat zum Theil wieder gut zu machen: wünscht ihr euch in Freiheit zu setzen? Schnell wandte ich mich zum Demetrio, wie ich das süße Wort Freiheit hörte, und fragte ihn, wie er das bewerkstelligen könnte? Morgen sollt ihr es erfahren; ich unterhandle mit einer schönen Europäerin, die im Serail des Beis ist, sie hat mir für ihre Befreiung goldne Berge versprochen, und ich habe meine Anstalten schon so getroffen, daß ich mein Vor=

haben glücklich auszuführen hoffe. Kommt Morgen hieher, dann sollt ihr hören, wie ihr nach Europa gelangen könnt. Damit ging er fort und ich kehrte mit meinen Gefährten nach unserem Hause zurück.

Mit Ungeduld erwartete ich die Stunde des Wasserholens, flog, wie ich das Zeichen dazu hörte, nach der Quelle, und fand den Demetrio, der schon auf mich wartete. Nehmt diese Strickleiter, sagte er, entflieht dadurch in der Nacht aus eurem Hause, eilt auf die Flamme zu, die ihr am Ufer des Meeres sehen werdet, dann seyd ihr geborgen. Ich verbarg die Leiter, füllte meinen Krug mit Wasser, trieb meine Gefährten zu eilen und lief voraus, unter dem Vorwande, daß ich noch eine Arbeit im Garten beendigen müßte. Sobald ich darin war, suchte ich eine Stelle der Mauer, die zum Uebersteigen bequem wäre, fand eine solche, und entfloh in der Nacht glücklich. Ich erblickte sogleich das Feuer, das mich leiten sollte, verdoppelte meine Schritte, um es zu erreichen, Demetrio kam mir entgegen, ließ mich in ein Boot steigen und ruderte mit mir ans Schiff. Die Segel wurden aufgespannt, die Matrosen griffen zum Ruder, die Nacht war schön, der Wind frisch, und bei Tages Anbruch waren wir schon vierzig Seemeilen von der Afrikanischen Küste. Gegen Mittag erhob sich aber ein heftiger Sturm, wir mußten uns dem Winde und den Wellen, die wie Berge auf uns herabstürzten, überlassen; die Nacht hindurch waren wir ein Spiel der Wogen, und wie die Sonne aufging, lag nur einen Kanonenschuß entfernt ein steiler Felsen, der allenthalben mit blinden Klippen umgeben

war. Unser Schiff stieß an, das Wasser drang von allen Seiten ein. Jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. Ich erreichte glücklich durch Schwimmen eine kleine Bucht des Felsens, und froh betrat ich das Land.. War ich aber dem Tode im Wasser entronnen, so drohte er mir auf den Klippen durch Hunger; der Felsen schien wüste und unbewohnt, eine Spitze thürmte sich über die andre auf und alles war öde und unfruchtbar.

Traurig saß ich da und seufzte, als sich mir zwei ehrwürdige Alte nahten und mich einluden, ihnen zu folgen. Ich ging mit ihnen und sah eine kleine Hütte vor uns liegen. Mein Sohn, sagte der eine, dieß ist unsere ärmliche Wohnung, wo wir fern vom Geräusche der Welt leben. Funfzig Jahre sind verflossen, seit ein Sturm uns an diese Insel geworfen hat, und froh und zufrieden haben wir diese Zeit hier zugebracht, ohne nur daran zu denken, unsern Aufenthalt wieder zu verlassen. Keiner von Allen, die hieher verschlagen wurden, hatte Lust, unserm Beispiele zu folgen. Wahrscheinlich wünschest du auch in das Getümmel der Welt zurück zu kehren, und dein Wunsch soll dir bald gewährt werden.

Wir hatten indeß die Hütte erreicht, sie gaben mir wilde Beeren, die ihnen zur Nahrung dienten, eine Quelle, die aus dem Felsen sprudelte, verschaffte uns einen kühlen Trunk. Einen Monat verlebte ich mit den Greisen, als in einer Nacht eine Toscanische Galeere nicht weit von dem Felsen ankerte. Wir zündeten ein Feuer an, um den Schiffsleuten anzudeuten, daß Leute auf der Insel wären, und gegen Morgen schickten sie ein Boot ab. Wir müssen uns trennen, sagte

der Einsiedler, denke daran, daß du während deines Lebens ein Ball des Glücks gewesen bist, suche jetzt, von der Vergangenheit belehrt, klug zu seyn, und sobald es dir an einem Orte recht wohl geht, so halte ihn für dein Vaterland, laß dich dort nieder und bleibe daselbst, ohne dich von der Lust, die Welt zu durchziehen, verführen zu lassen.

Ich nahm Abschied von den beiden guten Greisen, segelte mit der Galeere ab und ließ mich in Sicilien ans Land setzen; aber trauriger betrat ich es, als ich es verlassen hatte. Ich übernahm die Verwaltung meiner Güter, ließ jeden Gedanken an Reisen fahren, beschloß für immer in Sicilien zu bleiben, und beweinte den Verlust meiner Eugenia und das traurige Ende des wackern Isidoro.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Isla, José Francisco de,

Cäsar und Irene

Königsberg 1806

P.o.hisp. 115
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10607553-1